A 000 108 297 3

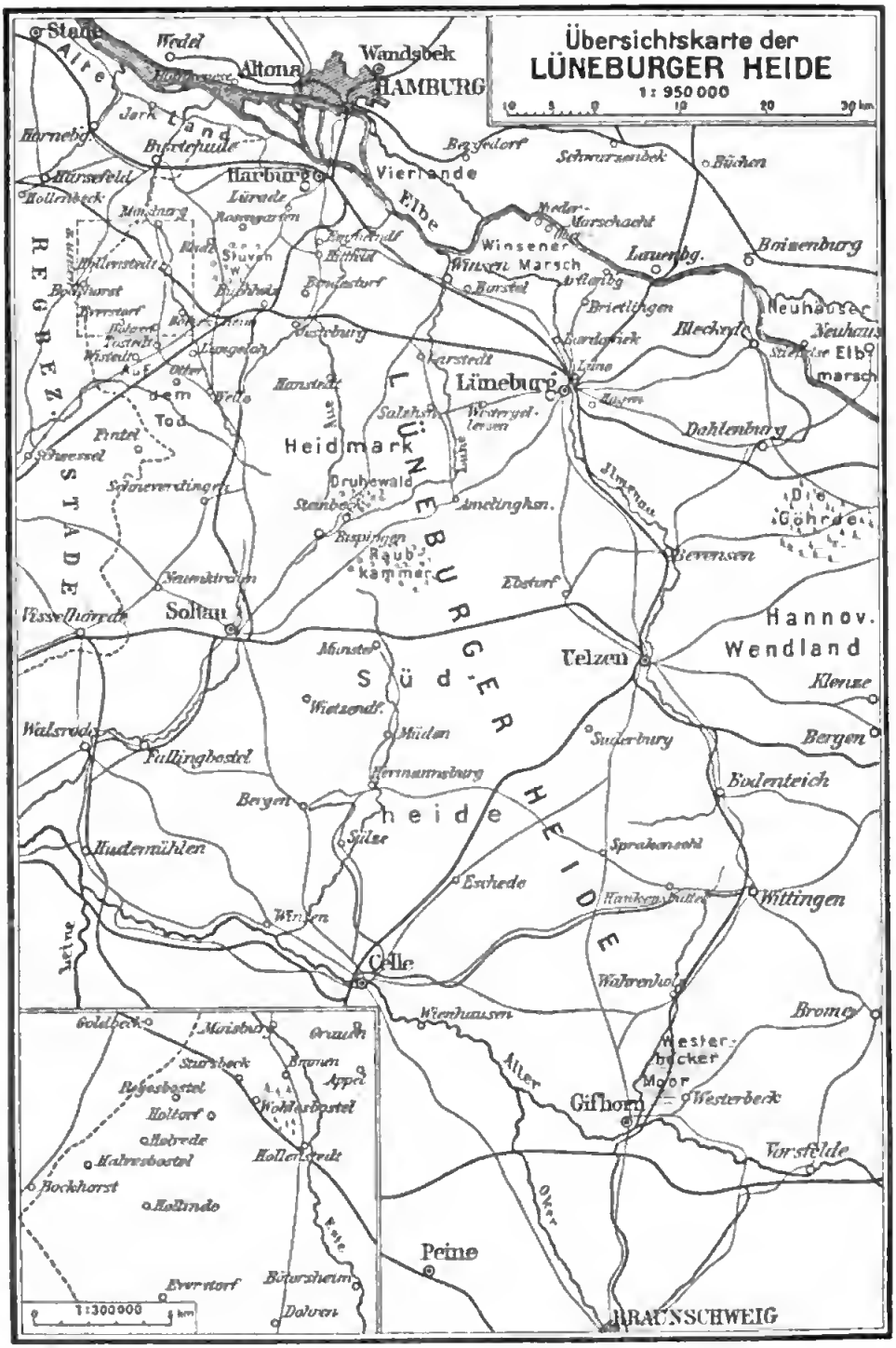
Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide

Studien zur niedersächsischen Volkskunde von Dr. Ed. Kück

59/35

Haus 200-215

To Library UCLA


Übersichtskarte der
LÜNEBURGER HEIDE
1 : 950 000
Stade
Wedel
Altona
Wandsbek
HAMBURG
Alte Land
Jork
Harburg
Vierlande
Elbe
Winsener Marsch
Winsen
Lauenbg.
Boizenburg
Neuhaus
Neuhaus Elbmarsch
Bleckede
Lüneburg
Dahlenburg
Heidmark
Druhewald
Amelinghsn.
Raubkammer
Bevensen
Die Göhrde
Soltau
Visselhövede
Uelzen
Hannov. Wendland
Klenze
Bergen
Walsrode
Fallingbostel
Müden
Hermannsburg
Bergen
Suderburg
Bodenteich
Sprakensehl
Eschede
Wittingen
Hudemühlen
Winsen
Celle
Wahrenholz
Bromer
Westerbecker Moor
Westerbeck
Gifhorn
Vorsfelde
Peine
BRAUNSCHWEIG
Leine
Aller
Oker
Este
Goldbeck
Maisburg
Grauen
Stursbeck
Bremen
Appel
Regesbostel
Wohlesbostel
Holtorf
Holrede
Hollenstedt
Bockhorst
Hollinde
Everstorf
Bötersheim
Dohren
1:300000
REGBEZ. STADE
LÜNEBURGER HEIDE
Süd-heide

gez. Radtke.

Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide

Studien zur niedersächsischen Volkskunde, in Verbindung mit dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege

herausgegeben von

Dr. Eduard Kück
Oberlehrer am Gymnasium zu Friedenau-Berlin

Mit 41 Abbildungen, 24 Singweisen und einer Karte

Leipzig
Verlag von Theod. Thomas
1906

Digitized by Google

Alle Rechte, auch hinsichtlich der Abbildungen und mit Einschluß des Übersetzungsrechtes, vorbehalten.

Druck von Fr. Richter in Leipzig

Frau Auguſte Wieſe, verw. Kück,
in Lüneburg,
ſeiner lieben Mutter,

und

Herrn Heinrich Sohnrey
in Steglitz,
dem volkstümlichen Erzähler und dem Anwalt der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatspflege, ſeinem verehrten Landsmann,

zugeeignet.

2207296

Vorwort.

„Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit.“ Die Volksſprache der Lüneburger Heide wird immer weiter zurückgedrängt, die alten Sitten und Bräuche ſchwinden, die verehrungswürdigen Reſte des Volksglaubens fallen der Vergeſſenheit anheim, das Bauernleben der Heide iſt unter dem Einfluß der Neuzeit und ihrer Kultur in einer ſtarken Umbildung begriffen. Die letzten Jahrzehnte haben mehr zerſtört als früher lange Jahrhunderte; die jüngere Generation der Heide weiß kaum mehr, wie es in de olen Tiden ausſah, und bald wird die letzten Vertreter und Zeugen jener Zeiten die Erde decken. Ein ähnlicher Rückgang des alten Volkstums und ſeiner Überlieferungen zeigt ſich ja leider weit über die Heidegegenden hinaus. Um ſo lebhafter drängt ſich der Wunſch auf, daß es dem warmherzigen Streben der vielen, für die Wohlfahrt des flachen Landes eintretenden Männer gelingen möge, wenigſtens einen völligen Bruch mit der Vergangenheit zu verhindern.

Aus der Liebe zur Heide, die meine Heimat iſt, und aus dem Wunſche, etwas dazu beizutragen, daß die bedrohten Schätze des Volkstums nicht auch der Forſchung verloren gehen, reifte in mir vor etwa ſechs Jahren der Plan eines Wörterbuches der Lüneburger Heide. Ich erwähne das hier nicht nur, um die Bitte um landsmänniſche Unterſtützung daran zu knüpfen,[1]) ſondern auch,

[1]) Eine vorläufige Bitte in dieſer Hinſicht habe ich bereits im 2. Heft der Lüneburger Muſeumsblätter ausgeſprochen. Im nächſten Heft, vorausſichtlich im Februar 1906, wird ein ausführlicher Bericht mit praktiſchen Vorſchlägen zum Sammeln veröffentlicht und als Sonderabdruck gern jedem,

weil aus der Arbeit am Wörterbuch das vorliegende Buch erwachsen ist. Denn bei der Sammelarbeit, die mich fast in jeder Urlaubszeit in die Heide führte und in immer nähere Berührung mit dem bäuerlichen Leben der Heide brachte, floß mir allmählich eine solche Masse volkskundlichen Stoffes zu, daß ich dadurch zu besonderen Forschungen — zunächst auf dem Gebiete der Tracht — angeregt wurde und schließlich den Versuch unternahm, die vielen volkskundlichen Einzelergebnisse zu einem Gesamtbilde des alten Bauernlebens zusammenzufassen. Diese Aufgabe erschien mir an sich schon reizvoll; sie wurde noch lockender, da die Volkskunde, die junge Tochter der deutschen Philologie, immer noch zauderte, ihren Fuß in die Heide zu setzen.[1]) Erst jetzt, in den Wochen, wo dieses Buch sich anschickt, die Presse zu verlassen, rüstet man sich im Lüneburgischen, und zwar auf die dankenswerte Anregung des Herrn Regierungs- und Schulrats Dr. Plath in Lüneburg, zu einer Sammlung volkskundlicher Überlieferungen; ohne Zweifel wird diese Anregung noch viel Wertvolles zutage fördern.

Die geschilderte Zeit ist vorwiegend die Zeit, wo die jetzt ergrauten Männer und Frauen, meine wichtigsten Zeugen, noch jung und frisch waren, die Zeit vor etwa fünfzig oder sechzig Jahren, als der Großvater die Großmutter nahm; daß manches der alten Zeit Zugeschriebene noch heute lebendig ist, woraus sich übrigens gewisse Schwierigkeiten der Darstellung ergaben, widerspricht den obigen Ausführungen über den Zurückgang des volkstümlichen Lebens natürlich in keiner Weise. Auch die Bilder, die sämtlich für dieses Buch von Berufsphotographen[2]) neu auf-

---

der sich an der Sammelarbeit beteiligen will, auf Wunsch zugesandt werden. Ich bemerke noch, daß die Einleitung des Wörterbuches die passende Stelle sein wird, auf sprachlich-ethnographische Fragen einzugehen. Erst muß ein reiches Wortmaterial vorliegen, bevor auf diese schwierigen, durch neuere Aufstellungen noch keineswegs hinlänglich geklärten Fragen eine befriedigende Antwort möglich ist.

[1]) Auch die neueste Veröffentlichung, Dr. R. Lindes verdienstvolles Buch „Die Lüneburger Heide“ (in den „Monographien zur Erdkunde“ erschienen), verfolgt zunächst andere Aufgaben und hat das Gebiet der Volkskunde nur gestreift.

[2]) Bis auf Fig. 28a, die ich einem jüngeren Verwandten, Herrn Herbert Kummert in Celle-Lachendorf, verdanke.

genommen worden ſind, wollen in erſter Linie nicht das heutige, ſondern das alte Bauernleben veranſchaulichen.

Das Buch bildet zwar ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes, aber es weiſt zugleich über ſich hinaus, auf das noch in der Ferne liegende Ziel einer niederſächſiſchen Volkskunde. In der Hoffnung, daß es früher oder ſpäter ſich als eine willkommene Vorarbeit in dieſer Richtung erweiſt, habe ich ihm den Untertitel gegeben: „Studien zur niederſächſiſchen Volkskunde“. Ohne Zweifel werden im einzelnen mannigfache Übereinſtimmungen mit anderen niederdeutſchen Landesteilen auffallen, aber hoffentlich wird man darin keinen Mangel des Buches ſehen. Wir müſſen uns heute vorwiegend darauf beſchränken, den volkskundlichen Stoff zu ſammeln und ihn ſo vor der Vergeſſenheit zu bewahren; erſt die Zukunft mag vergleichen und die Aufgabe löſen, das allgemein Verbreitete und das landſchaftlich Beſchränkte ſchärfer zu ſondern.

Bei der Darſtellung habe ich im weſentlichen den Regierungsbezirk Lüneburg im Auge gehabt und beſonders die Verhältniſſe des Nordweſtens[1]) darzuſtellen verſucht. In dieſen Grenzen verdanke ich wieder den meiſten Stoff meiner engeren Heimat, dem uralten, mehr als dreißig Dörfer umfaſſenden Kirchſpiel Hollenſtedt, mit deſſen Bevölkerung mich ſeit der Jugendzeit bis heute vielfache Beziehungen verbinden. Allen Bewohnern dieſes Kirchſpiels und der benachbarten Gegenden, die mich mit ihrer Auskunft unterſtützt haben (ihre Zahl dürfte mehrere Hundert betragen), ſage ich auch hier für ihre Freundlichkeit herzlichen Dank. Beſonderen Dank ſchulde ich aber meinen bis vor einem Jahre auf dem Lande lebenden Eltern. Durch ihre Vermittlung wurde es ermöglicht, daß die Nachforſchungen auch in der Zeit, wo mich dienſtliche Verpflichtungen der Heide fernhielten, nicht ins Stocken gerieten; insbeſondere hat meine Mutter durch ihre eifrige und

[1]) Die Verhältniſſe der dem Nordweſten benachbarten ſtadiſchen Heidegegenden haben, wie ich aus manchen Beobachtungen ſchließe, große Ähnlichkeit mit den im Buche geſchilderten. Allerdings fehlt es auch nicht an Abweichungen, und auf ſolche wird wiederholt im Buche hingewieſen. Die Volkstrachten der ſtadiſchen Heidegegenden (vgl. S. 86, Anm. 1) verdienen eine ausführliche, beſondere Darſtellung; eine empfehlenswerte Vorarbeit in dieſer Hinſicht findet der Leſer S. 124, Anm. 1 verzeichnet.

geſchickte Sammeltätigkeit — namentlich auf den Gebieten der Tracht und der Küche — meinen Plan in ſehr verdienſtvoller Weiſe gefördert. Kleinere Aufſätze und Nachrichten volkskundlichen Inhalts in Zeitungen des Regierungsbezirks Lüneburg und auswärtigen Zeitſchriften ſind ebenfalls mit Dank benutzt und an den betreffenden Stellen als Quellen verzeichnet worden. Durch freundliche Übermittlung derartiger Quellen haben mich die Herren Lehrer Benecke in Fahrenholz und Wrede in Gamſen beſonders verpflichtet; einige ſchriftliche Mitteilungen haben die Herren Lehrer Siegel aus Bevenſen (jetzt in Hollenſtedt) und Lehrer Kruckenberg in Lüneburg beigeſteuert. Durch die Schätze des Celler Muſeums hat mich Herr Lehrer Dehning in liebenswürdiger Weiſe geführt und meine Studien durch Auskunft über die Tracht der Südheide gefördert. Mit beſonderem Wohlwollen iſt man meinen Beſtrebungen in Lüneburg entgegengekommen: Herr Profeſſor Theodor Meyer vom Johanneum, mein ehemaliger Lehrer, und Herr Stadtarchivar Dr. Reinecke haben mir als Vorſtandsmitglieder des Muſeumsvereins mit Rat und Tat zur Seite geſtanden; außerdem haben Herr Dr. Reinecke und Herr Profeſſor Görges mir die für meine Zwecke in Betracht kommenden Quellen des Stadtarchivs und der Stadtbücherei nachgewieſen und in ſehr bequemer Weiſe zugänglich gemacht. Schließlich ſpreche ich mehreren Friedenauern für ihr hilfsbereites Entgegenkommen herzlichen Dank aus. Die Herren Rieche und Brunzlow vom Friedenauer Gymnaſium haben in kollegialer Weiſe ihr techniſches Können in den Dienſt der Sache geſtellt: jener hat ſämtliche Vertonungen einer Durchſicht unterzogen, von dieſem ſind die Grundriſſe des Buches[1]) und die treffliche Gebälkkonſtruktion (Fig. 34) gezeichnet worden. Die von Herrn Otto Radtke in Friedenau, Kartographen am Kaiſerlichen Reichspoſtamt, gezeichnete Überſichtskarte wird ohne Zweifel beſonders für die nichthannoverſchen Leſer eine willkommene Beigabe ſein.

Die verhältnismäßig ſchnell und in dieſer Ausſtattung erfolgte Veröffentlichung iſt zu einem guten Teile der Befürwortung

[1]) Hierzu ſei noch bemerkt, daß Fig. 37 die vereinfachte Wiedergabe eines genauen, vor mehreren Jahren von Herrn Regierungsbauführer Linke aus Hannover an Ort und Stelle aufgenommenen Grundriſſes iſt.

des „Deutſchen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege“ zu danken, der erſt vor kurzem durch die Herausgabe des Werkes „Die Kunſt auf dem Lande“ ſein Intereſſe für die Erforſchung und Darſtellung ländlicher Kulturverhältniſſe bekundet und deſſen Hauptorgan, das „Land“, dem umfaſſenden Programm des Vereins entſprechend ſich ſeit Jahren, wie bekannt ſein dürfte, auch an der wiſſenſchaftlichen Behandlung volkskundlicher Fragen in bemerkenswerter Weiſe beteiligt hat.

Möge das Buch, von deſſen Inhalt bisher ſo gut wie nichts[1]) veröffentlicht worden iſt, eine freundliche Aufnahme finden! Daß es manche Ergänzungen zuläßt und hier und da ihrer bedarf, deſſen bin ich ſelbſt mir deutlich bewußt. Um ſo willkommener werden mir etwaige Mitteilungen über unerwähnt gebliebene Heidebräuche, auch über ähnliche Sitten, Benennungen, Anſchauungen und Zuſtände anderer niederdeutſcher Gegenden ſein.

Friedenau, im Oktober 1905.

Eduard Kück.

---

[1]) Ein vereinzelter und vor dem Plan dieſes Buches entſtandener Aufſatz über die Bauernhochzeiten der Heide iſt 1897 in der „Zeitſchrift des Vereins für Volkskunde“ veröffentlicht, aber jetzt völlig umgearbeitet und erweitert worden. Außerdem iſt dieſes und jenes aus dem Gebiet der Tracht im Anſchluß an einige von mir gehaltene Vorträge in Berichte der Tages- und Fachpreſſe übergegangen.

Erklärung der Abkürzungen und der in abgekürzter Form verzeichneten Quellen.

Andree	= A., Braunſchweiger Volkskunde (2. Aufl. 1901).
Böhme	= B., Deutſches Kinderlied und Kinderſpiel (Leipzig 1897).
Brem. Wb.	= Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch (1767 ff.)
Dähnhardt	= D., Heimatklänge, I. Aus Marſch und Heide (Leipzig 1901).
Ten Doornkaat	= T. D., Wörterbuch der oſtfrieſiſchen Sprache.
Droſihn	= D., Deutſche Kinderreime und Verwandtes (Leipzig 1897).
Heyne	= H., Deutſches Wörterbuch.
Hottenroth	= H., Deutſche Volkstrachten.
Jahrb.	= Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutſche Sprachforſchung.
Jellinghaus	= J., Zur Einteilung d. niederdeutſchen Mundarten.
Korr.	= Korreſpondenzblatt d. Vereins f. niederdeutſche Sprachforſchung.
Kück, Beiträge	= K., Niederdeutſche Beiträge z. deutſchen Wörterbuch (Progr. d. Gymn. zu Friedenau 1905).
Lübben-Walther	= L. u. W., Mittelniederd. Handwörterbuch.
Lün. Anz.	= Lüneburgſche Anzeigen.
Mentz	= M., Franzöſiſches im mecklenburgiſchen Platt (Progr. Delitzſch 1897, 98).
E. H. Meyer	= Eiard Hugo Meyer, Deutſche Volkskunde (Straßburg 1898).
mhd.	= mitteihochdeutſch.
Mi	= Mi, Wörterbuch d. mecklenburgiſch-vorpommerſchen Mundart (1876).
mnd.	= mitteiniederdeutſch.
nd.	= niederdeutſch.
Niederſ.	= Zeitſchrift Niederſachſen.
Regenhardt	= R., D. deutſchen Mundarten, Niederdeutſch (Berlin 1899).
Richey	= R., Idioticon Hamburgenſe (2. Aufl. 1754).
Z. V. V.	= Zeitſchrift d. Vereins f. Volkskunde.

Berichtigungen und Zuſätze.

S. 9, Z. 6 Tähnen (ſtatt Tehnen).
S. 42, Z. 3 u. Anm. 1 Fiſchermeier(s) (ſtatt Fiſchmeier(s)).
S. 46, Z. 2 (v. u.) u. S. 86, Anm. 2 Hebe (ſtatt Heebe).
S. 80, Z. 2 (v. u.) Wolle (ſtatt Wollgarn).

In einigen Liedern ſind die neueren niederdeutſchen Formen beibehalten worden, obwohl der Reim ältere erweiſt (S. 13, Z. 9 denn ſtatt dann, S. 15, Z. 2 herüm ſtatt herum). Das zwiſchen zwei Vokalen ſtehende alte v, das neuerdings durch das hochdeutſche b immer mehr zurückgedrängt wird, iſt mit Rückſicht auf die behandelte Zeit durchgehends durch w wiedergegeben worden (Awend, gewen u. ſ. w.)

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Erſter Abſchnitt: Jugendjahre 1

Geburt: Kinderzeug 1. Nahrung der Wöchnerin, Paten 2. Taufe: Kaffeltüg 3, Säugemuhme 4, Namen 4, Kinnerbeer 6. Kirchgang der Mutter 7. Wöchnerin und Kind im Volksglauben: Heilkraft der Wöchnerinnenſuppe, Sehnenverrenkung durch die Mutter von Zwillingen heilbar, Bruſtſchuß 7, Nachgeburt und Nabelſtrang, Wunderkuren 8, Zahnen, Bettnäſſen, Krämpfe, dat Faſch, der Dwardel (Wirbel) auf dem Vorderkopf 9. Wiege 10. Dauer des Stillens 11. Wiegenlieder 11 f. Sprechreime 15. Spiele zur Unterhaltung der Kleinen 16. Kleidung vom vierten Jahre an 17. „Wolf und Gans", Rübenpuppe mit Hedehaar, Klöterſpielzeug aus der Luftröhre der Gans, Peduck-ſpiel 18. Gänſehüten, die erſten Spiele der Mädchen 20, Marienkäferlied 21. Spielzeug der Knaben 22. Spiele der heranwachſenden Kinder: Spiele ohne Lied und Tanz (Dull Hund, Voß ut'n Lock, Großmudder Schöttel-dok, Ful Ei, Permutt Permin 23, Finkenſtein 24). Abzählreime 24. Spiele mit Geſang und Tanz (Brückenſpiel 26, Mudder Merie 27, Mann von Jericho 28, Kringelkranz, Roſendanz 29, Schwarze Köchin, „Jammer, Jammer, höre zu" 30, „Adam hatte ſieben Söhne" 31, Luwiſe, Luwiſe 32). Buntheit der Reigenformen, Einfachheit der muſikaliſchen Elemente 33. Spiele der älteren Knaben 34.

Die großen Kirchenfeſte und die Volksſitte: Oſterfeuer 36, Paſcheier, Oſterglaube 37. Das Herumfahren des Pingsbötels 39, vermutlich der Reſt einer alten Maifeier mit Wettaustrieb und Hammelopfer 40, Fiſchermeier und Maibraut 41. Vullbûks-awend (Chriſtabend), Kanjês und Kanjêskoken 42. Oljohrs-awend (Silveſter), Aſchen-möhm 43. In den Zwölften 44.

Schulbeſuch und Kühehüten 45. Erſter Spinnunterricht 46. Erſte Verſuche im Nähen, Adamsbaum 47. Die Mädchen und das Stricken, 33 Kinderrätſel 48. Konfirmation 53.

Zweiter Abſchnitt: Knecht und Magd, Bräutigam und Braut 55

Gliederung des Geſindes, Dienſtantritt 55. Der Koffertag 56. Die Arbeit des Geſindes: Der Dorfkuhhirte 57, die Weide ein unaufgeteilter Reſt der alten Mark 57 f. Die Verkoppelung und die Erſetzung des Dorfkuhhirten durch die Knaben und Mädchen der einzelnen Höfe 60, durch konfirmierte Knaben 61. Der Schäfer 61, Schafſchur, Wollhandel 64, Schafmärkte 65. Der Klein- und der Großknecht 65. Der Häusling 66. Heidehauen 66. Landwirtſchaftliche Geräte 68. Die Gewinnung des Torfes 71. Die Jahresarbeit der Mägde 73. In der Ernte 74, Schnüren 75. Ausſchlagen und Dreſchen 77. Dachſchütten 79. Der Sonnabendabend 79, Dauer des Sonntags 80. Lohnverhältniſſe 80.

Die Tracht der Heide 81. Echte und unechte Volkstracht 82. Volkstracht und wirtſchaftliche Verhältniſſe 83. Verwechslung der Heidebäuerin mit der Bardowieckerin in neueren Darſtellungen 84. Volkstracht und Kirchſpiel 85. Die Tracht der Heide in ihrem Zuſammenhang mit der Bauernwirtſchaft dargeſtellt: Behandlung des Hanfes 87, Brakelköſt 88, das Wickeln des Wockens 92, Wockenblätter 93. Behandlung des Flachſes 93, der Wolle 94. Strickende Männer, der Bauernſtrumpf 97. Spinnrad 98, Haſpel 101. In der Spinnſtube 102, ſieben Spinnlieder 104. Das Weben: Kochen des Garns 111. Das Scheren, die verſchiedenen Scherrahmen 112. Aufziehen des Garns (Aufzug) 115. Herſtellung des Einſchlages 117. Das Bleichen im Grashof, die Nachtwache in der Leinenhütte 120. Beiderwand 120, Dreikamm, Sludderbüxen, Handtücher 121. Tiſchlaken, Buntweben 122. Die Frauentracht: Arbeitstracht 122, Sonn- und Feſttagstracht einſchließlich des „Goldgeſchirrs“ 125, Kirchtracht 127, Abendmahlstracht 128. Die Kopftracht der Frauen 129: die Moppe mit der ſchnabelförmigen Stirnbinde 130, die Pappmütze (Snippmütz) 133, Mützenſchachteln 135, die einzelnen Arten der Pappmützen, die Sonntagsmütze, die Kirchmützen (de Knüppels-mütz, de Gel-blanke, de Witt-blanke, de Golle, de Sülwerne) 136 f., die Abendmahlsmütze 137, die Trauermützen, abweichende Haubenformen 138. Die Brauttracht 139. Zur Geſchichte der Brautkrone 140. Brautkrone und Perlenkranz im alten Lüneburg 142. Die Männertracht 142.

Tanzmuſik 144. Bunte und runde Tänze 145. Tanzlieder 147. Jahrmarkt 151. Faſtnachtsfeier, Ohrendag (Erntefeſt) 152. Burſche und Mädchen: ſein und ihr Ideal 154f. Der Volksglaube und die angehende Braut 156. Freiwerberei 157. Dat Loeft (Verlobung) 158. Genehmigung der Gutsherrſchaft 160. Sie „laſſen ſchreiben" 161. „Von der Kanzel poltern" 163f. Die Hochzeitsbitter 164. Der Kiſtenwagentag und der Kiſtenfüllerspaß 168. Die Ausſteuer 170. Küchenlieder 172. Hochzeitsgeſchenke 173. Der Hochzeitstag 174. Der Ausgang der Braut und der Ollersmann (Ältermann) 175. „Brut, Brut, ſmit ut!" 176. Die Trauung 177. Die Raſlansmudders 178. Die „große Mahlzeit" 179. Ehrentänze 180. Das Vordringen ſtädtiſchen Einfluſſes 182. Einfachheit der Feier in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts 183. Bezeichnung der Frau nach dem Hausnamen ebd.

Dritter Abſchnitt: Eignes Haus und eigner Herd, Altenteil und Tod 185

Das Heim der Verheirateten 185ff. Husbörn (Hausrichtung) 185, Tünen und Lehmen 186. Lage des Fletts (der Vordiele) 188. Der Rehmen 189. Die Feuerſtätte und ihre Entwicklung bis zum modernen Sparherd 191. Die Feuerkieke 195. Die Beleuchtung: Kienſpan, Krüſel 196, Tranfunzel 197. Die Ausſtattung des Fletts 198. Die Räume hinter dem Flett 199f.: Dönz, Blangendönz, Twiſchenkommer, Dönzenboen, Kurnboen, Kroepelboen. Einrichtung der Dönz 201. Die Butzen (Schlafſtätten) mit dem Kartoffellager darunter 203. Schilleratſen (Wandbilder) 205. Der Ehrenſitz auf dem Stuhl ebd. Die Pfanne, Löffelſchnitzen, Aufkommen der Gabeln, das Taſchenmeſſer 206. Ausſtattung der Blangendönz ebd. Blumenpflege 207, Baumzucht 208. Boden, Diele und Vieh ebd. Höftſtänder 209. Die Hille 212. Sot (Ziehbrunnen) und Börntrog 212f. Die Große Tür und der Hofraum 214. Torfſchauer und Backholz, die Scheune und das Banſen 215. Swinkawen und Swinhus 215f. Bienenzaun 216. Die Backhäuſer als die Häuslingshäuſer der Heide bereits im 16. Jahrhundert nachweisbar 216. Gliederung der Landbevölkerung im 16. Jahrhundert und ſpäter 216f. Beſchreibung des Backhauſes 217. Das ſpätere Häuslingshaus 219.

Die Arbeit der Bauerfrau 220f. Ihre verantwortungsvolle Stellung 221. Ihre Arbeit im Verlauf eines Tages und die verſchiedenen Mahlzeiten 221f. Cichorienkaffee 225. Sonſtiges

aus der Heideküche: Tunke, Eierſpeiſen, Buchweizenpfannkuchen 226, Boddermelks-warmbeer 227, Suppen 227 f. Das Schlachten: Slachtelköſt, Büdelwuſtawend, Herſtellung der verſchiedenen Würſte 228, Schwarz- und Weißſauer 229 f., das Fleiſch im Rauch 230. Braunbier 230, Met, Wachs 231. Brotbacken 232, beſſeres Gebäck 233. Milch- und Käſewirtſchaft 234 f.

Volkstümliche Geſundheitspflege: Allgemeines, Roggenbreikur 236. Verwendung des Flieders 237. De Huk (das Zäpfchen) uptehn, Hattſpann 237. Rölken, ruge Heinerich, Wermut, Rainfarn, Schafmiſt, Brühwaſſer 238. Die Tollhundsbutter der Goldbecker Mühle 238 f. Sympathetiſche Kuren 239 f. Die Mittel der Bendeſtorfer und der Starsbecker Mühle 239 f. Beſprechen 240. Behandlung des Neſſelfiebers und des kalten Fiebers, Vertreibung der Warzen u. a. 241. Spukſeherei 242.

Hühnerzucht 244. Gänſezucht 244 f. Verpflichtungen gegen den Gutsherrn 245. Der Kiepenkirdel 246. Der Viehhändler, der Kaufmann 247. Trinkſitten 248. Die Wäſche 248. Zur Kirche 249. Am Sonntagnachmittag 250. Zum Abendmahl 251. Einholen der Pflicht durch Pfarrer und Küſter ebd. Dorfſinn 252. Geſelliger Verkehr: güſt Kinnerbeer 253.

Auf dem Altenteil 254. Ein Begräbnis in der Heide 255. Das weiße Begräbnislaken (Notlaken) 256. Das weiße Begräbnislaken in ſlaviſchen Gegenden, volkstümlicher Urſprung des lüneburgiſch-ſlaviſchen Begräbnislakens 258. Weiß als volkstümliche Trauerfarbe 258 f. Das Sarglaken (Liklaken) 259. Bahrtücher von Genoſſenſchaften 259 f. Schwarz als Trauerfarbe 260. Die Särge der alten Zeit ebd. Vorzeichen des Todes 260 f. Das Einnähen der Toten, die Totenwache, die Einladungen der Totenfrau, der Sterbekittel 261. Das Hineinlegen der Leiche in den Sarg, die häusliche Leichenfeier 262, das Verlaſſen des Hauſes durch die Große Tür 263. Abſchaffung der Sitte des Einnähens und des Sterbekittels, der Leichenpfahl ebd.

Regiſter 265

Erſter Abſchnitt.

Jugendjahre.

Die ſchwere Stunde war vorüber: We hebbt en lütten Jungen! Die junge Mutter lag ſtill in der ſchrankartigen Bettſtatt, der Butze, der Kleine im Kiſſen neben ihr. Viel Vorkehrungen waren nicht getroffen worden. Die Mützennäherin hatte einige dunkle Wollmützen (Moppen) mit ſchwarzem Bandtüll und Öſen aus ſchmalem rotſeidenem Band genäht, eine kattunene Moppe für die Nacht, zwei Por Ärmels, d. h. zwei hinten zuzubindende, mit Barchent gefütterte Kattunjäckchen, dazu ein drittes Jäckchen von ſchwer ſchmutzendem Shirting (Schötting) und höchſtens drei bis vier Hemden, denn waſchen moet we ja doch alle Dag'. Dazu kamen einige Kindertücher aus abgewaſchenen, weichen Bettlaken. Um den Hals wurde in drei Zipfeln (dre-timpig) ein kattunenes Tuch gelegt, damit das Kind ſik nich nat ſpe. Vom Kaufmann waren zwei flanellne Luren (Luddern)[1]) und ein handbreites buntes Wickelband gekauft worden. Die eine Lure und das Wickelband wurden für die Taufe zurückgelegt. Bis dahin behalf man ſich mit der andern Lure oder holte zum Wechſeln ein Stück Beiderwand hervor; Wickelbänder für die erſte Zeit hatte ſich die junge Frau aus den baumwollenen Bettzeugſtreifen gemacht, die gelegentlich der Ausſteuer beim Anfertigen der Kiſſenbezüge abgefallen waren. Ärmere Frauen pflegten Wickelband und Luren nicht zu kaufen, ſondern aus getragenem Zeuge (buntem Baumwollenzeuge, einem Beiderwandrocke) herzuſtellen.

[1]) Das Wort geht auf mnd. lode = Fetzen, Lappen zurück. Dazu gehört in-luddern = einbünzeln. In der Südheide und der Heidmark heißt es de Lûr und inlürn.

Die tägliche Nahrung der Wöchnerin war außer Kaffee und Zwieback das Water-warmber (Waſſer-warmbier): altes Feinbrot wurde in Waſſer gekocht, Butter, Zucker und Salz dazu getan und die Suppe durch einen Durchſchlag gerührt. Schlimm waren beſonders die Frauen aus kleinem Stande daran; die Frau ſtand gewöhnlich allein, der Mann mußte verdienen, die Arbeit wartete; da war es nichts Seltenes, daß nach einigen Tagen wieder gemolken, gebuttert und gefüttert wurde. Aber auch die Frau des beſſer geſtellten Landmanns hielt keineswegs immer ihre ſechs Wochen aus, und die Warnung: Süß Weken hebbt ſüß Haken (oder ſüß Winkel) wurde oft überhört. Stellenweiſe (z. B. in Hittfeld) war es Sitte, daß bei Wochenbeſuchen allerlei Gebäck mitgebracht wurde, große Krengel, Topfkuchen und andere Dinge, die gewöhnlich dem Manne dienlicher waren als der Frau; hierauf geht das Wort: Dat (Derartige Leckerbiſſen) kann de Mann eten, wenn de Fro in de Wochen is.

Der Knabe iſt nun 14 Tage alt, der kleine Heide[1]) ſoll getauft werden. Die Geburt iſt ſchon am erſten Sonntage in der Kirche verkündet worden, die Mutter hantiert wieder im Hauſe herum, die Hebamme (Ba-mudder, d. h. Bademutter, auch Mudder Gripſch, d. h. Mutter Greif, genannt) iſt zu den in Ausſicht genommenen Gevattern (Fallern, mnd. vadder) geweſen und hat jeden gefragt, wenn he (ſo lautet die Formel) mit Meiers[2]) ehren lütten Jungen Sünndag na Kark gahn wull, dat he ok den rechten Namen kreg. Zu einem Knaben werden ausſchließlich Gevattern, zu einem Mädchen Gevatterinnen (Fallerſchen) gebeten.[3]) Die Bitte iſt für die Betreffenden eine Ehre, auch deshalb, weil nach dem Volksglauben die Eigenſchaften der Gevattern auf das Kind übergehen,[4]) und darf nicht abgelehnt werden,

---

[1]) Alte Leute nennen noch heute den erſten pechſchwarzen Stuhlgang des neugeborenen Kindes Heiden-dreck.

[2]) Der betreffende Hausname.

[3]) Faller und Fallerſch bezeichnen dann auch das männliche und weibliche Patenkind, ein ſchon alter Sprachgebrauch.

[4]) Das Brem. Wb. (I 330), de drudde Deel vam Kinde flegtet na den Vadder (Gevatter) bietet einen älteren Glauben, der vermutlich früher auch in der Heide geherrſcht hat.

ſonſt würde das Haus des oder der Betreffenden im nächſten Jahre abbrennen; eine Ausnahme macht eine Frau, die ſelbſt ein Kind erwartet: dieſe nimmt zwar an, hält aber das Patenkind nicht ſelbſt über die Taufe, ſondern läßt ſich vertreten. Daß die mit Geldverpflichtungen verbundene Aufforderung ſehr oft wenig erwünſcht war, kommt auch in der ſprichwörtlichen Wendung zum Ausdruck: Wenn dat Kind döft (getauft) is, wüllt ſe all Faller ſtahn. Gewöhnlich wurden drei, ſeltener zwei Paten gebeten, immer aus der nächſten Verwandtſchaft, der Großvater, die Großmutter, die Geſchwiſter der Eltern, mit Vorliebe diejenigen, die bei der Hochzeit (als Hochzeitsbitter, Brautjungfer) beſonders hervorgetreten waren. Das Kind erhielt ſeinen Namen nach dem oder der nächſten Verwandten unter den Paten. Bei den ſpäteren Kindern ging man weiter im Kreis der Verwandten: wekeen an de Reg wür, de wür tarrt (wer an der Reihe war, der wurde als Gevatter oder Gevatterin geladen, eigentlich „herangezerrt").

Der Tauftag war da. Vor der Kirche ging die Hebamme zur Pfarre, holte von den für Geld zu leihenden drei verſchiedenen Taufkleidern (Kaſſel-tüg, von mnd. karſten, kaſſen = zum Chriſten machen, taufen) das von der Mutter gewünſchte und wickelte das Kind.[1]) Über das Wickelband kam das Taufkleid, quer über dieſes wurde ein kleines ſeidenes Tuch geſteckt, die Taufmoppe aus buntem Wollzeug aufgeſetzt und nun der Täufling in dat grote Küſſen gebunden. Dieſes bis zum Tauftage unbenutzte Kiſſen bildete ein beſonderes Stück jeder Brautausſtattung: es war ½ Elle länger als andere Kopfkiſſen und hatte gewöhnlich einen rotkarrierten baumwollenen Überzug. Nach der Taufe wurde es die Wiegendecke, zunächſt aber ſollte das Kind darin zur Taufe getragen werden. In das hochkantig geſtellte Kiſſen wurde eine Höhlung gedrückt, das Kiſſen, wenn das Kind hineingelegt war, mit baumwollenem Schürzenband zuſammengebunden und um das Ganze ein Tuch geſchlagen. Dann ging die Hebamme mit den Paten zur Kirche.

Kamen die Kindtaufsleute (Kindöps-lü, die Paten des zu taufenden Kindes) von einem Außendorfe gefahren, ſo hielt die

[1]) Mit dieſem Wickeln und einem nochmaligen am Abend des Tauftages hatten die Dienſte der Hebamme ihr Ende erreicht.

Hebamme das Kind im Kiſſen unter dem weiten Beiderwandsmantel (in ſpäterer Zeit unter dem ſchwarzen Tuchmantel) der Bäuerin und legte ihm im Gaſthaus des Kirchdorfes das Taufkleid an. Da nicht „gebuddelt“[1]) wurde, brachten die Auswärtigen eine Frau zum Säugen mit, gewöhnlich eine Mitbewohnerin des Dorfes, die ebenfalls ein Kind an der Bruſt hatte, eine ſogenannte Sög-möhm (Säugemuhme), wie denn auch ſonſt gleichzeitig ſtillende Frauen beim Säugen ſich gern aushalfen. Natürlich war eine ſolche nicht immer vorhanden, dann fuhr irgend eine Frau des Dorfes, die aber trotzdem de Sögmöhm genannt wurde, mit der Hebamme zum Kirchdorfe. Fig. 1 zeigt eine derartige Abfahrt zur Taufe: der ſchon betagten Säugemuhme wird im „großen Kiſſen“ der Täufling hinaufgereicht und ein kleiner zuſammengebundener leinener Lappen mit entzweigebiſſenem Zucker, der ſogenannte Zucker-titt, mit dem der Kleine beruhigt werden ſoll; im Hintergrunde bringt ein kleines Mädchen die fußwärmende Fürkiek, von der ſpäter die Rede ſein wird. Bei entfernt liegenden Dörfern war es nicht ſelten, daß die Säugemuhme auf der Fahrt und bei der Taufe ſelbſt zugleich die Hebamme vertrat. Die Mutter war — ebenſo wie der Vater — bei der Taufe nicht zugegen, ſie ſaß daheim und las in einem geiſtlichen Buche; der Glaube war, daß dann das Kind gut lernen werde.

Früher waren Doppelnamen, die gleichzeitig als Rufnamen dienten, in weit ausgedehnterem Gebrauch als jetzt. So Hans Detel (Hans Dethlef), Hans Jochen (Joachim), Hein Gird (Heinrich Gerhard), Jehann Peter, Jehann oder Hans oder Klas Hinnerk.[2]) Bei ſolchen Doppelnamen hatte immer der zweite den Ton. Das gilt auch von den Mädchennamen, z. B. Trin Durt (Catharina Dorothea), Trin Meriken (Mariechen), Ann' Durt (Anna D.), Ann' Merie, Ann' Gret, Gret Liſch (Margarethe Eliſabeth). Die heutigen weiblichen Einzelnamen

[1]) Als ſpäter die künſtliche Ernährung aufkam, wurde in die Flaſche (den Buddel) ein Rohrhalm geſteckt und dieſer oben mit Werg umwickelt. Erſt langſam wurde dieſes rohe Mundſtück durch den über die Flaſche gezogenen Gummilutſcher (Koh-titt, Kuhzitz) verdrängt.

[2]) Im Ausſterben begriffen ſind die Namen Matten (Matthias) und Dierk (Dieterich).

Fig. 1. Abfahrt zur Taufe.

treten vorwiegend als Verkleinerungswörter auf; gelegentlich zeigt ſich auch ein Einfluß lateiniſcher Formen.[1]) Ich nenne: Duris (Doris), Durten (vermutlich aus Durtken oder Durtjen, wofür auf das Dortſchen der Südheide und das mecklenb. Durtick hinzuweiſen iſt), Fiken neben Sephi (Sophie), Gretſchen (aus älterem Gretjen), Lieſe neben der Verkleinerungsform Liſchen (Eliſabeth), Merie (Marie), Miken (aus Meriken, das ſeit mehreren Jahrzehnten vergeſſen iſt), Stina (Chriſtine), Trina (Catharine, das ältere Trin[k]' iſt ausgeſtorben) und ſchließlich Ingel (Engel), das aber im Schwinden begriffen iſt. Auf die Modenamen, die von den höheren Ständen her fortgeſetzt den älteren Beſtand der bäuerlichen Vornamen bedrohen und verändern, ſoll hier nicht eingegangen werden.[2])

Fiel das Kind nach der Taufe in einen längeren Schlaf, ſo galt dies für eine Folge der heiligen Handlung. Der kirchlichen Feier folgte die häusliche, dat Kinner-ber (mnd. kindel-ber). Zu ihr waren die nächſten Verwandten geladen; ſofern ſie Paten waren, verſtand ſich ihre Teilnahme von ſelbſt. Stellenweiſe ſagten die von der Kirche kommenden Paten zu Vater und Mutter: We hebbt 'n lütten Heiden mit na Kark nommen un bringt jo 'n (Euch einen) lütten Chriſten weller. Beim Abſchied gab jeder Gevatter (jede Gevatterin) der Hebamme vier Schilling (25 Pfennig) für die Einladung und den Eltern einen Gulden als Gaw' (Gabe), auch wohl einen Taler, wenn die ganze Familie bewirtet worden war.

Die Paten brachten ſpäter, wenn ſie in der Nachbarſchaft wohnten, dann und wann dem Patenkind ein Geſchenk mit, einen Kuchen, ein Pferdchen vom Markt, eine Schürze; ein Konfirmationsgeſchenk (etwa ein Geſangbuch) war ſchon etwas Beſonderes und Seltenes. Ein innigeres Verhältnis zwiſchen Paten und Patenkind, wie es in andern, beſonders ſüddeutſchen Gegenden die Regel iſt, bildete ſich gewöhnlich nicht heraus.

---

[1]) Z. B. bei Stina, Trina (aus lat. Chriſtina, Catharina).

[2]) Selbſtverſtändlich waren auch in der Heide die an männliche und weibliche Vornamen anknüpfenden Neckereien im Schwange, z. B. Kriſchan, Lat de Katt nich bi de Fiſch gahn! Trina, Appelſina, büſt den Düwel ſin (des Teufels Braut).

Die Mutter begann zwar bald wieder im Hauſe herum zu arbeiten, beſuchte aber kein anderes Haus: irſt müß ſe Karkgang holen. Das geſchah nach ſechs Wochen, am Schluß der Wochenzeit. Die Mutter teilte dem Prediger, für deſſen Frau ſie gleichzeitig oft ein Pfund Butter oder einige Eier mitbrachte, ihre Abſicht mit, und dieſer wies mit einem Dankgebet auf das überſtandene Wochenbett hin. Stellenweiſe legte die heimkehrende Mutter das Geſangbuch auf die Decke des Täuflings;[1]) das brachte ihm Segen.

Mancher Glaube umgiebt Wöchnerin und Kind während der Schwangerſchaft und der nächſten Jahre. Die junge Frau ſoll, ſobald ſie ſchwanger (nich mihr up frêen Föten) iſt, dies nicht in Abrede ſtellen, ſonſt lernt das Kind lügen. Sie darf beim Nähen keinen ſchwarzen Zwirn um den Hals hängen, ſonſt bekommt das Kind einen Streifen um den Hals. Harnen der angehenden Mutter auf dem Kirchhofe hat beim Kinde Bettnäſſen zur Folge. Sitzt eine ſchwangere Frau vor der Anrichte, ſo macht ſich das Kind im Mutterleibe bemerkbar, indem es den Mund aufſperrt. Häufiges Zahnweh während der Schwangerſchaft deutet auf ein Kind männlichen Geſchlechts:

Tähnenpin
Mut en lütten Jungen ſin.

Die erſte Suppe der Wöchnerin vermag junge Mädchen von ſtarker Bleichſucht zu heilen: die Frau läßt einen Teil der Suppe zurück, ſchweigend kommt das Mädchen, ißt mit demſelben Löffel und geht ſchweigend fort. Eine Frau, die Zwillinge (Tweſſelte) geboren hat, vermag eine Sehnenverrenkung zu heilen. Sie ſpinnt einen eine Elle langen Faden von Hanf oder Flachs, ein ſogenanntes Sehnenband, und bindet es ſtillſchweigend dem ſie aufſuchenden Kranken, der ebenfalls Stillſchweigen zu beobachten hat, um die übergeſchlagene Sehne; der Faden wird loſe zugebunden, nicht geknotet, ſeine Enden werden feſt untergeſteckt; er muß ſo lange ſitzen, bis er abfällt. — Die Verhärtung der Bruſt[2])

[1]) Germania 37, 115 (Kirchſpiel Moisburg).

[2]) Bekanntlich zeigt ſich eine ähnliche Verhärtung des Euters beim Milchfieber der Kühe. Darauf und auf die gleich lange Schwangerſchaft geht das Wort: Is ken Fro ſo rik,
Se is en Koh glik.

beim Milchfieber führte man einſt, wie noch der Name Boſtſchoet (Bruſtſchuß) anzudeuten ſcheint, auf den Schuß einer Hexe zurück. Die Nachgeburt wurde von der Hebamme tief eingegraben.[1]) Dieſe löſte auch den Kleinen die etwas feſtgewachſene Zunge, indem ſie leicht in die unter ihr befindliche Haut knippte. War dem Kinde der Nabelſtrang abgeheilt, ſo wickelte ihn die Mutter in ein leinenes Läppchen, nahm ihn beim Kirchgang mit und ließ ihn irgendwo in der Kirche fallen; das brachte dem Kinde Glück. — Die Nägel eines Kindes dürfen im erſten Jahre nicht geſchnitten werden, das wäre eine Verkürzung der Lebensdauer. Kleine Hunde im eigenen Hauſe beſeitigt man, damit das Kind nicht gebrechlich wird oder früh ſtirbt. Ein verwachſenes oder mit einem Bruch behaftetes Kind wurde und wird in der heilkräftigen Johannisnacht um zwölf Uhr von zwei Frauen ſtillſchweigend durch einen twelten (gabelförmigen) Bom, oberhalb der Gabelung, gezogen; die Krankheit geht in den Baum über.[2]) Oder ein junger Baum, etwa ein Eichheiſter, wurde geſpalten und dann das Kind durchgezogen: den Baum band man hierauf wieder zuſammen; ſo gewiß er ſich wieder zurecht wuchs, ſo gewiß verwuchs der Schaden des Kindes. Ein andauernd ſchreiendes Kind wurde um Mitternacht ſchweigend durch das linke Bein einer Männerhoſe oder Männerunterhoſe gezogen. Der ausgetretene Maſtdarm läßt ſich durch ein mit Öl beſtrichenes Totenlicht zurückdrängen. Kamen ausnahmsweiſe die oberen Zähne zuerſt, ſo

---

[1]) Dagegen mußte die Nachgeburt eines Tieres, beſonders der Kuh (de Slick, eigentlich Schlamm), von der Sonne verzehrt werden; man hängte ſie, was ſtellenweiſe noch jetzt geſchieht, über einen jungen Baum, der ſchon einen Zweig hatte. Die Vögel, beſonders die Raben, halfen und helfen der Sonne.

[2]) Ähnlich wird das Gliederreißen abgebunden: man legt einen Tannenzweig um den Arm oder das Bein und ſpricht leiſe: „Ik binn di an, nimm mi dat af, im Namen Gottes des Vaters“ u. ſ. w. Das muß dreimal nach Sonnenuntergang geſchehen, am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, und in den beiden folgenden Wochen wiederholt werden. Vergl. auch den von L. Wiecher (Harburg) berichteten Fall vom Forttragen des kalten Fiebers in einen Brombeerſtrauch (Niederſ. 8, 317): das über den Strauch geſtreute Salz hat ihn nicht zum Verwelken zu bringen vermocht und der Kranke deshalb ſterben müſſen.

ſagte der Volksglaube: De Tähnen waßt na nerden (nach unten) in de Ir (oder auch bit't in de Ir), dat Kind will wol nich grot warden. Breite und auseinanderſtehende Zähne deuten darauf, daß es weit in der Welt umherkommt. Von einem Kinde, das unter Bruſtbeſchwerden zahnte, ſagte man: Dat Kind kriegt de Tehnen dör de Boſt. Vor Krämpfen ſchützt der Same des Johannis geſchnittenen Bärlapp (Krain-fot = Krähenfuß, auch Hexenkrut[1]) genannt): er wird in den Lutſcher getan, und die Kinder müſſen dieſen belecken. Gegen Zahnkrämpfe (Schürken)[2]) half die abgeſchabte Farbe eines gedrechſelten Stuhles, von der etwa eine Meſſerſpitze voll in Waſſer aufgelöſt und dem Kinde gegeben werden mußte. Hatte ein Kind ſich weggeſchrien, ſo kam es wieder zu ſich, wenn die Mutter dreimal unter die Luke und dreimal zurücktrat. Die Krämpfe eines Kindes gehen leichter vorüber, wenn man ihm ein ſchwarzes geerbtes Tuch (Arw-dok) überwirft.[3]) Die Wiege darf nicht geſchaukelt werden, wenn das Kind nicht darin liegt; ſonſt bekommt es Kopfweh. Auch ſoll man die Wiege nicht mit dem Arm überſpannen; ſonſt bekommt das Kind Herzbeklemmung (Hatt-ſpann). Hatte das Kind Blaſen auf der Zunge (weiße Schwämmchen, das ſogenannte Faſch oder Faſt,[4]) ſo ſtrich eine Frau, die ſich darauf verſtand, mit friſchgepflückten Grashalmen dreimal über die Zunge („Im Namen Gottes . . .") und wiſchte ſie dann mit einer feinen Speckſcheibe ab. Ein Knabe mit einem Haarwirbel (Dwardel) auf dem Vorderkopf wird dereinſt Stiefvater werden (up Stefkinner freen). Kinderſegen bringt Sorgen (Je mihr Kinner, je mihr Vaderunſer), aber Gott-

---

[1]) Dieſer Name wird damit erklärt, daß die mit Bärlappſamen eingeriebene Hand, in Waſſer getaucht, trocken bleibt.

[2]) Verkleinerungswort zu Schür (Schauer). Hochdeutſch ſagt und ſchreibt man (auch in den Standesamtsregiſtern) „Scheuerchen".

[3]) W. Poeck, Aberglaube und Beſchwörungsformeln aus der Lüneburger Heide, Germania 37, 114—120. Das Material Poecks, der jetzt in Hamburg lebt und mehrfach als Schriftſteller hervorgetreten iſt, entſtammt in der Hauptſache dem Kirchſpiel Moisburg. Auch die beiden folgenden Volksmeinungen und überhaupt das über das Kirchſpiel Moisburg Beigebrachte geht auf dieſe Quelle zurück.

[4]) In andern Gegenden Voß, Fröſk'n, vielleicht = Froſch, vgl. Korr. 24, 58. 59.

vertrauen hilft darüber hinweg (Gift de lewe Gott Jungens, gift he ok Büxen).

Die Wiege (Weg') war gewöhnlich rot angeſtrichen, oft ſtellte ſie ein Erbſtück der Familie dar (Fig. 2). „Bei den Bauern giebt es noch alte Kinderwiegen, die können wohl 200 Jahre alt ſein. Die ſind ganz aus Eichenholz gearbeitet, die Bretter alle aus einem Stück. Wenn man ſo einen alten Mann fragt: Wie alt

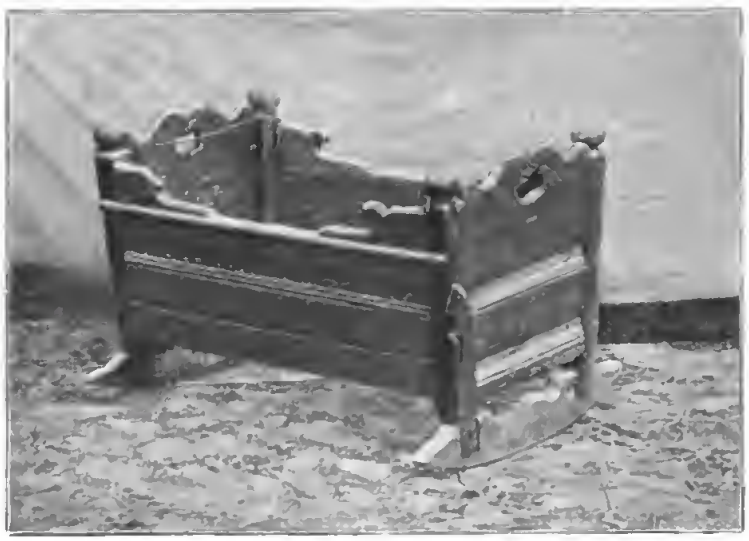


Fig. 2. Alte Wiege.

iſt ſchon die Wiege, Ja, ſagt er, das weiß ich nicht, ich habe ſie gar nicht anders gekannt, da ſind ſchon meine Großeltern in groß gewiegt.“ [1]) Unten in die Wiege kam etwas Stroh, darüber ein Kopfkiſſen und ein weiteres zur Unterlage; als Decke diente das bei der Taufe erwähnte „große Kiſſen“. Etwa in der Mitte jeder Längsſeite war bei vielen Wiegen ein Meſſingknopf eingeſchroben; vom einen zum andern wurde ein baumwollenes Band gebunden, um ein Bloßſpaddeln oder Herausfallen des Kindes zu verhüten.

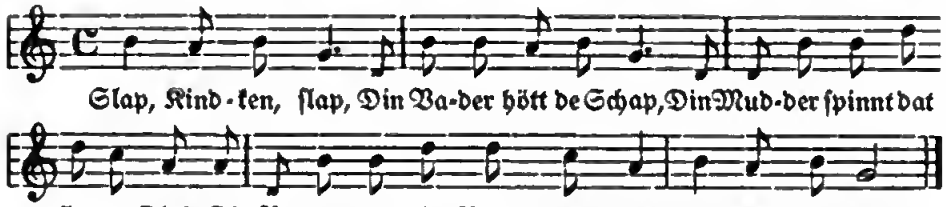
[1]) So ſchreibt ein alter Heidebewohner, der einige Aufzeichnungen über ſein Leben gemacht und mir zur Verfügung geſtellt hat.

Hatte das Kind ſich ſatt getrunken und war in die Wiege gelegt worden, ſo begann das „Rampumpeln“, denn ahne Wegen ſlapt ſe nich. Da ſaß denn die Großmutter oder wer ſonſt immer dabei und ſang und wiegte, oder, war Eſſenszeit, ſo wurde die Wiege auch wohl mit Hülfe einer Gurte vom Tiſch aus in Bewegung gehalten. Wollte das Kind nicht ſtill ſein, ſo legte ſich die Mutter über die Wiege, und ſo, unter Säugen und leichtem Schaukeln, ſchlief es endlich ein. Die Wiege war ohne Bedachung, nur im Sommer wurden öfter am Kopfende 1—2 Weidenbügel hineingeſteckt und zum Schutz gegen die Fliegen mit einer Schürze behängt.

Die Frauen ſtillten lange, gewöhnlich zwei Jahre („So lang' we ſögt, kriegt we ken Kind weller“). Zuweilen wurde noch länger geſtillt: ſo hat in meiner engeren Heimat ein etwa dreijähriger Junge wiederholt draußen im Felde (zu Hauſe würde man ihn geneckt haben) die Mutter gebeten, ſich auf die Schiebkarre zu ſetzen und ihm die Bruſt zu geben. Fürchtete die Frau von einer Speiſe, die ſie genoß, eine üble Wirkung auf das ſäugende Kind (beſonders von blähenden Speiſen), ſo wiſchte ſie ihm eine Kleinigkeit davon mit dem Finger an die Lippen: das beugte dem Schaden vor.

Die Wiegenlieder, auch die Spiele, mit denen man die Kleinen beſchäftigen und aufheitern wollte, zeigen wie noch heute durchaus die heimiſche Mundart, die Lieder und Spiele der heranwachſenden Kinder teils hochdeutſche, teils niederdeutſche Sprache, dagegen wurden von den Erwachſenen faſt nur hochdeutſche Lieder geſungen. Bei den Wiegenliedern und den Kinderſpielen hatte ſich eben die alte Überlieferung am feſteſten erhalten. Hochdeutſche Wiegenlieder im Munde einer niederdeutſchen Bauerfrau, in deren Familie nur plattdeutſch geſprochen wird, wären auch geradezu unnatürlich; ja, dieſe urwüchſigen Erzeugniſſe herrſchten und herrſchen zum großen Teile ſogar außerhalb der bäuerlichen Kreiſe, in den hochdeutſchen Familien. Im ſchulpflichtigen Alter wurde es anders, da lernte das Kind auch hochdeutſche Lieder kennen. In den Spinnſtuben gewannen die hochdeutſchen Lieder mit der Zeit vollſtändig die Oberhand und verdrängten die alten niederdeutſchen Spinnlieder ganz und gar.

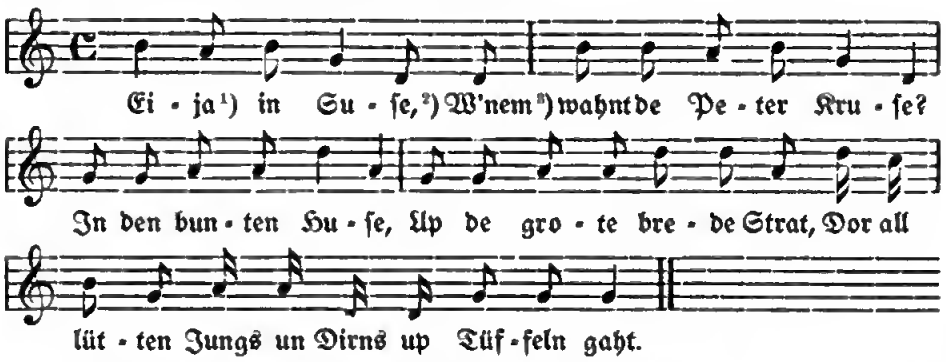
Von den Wiegenliedern zeigt das „Schlaf, Kindchen, ſchlaf“ in ſeinem zweiten Zeilenpaar eine bisher nicht belegte[1]) Faſſung:



Auch das folgende unterſcheidet ſich von den bisher veröffentlichten Texten.[2]) Die Mutter will das Kind aus dem Arm in die Wiege legen:

Eija wiwi,
Ken (Wer) ſlöpt denn nu bi mi?
We wüllt dat gans anners maken,
(Miken) ſchall in de Eija ſlapen,
Eija wiwi!

Mit dem Eija begannen noch andere Lieder. So das bekannte Eija popeija, wot raſſelt in'n Stroh, ſo auch die beiden folgenden, weniger bekannten.



[1]) Abweichende Faſſungen bei Böhme I Nr. 65, Droſihn 10, 11, 23, Niederſ. 10, 36.
[2]) Das (i n) Suſe iſt wohl als ein das ſanfte Einlullen malendes Schallwort zu betrachten, vgl. Böhme S. 13 u. 711. [3]) = Wo (eigentlich „woneben“).

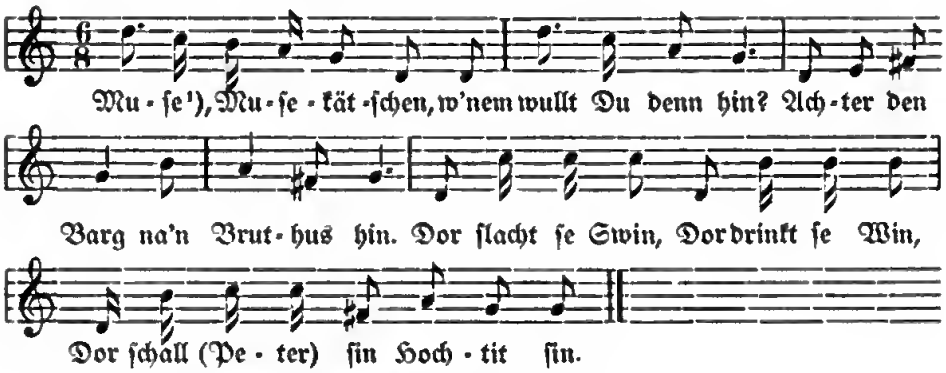
[1]) Vgl. Böhme I Nr. 1 ff. Die Weiſe weicht von der dort mitgeteilten immerhin ſo ſehr ab, daß die Wiedergabe zweckmäßig ſchien.

[2]) Vgl. Böhme I Nr. 40. Die Weiſe entſpricht der des vorangehenden Liedes.

Eija[1]) popeija, unſ' Küken is dot,
Wot wüllt we dor mit maken? Dat is ja man got!
We wüllt dor de Fellern (Federn) von plücken
Un wüllt dor de Küſſen mit ſtoppen,
Dor ſchall unſ' lütt .... (Name) up ſlapen.

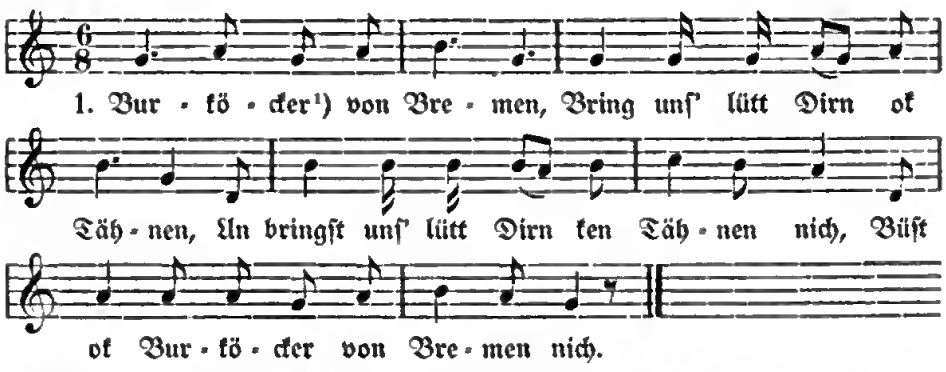
Andere Kinderlieder waren:

Bimmel bammel beier,[2])
De Köſter mag ken Eier.
Wot mag he denn?
Speck in de Pann'.
Dat is en ullen Leckermann.



[1]) Vgl. auch Böhme I Nr. 669 ff., beſonders 672.

Das körperliche Gedeihen und Wohlbefinden und ſchöner Putz bilden mehrfach den Inhalt der Lieder.



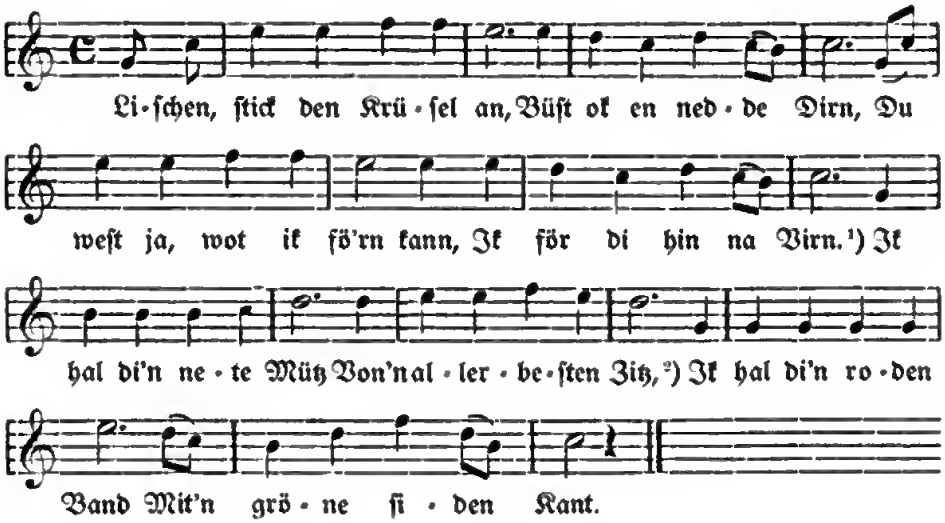
[1]) Burköcker iſt aus Buh-köhken (Verkleinerung von Bucco, vgl. S. 14 Anm. 1) entſtellt. In Oldenburg und Bremen (vgl. Böhme I Nr. 121 G) ſang man früher als zweite Zeile: Laat uſen lütjen (Fritz) betämen, d. h. laß ihn gewähren.

[1]) Vgl. Böhme I Nr. 78. Die Weiſe iſt unbekannt.
[2]) Vgl. Böhme I Nr. 313 ff. Die Weiſe entſpricht der dort mitgeteilten.

2. Burköcker von buten (draußen),
Bring unſ' lütt Dirn ok'n Stuten,
Un bringſt unſ' lütt Dirn ken'n Stuten nich,
Büſt ok Burköcker von Bremen nich.

Nach der Weiſe „Eija in Suſe“ ſang man denſelben Kinderfreund an, der kein Geringerer war als der Biſchof Bucco[1]) oder Burchard von Halberſtadt aus dem elften Jahrhundert:

Bucco von Halberſtadt,
Bring unſen lütten (Willem) wat.
Wat ſchall ik em denn bringen?
'n Poor golle Schoh mit Ringen,
Dor ſchall he up danzen un ſpringen.



[1]) Verden. [2]) Kattun.

Dies Lied war urſprünglich, wie der Inhalt vermuten läßt, ein Tanzlied und iſt erſt ſpäter aus dem Tanzſaal in die Kinderſtube gedrungen. Dasſelbe Schickſal ſcheint folgendes Wiegenlied[2]) gehabt zu haben:

[1]) Bucco wurde allmählich als Bu-koh (Bezeichnung der Kinder für die Kuh) empfunden, und ſo wurde auch von Bukökken von Halberſtadt geſungen, vgl. Richey 27. Zum Text des folgenden Liedes vgl. Droſihn 34, Böhme I Nr. 121 A—F.

[2]) Die Weiſe iſt unbekannt.

Hans un ſine Grete
Danzen fix herüm,
Hans füng an to fleiten,
Mök (Machte) den Puckel krumm.
To (Da) kömen de lütten Panzen[1])
Un füngen an to danzen
Un röpen all juchhei,
Dat wür en Burenreih.[2])

Gewöhnlich vorgeſprochen wurde:

Putt putt putt, min Höhneken,
Wot deiſt in minen Hof
Un plückſt mi all min Blömeken?
Du makſt mi dat to grow.
Unſ' Mudder ſchall di ſchilln (ausſchelten),
Unſ' Vadder ſchall di ſlahn,
Putt putt putt, min Höhneken,
Wot will di dat noch gahn?[3])

Ebenſo folgender Kettenreim:[4])

Jochen, Poten, lat mi lewen,
Vagel ſchall mi Stroh dregen,
Stroh will'k de Koh gewen,
Koh ſchall mi Melk gewen,
Melk will'k den Bäcker gewen,
Bäcker ſchall mi 'n Stuten backen,
Stuten will'k de Katt gewen,
Katt ſchall mi Müſ' fangen,
Müſ' will'k in 'n Bom hangen,
Wenn de Bom brickt,
Fallt alle Müſ' in' n Dreck.

---

[1]) Ene lütje Panſſe ein gelindes Scheltwort gegen kleine ſchalkhafte Mädchen, Brem. Wb. III 291.

[2]) Bauerntanz.

[3]) Vgl. Böhme I Nr. 637 ff., Droſihn 21. 22, Nachweis einer Kompoſition Jahrb. 27 (1901), S. 26 u. 30.

[4]) Verwandte Faſſungen bei Böhme I Nr. 1519 ff.

Auch folgender Vers wurde den Kleinen vorgesprochen:[1])

Widewidewitt, min Mann is kommen.
W. wot het he bröcht?
W. en Sack vull Kurn.
W. den hett he stahlen.
W. he mut an 'n Galgen.
W. he hingt dor all.
W. he kann nich starwen.
W. he is all dot.

Bei den Spielen werden, wie überall, gern Vorgänge aus dem Leben der Tiere, überhaupt der Welt der Kinder, nachahmend dargestellt. Da heißt es:

Farken steken, Wüstken maken,[2])
Dat schall seggen quiek, quiek, quiek
(bei den letzten Worten wird das Abschlachten des Schweines nachgemacht).

Putt putt putt putt Perd beslahn,[3])
Morgen schall't na Hamborg gahn
(dabei Klopfen der Sohle).

Mit abwechselndem Heben eines Knies, auf dem das Kind sitzt, wird gesprochen:

Zuck zuck zuck na Moehlen,[4])
Peter sitt up den Fahlen (Füllen),
Miken sitt up de bunte Koh,
Zuckt[5]) de beiden na Moehlen to.

Lernt das Kind essen, so sagt die Mutter, indem sie ihm ein Stückchen Brot hinhält:

A, B, bit af,
Bit en grot Stück af!

[1]) Vgl. Böhme I Nr. 328.
[2]) Vgl. Böhme I Nr. 131 ff.
[3]) Andere Reime vom Beschlagen des Pferdes bei Böhme I Nr. 291 ff.
[4]) na Moehlen = nach der Mühle. na Möllen (Drosihn 77), nach Mellen (Böhme I Nr. 357) sind Entstellungen. Schwierigkeit macht die Reimbindung mit der nächsten Zeile. Vielleicht bieten die Verkleinerungswörter Moeleken: Foehleken (bei Böhme I Nr. 424) das Ursprüngliche.
[5]) = reiten mit zuck, zuck.

Man faßt, beim Daumen beginnend, die Finger einer Hand der Reihe nach an:

De is int Water follen,[1])
De hett em weller ruttagen,
De hett em'n rein Hemm (Hemd) antagen,
De hett em int Bett legt,
Un de ull Lütt hett't weller ſegt.

Oder man benennt die Finger in derſelben Reihenfolge ſo:

Lusknicker, Puttenlicker, Langmeier,
Goldfinger, Lüttfinger.[2])

Die Mutter beſchreibt mit dem Finger kleine Kreiſe in der Hand des Kindes und ſpricht:

Heſt en Daler in de Hand,[3])
Gah na'n Mark un köp di Band,
Köp en Swin un köp en Koh
Un ſu'n (ſo ein) lütt Bälamm dorto!

Oder ſie ſagt:

Elken,[4])
Seelken,
Stipp in,
Klapp in!

Im Anfang wird die offene Hand mit einem Finger kreuzweiſe durchſtrichen und nach dem „Einſtippen" und „Einklappen" gekitzelt.

Bis ins vierte Lebensjahr waren Knaben und Mädchen gleichgekleidet. Nun aber erhielt der Knabe Büx un Jack von grauweißem Beiderwand, wie dieſer vom Webetau kam, und dazu eine Zipfelmütze (Klingbüdels-mütz). Die Mädchen bekamen ſtatt der Moppe eine richtige Pappmütze, wie die Erwachſenen ſie trugen. Dazu wurden blaugefärbte Beiderwands-, im Sommer gedruckte Leinen- oder Shirtingkleider, ferner gedruckte baumwollene, mit Armlöchern verſehene und am Hals zugeſchnürte Schürzen getragen.

[1]) Vgl. Böhme I Nr. 200 ff.
[2]) Vgl. Böhme I Nr. 195 e und f.
[3]) Verwandt iſt Böhme I Nr. 169.
[4]) Elken wohl ſinnlos und nur dem Reim zur Liebe.

Blaue Strümpfe, hölzerne Pantoffeln und Sonntagsſchuhe vervollſtändigten den Anzug der Kleinen.

Beim Spielen waren die Kinder durchweg ſich ſelbſt überlaſſen; ſelten wurde von den Älteren mit ihnen geſpielt, am häufigſten noch das weithin bekannte „Wolf und Gans“:[1] All min lütten Gös, kommt na Hus! — Dat droeft we nich. — Worüm denn nich? — De Wulf ſitt achtern Barg. — Wot deit he dor? — Legt Eier. — We vel? — .... (Zahl). — All min lütten Gös, kommt na Hus! Nun kommen ſie, der Wolf ergreift eine, die übrigen laufen zur Mutter und gruſeln ſich.

Eigentliches Spielzeug beſaßen die Kleinen kaum, wie denn überhaupt auf eine möglichſt einfache Erziehung ſchon aus Sparſamkeitsrückſichten Wert gelegt wurde:

Kinner in de Aſch (die im Aſchenhaufen herumwühlen)
Bringt Gild in de Taſch.

Selbſt eine Puppe fehlte in der Regel; eine Steckrübenpuppe mit Hedehaar oder eine aus alten Flicken half dann wohl aus. Ein Klöterſpielzeug ſtellte die Mutter aus der Luftröhre einer geſchlachteten Gans (der Strütten, Gos-ſtrütten) her: ſie wurde heraus gelöſt, getrocknet und in drei Teile geſchnitten, in jedes Stück kamen einige Erbſen, die Enden wurden zugebunden; auch als Garnwickel fanden die Gegenſtände Verwendung, daneben hatte man Garnwickel aus zuſammengebundenen Wallnußſchalen mit Erbſen darin. Beim Kaufmann erſtand das Mädchen ſich fünf haſelnußgroße Tonkugeln (Peduck-löpers), und das Kugelfangſpiel, der Peduck,[2] nimmt fortan in der ganzen Jugendzeit einen großen Raum ein.

---

[1] Dasſelbe Spiel ähnlich im Braunſchweigiſchen: Niederſ. 8, 255, vgl. auch Böhme II Nr. 395.

[2] Die ältere Form ſcheint Perduck zu ſein, wie man z. B. in Altona — neben Karduck — ſagt. Die Deutung des Wortes iſt anſcheinend noch nicht gefunden. Vgl. Mentz I 121, II 19. Schon hier ſei erwähnt, daß man in der Heide unter Mardel eine etwas größere Ton- oder Glaskugel verſteht: dieſem Worte liegt mnd. marmel (Marmor) zu Grunde, das in der Bremer Gegend (Niederſ. 8, 89) noch heute gebraucht wird, während anderwärts andere Formen (Märmel, Murmel) in Gebrauch ſind.

Man unterſcheidet den lütten und den groten Peduck. Es handelt ſich bei dieſen Spielen darum, ſämtliche Bedingungen nacheinander zu erfüllen. Gelingt ein Griff nicht, ſo muß die Spielerin aufhören, und die Mitſpielerin beginnt, um ihrerſeits alle Griffe richtig durchzuführen. Gewöhnlich ſpielt man im Knien; die Zahl der Spielenden iſt unbeſchränkt. Im Sommer wird im Freien, im Winter auf dem Fußboden geſpielt. Bezeichnen wir die fünf Kugeln fortlaufend mit den Buchſtaben a—e, ſo verläuft das „kleine" Peduckſpiel in folgender Weiſe:

a wird (wie bei allen folgenden Gängen) in die Höhe geworfen und, nachdem b gegriffen worden iſt, aufgefangen. Beim zweiten Emporwerfen von a wird c gegriffen, worauf b und c an die Erde gelegt werden.

Ebenſo werden d und e nacheinander gegriffen und bei Seite gelegt.

Dann folgt das Greifen und Wiederfortlegen von b+c,[1]) dann von d+e.

Nun wird b für ſich gelegt und andrerſeits cde; zuerſt wird b, dann c+d+e gegriffen.

Indem man bcde in der Hand hat, wirft man a in die Höhe, legt ſchnell bcde hin und fängt a wieder auf. Darauf wird a nochmals in die Höhe geworfen und b+c+d+e gegriffen: dieſer ſchwierigſte Gang heißt Topp.[2])

Zum Schluß werden alle fünf Läufer hingelegt; man nimmt a und greift der Reihe nach b, c, d, e. Nunmehr hat die Spielerin alle Kugeln in der Hand, und hiervon heißt dieſe Schlußbedingung in de Hand ſpelen.

Beim „großen" Peduck, bei dem es ſich durchweg um das Auffangen mehrerer Kugeln handelt, werden zunächſt b, c, d, e hingeworfen, a in die Hand genommen.

a in die Höhe, b gegriffen, a+b in die Höhe, c gegriffen, bc fortgelegt.

---

[1]) Das Pluszeichen bedeutet, daß die beiden Kugeln gleichzeitig gegriffen werden.

[2]) Vergl. mnd. top die Spitze, das höchſte Ende einer Sache.

a in die Höhe, d gegriffen, a+d in die Höhe, e gegriffen, d e fortgelegt.

a in die Höhe, b+c gegriffen; a+b+c in die Höhe, d+e gegriffen; b c d fortgelegt, ebenſo e.

a in die Höhe, e gegriffen; a+e in die Höhe, b+c+d gegriffen.

b+c+d+e in die Höhe und aufgefangen, nachdem a fortgelegt worden iſt.

b+c+d+e nochmals in die Höhe, a gegriffen.

Schlußgang: a in die Höhe, b gegriffen; a+b in die Höhe, c gegriffen; a+b+c in die Höhe, d gegriffen; a+b+c+d in die Höhe, e gegriffen.

Eine Abart und Erſchwerung des „kleinen" Peducks iſt das ſogenannte Grapſchen: bei ihm handelt es ſich darum, die Kugel von oben (!) her zu fangen.

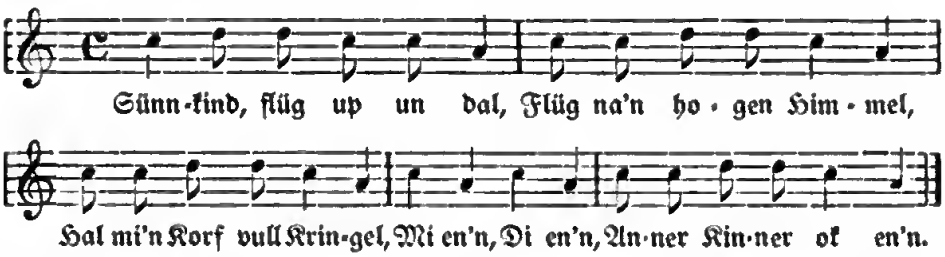
In den ſpäteren Jugendjahren wurde den Kindern auch wohl einmal erlaubt, ein abgeſetztes Spiel Karten zu benutzen, und dann wurde — beſonders an Winterabenden — Hahnrei und Fukerhahn, Febelur,[1]) Schwarzer Peter und Napoleon geſpielt.

Der Schulunterricht und häusliche Beſchäftigungen, zu denen die Mutter anhielt, nahmen nur wenige Stunden in Anſpruch. So trieb ſich denn die junge Welt den größten Teil des Tages auf Feld und Anger, in Wieſe und Wald herum, natürlich ohne Strümpfe und Schuhe; noch heute erzählen alte Leute, daß das Barfußlaufen bis Martini die Regel war. Die kleinen Mädchen, die früher als erſchreckte Gößel zur Mutter geflüchtet waren, hüteten jetzt ſelbſt die Gänſe und waren nicht wenig ſtolz, wenn ſie zum erſten Male, das Butterbro din das Taſchentuch geknotet und einen buntgeſchnitzten Weidenſtecken in der Hand, ihre Schutzbefohlenen hinaustrieben; die Knaben mußten, wenigſtens in den Dörfern, die keinen Dorfhirten hatten, die Kühe weiden. Dann wurden in den Sandbergen Backöfen gebaut und aus den Blättern des Sauerampfers (Sürken oder Sürn), den ſogenannten Surbloe, Salat bereitet und — roh — gegeſſen; die linſenartigen Dolden

---

[1]) Verderbnis aus Vive l'amour. Fukerhahn von fukern = betrügen.

der Malve waren Pfannkuchen oder Käſe (Katten-kes). Beliebt war auch das Spielen mit Tannäpfeln: dieſe wurden reihenweiſe in einen durch Steine angedeuteten viereckigen Raum gelegt; das war der Stall und ſie ſelbſt die Schafe, wie denn offenbar von dieſem Kinderſpiel her Schap überhaupt den Tannapfel bezeichnet; ſie erhielten Gras und Blätter als Futter und wurden gehütet. Den Kopf der Mädchen ſchmückte oft ein Butterblumenkranz und den Hals Ketten, deren Ringe aus den Stengeln der Butterblumen oder Puſtblomen (des Löwenzahns) hergeſtellt waren. Gern wanden die Kleinen einen Kranz aus dem Wieſenvergißmeinnicht: mit der unteren Seite wurde er in einen tiefen Teller voll Waſſer geſetzt, und noch tagelang wuchſen die Blumen, auf dem Fenſterbrett ſtehend, luſtig in die Höhe. Der Name der Puſtblume hängt mit einem Glauben zuſammen: beginnt ein Kuckuck zu rufen, ſo puſten die Kinder die Staubfäden fort, ſo lange er ruft; ſo viel Mal ſie gepuſtet haben, ſo viel Jahre leben ſie noch. Oder dem Kuckuck wird zugerufen: Kuckuck, we lang' lew ik noch? So oft er ruft, ſo viel Jahre. Aus Binſen wird der zierliche Kuckucksſtuhl geflochten. Auch bilden die größeren Mädchen mit einer beſonderen Armverſchränkung einen Kuckucksſtuhl, um ein jüngeres zu tragen (in 'n Kukucksſtohl dregen lautet der Ausdruck). Die zu Tragende legt ihren rechten Arm über den linken, faßt mit der rechten Hand die linke der zur Linken Stehenden, mit der linken die rechte der rechts Stehenden. Die links Stehende ergreift von unten her mit der Rechten die Linke der Mitträgerin, und nun wird die Kleine emporgehoben und getragen. Lebensorakel giebt außer dem Kuckuck das Marienkäferchen (dat Sünn-kind, Sonnenkind). Sobald eins ſich auf die Hand geſetzt hat, ſingt man:



Dann zählt man: En Johr, twe Johr und ſo fort, bis der Käfer fortfliegt. Die letzte Zahl giebt die noch übrigen Lebensjahre an. Andere Anrufe an den Marienkäfer bei Böhme Nr. 824 ff.

Die Knaben[1]) machten aus Ahorn Spritz- und Schießbüchſen (Sprütt-, Schet-büſſen). Bei den Schießbüchſen wurde mit zwei Eicheln geſchoſſen: die vorgeſchobene trieb die andere mit einem Knall heraus; auch zwei Hedepfröpfe oder zwei Kartoffelſtücke leiſteten denſelben Dienſt. Auch aus einer Poſe (Paſ') ſchoß man mit Kartoffelſtücken, die mit der Poſe unmittelbar aus einer Kartoffelſcheibe herausgeſtoßen waren. Aus Weiden wurden Flöten hergeſtellt, auch Waldhörner: dieſe in der Weiſe, daß ein dickerer Weidenzweig abgezogen (af-wittelt) und der von oben nach unten ſich immer verbreiternde Streifen dementſprechend gewickelt wurde. Als Mundſtück wurde ein Brümmel oder Brümmerken (mnd. brummer Knarrer) darauf geſteckt, das aber oft auch für ſich zum Hervorbringen von Tönen gebraucht wurde: man klopfte einen Weidenzweig ſo lange, bis ſich der Stock herausſchieben ließ, und ſchnitt dann den Baſt in Stücke von der Länge des kleinen Fingers; jedes Stück wurde an der einen Seite etwas zugeſpitzt, ſo war eine Anzahl Brümmerken fertig. Mit dem Kiwitt brachte man Töne hervor, die dem Schreien des Kiebitzes verwandt waren. Der dull Jürden (tolle Georg),[2]) ein Knopf, durch den ein Hölzchen geſteckt war, wurde durch zwei Finger in wirbelnde Bewegung geſetzt. Sehr beliebt war auch der Snurrkaſel (Schnurrkreiſel),[3]) ein auf eine Schnur gezogenes gezacktes Stück Leder oder Blei: die durch zwei Löcher in der Mitte laufende Schnur wurde an beiden Enden angefaßt und einigemal im Kreiſe geſchwungen; dann ließ ſie ſich andauernd unter ſchnurrendem Geräuſch auseinanderziehen und zog ſich wieder zuſammen.

[1]) Vgl. auch den Artikel von L. Wiecher (Harburg): Spiele und Spielſachen des niederdeutſchen Landkindes (Niederſ. 8, 88), deſſen Ausführungen ſich an einigen Stellen mit den folgenden berühren.

[2]) Jürden für Jürgen wie morden neben morgen. Der bei Wiecher (a. a. O.) begegnenden Bezeichnung Pinn-dopp liegt mnd. pin (Nagel, Pflock) und dop (Knopf) zu Grunde, alſo = Knopf mit einem Pflocke.

[3]) Der Kreiſel heißt mnd. kuſel, das in der Heide als Küſel weiterlebt, und keſel (vgl. Brum-keſel, Brem. Wb. I 149). In Kaſel liegt wohl die letzte Form, aber ohne Umlaut gebildet, vor. Man hört auch Snurr-kater, eine volksetymologiſche Umbildung, der das von Wiecher verzeichnete Snurr-katt'n an die Seite tritt.

Wir wenden uns nunmehr zu den Spielen der heranwachsenden Kinder, zunächst denjenigen, bei denen Lied und Tanz fehlten.

Bei Dull Hund ist ein Kind der tolle Hund, die Verfolgten sitzen auf den Leitern eines leeren Ackerwagens und kriechen oben auf die Leitern, wohin der Hund in der Regel nicht reichen kann. Das bekannte Spiel, bei dem der hinkende Fuchs greift, heißt Voß ut'n Lock.[1]) Ein anderes, bei dem der Betreffende die anderen mit gefalteten Händen greift, wie in Berlin und Umgegend bei dem „Bär aus", führt die sonderbare Bezeichnung „Holland und Seeland". Bei „Hase und Jäger" verfolgt der Jäger die Hasen, legt mit dem Stock auf einen an und versucht diesen dann zu ticken (mit dem Stock leicht zu schlagen, mnd. tacken berühren). Mit dem Klumpsack verwandt sind Großmudder Schötteldok und Ful Ei.[2]) Beim ersten Spiel läßt das um den Kreis gehende Mädchen hinter einer den Schötteldok fallen und summt vor sich hin:

Dor is de ganze Dok . . . . . ,
Dor wüll we'n reinen wedder weten.

Bemerkt die Betreffende das Tuch, so sucht sie die andere zu schlagen, anderfalls stößt das herumgehende Mädchen sie das nächste Mal von ihrem Platz und ruft höhnisch dabei: Großmudder, Schötteldok! Die Fortgestoßene nimmt nun das Tuch auf und „ist" es. Bei Ful Ei stellt wenigstens heute ein kleiner Stock das „faule Ei" dar; im übrigen verläuft das Spiel ganz ähnlich. Mit Kirschkernen spielte man ein Ratespiel, bei dem entweder das Grade oder Ungrade oder die Anzahl der Kerne zu erraten war. Im zweiten Falle lautete die Frage:

Permutt, Permin,[3])
Ra' mal, we vel schült sin

[1]) In Mecklenburg Voß tau Lock, Hink-voß, Hinke-buck (Niederf. 8, 310). Weitere Beiträge zu dem Spiele und seinen verschiedenen Benennungen ebenda 291, 324, 390, Korr. 24, 44 und 86.

[2]) Ich weise besonders auf die bisher unbelegten Namen hin; im übrigen vgl. Böhme, S. 557.

[3]) Anklingend an die Verbindungen hütt un mütt und hün un perdün, die aber noch keine überzeugende Deutung gefunden haben (Korr. 18, 67; 19, 17).

(wie viel ſollen es ſein)? Dazu kam als Verſteckſpiel das Finkenſtein[1]) genannte Spiel, bei dem der Suchende den Gefundenen (oder umgekehrt dieſer, wenn er zuvorkam, den Suchenden) im Male, etwa an einer Tür, anſchlug mit dem Rufe:

En twe dre ver Finkenſten,
. . . . . [2]) ſchall't wen.

Bei den meiſten dieſer und der folgenden Spiele entſtand zunächſt die Frage, wer es „zuerſt ſein" ſollte. Gewöhnlich ſchritt man zum Abzählen.[3]) Solche Abzählreime waren:

Ildel, dudel, dös,[4])
Ver, fif, ſös,
Ticke, tacke, weg!

Oder:

Ene lütte witte Bohn
Reiſede na Ingelland.
Ingelland wür togeſlaten
Ln de Sloetel afgebraken.
Piff, paff, puff, du mußt wen[5])

Oder:

En, twe, dre, ver, fif, ſüs, ſoewen,
Mine Mudder kakt de Röwen (Rüben),
Mine Mudder kakt den Speck,
De dat nich mag, de ſchert ſik weg.

---

[1]) Hängt der Name mit dem Finken zuſammen? Schon in mnd. Zeit gab es ein Spiel vinken vangen (Lübben-Walther). Freilich ſpricht der unreine Reim des folgenden Verſes (Finkenſten: wen) dafür, daß das Spiel erſt hochdeutſchen Urſprungs (Finkenſtein: ſein) iſt.

[2]) Der Hausname mit nachgeſetztem Vornamen, etwa Bäckers Trina. Über das Spiel vgl. auch Böhme II Nr. 371.

[3]) Handelte es ſich um die Entſcheidung zwiſchen zwei bereits Beſtimmten (z. B. beim Ballſpiel), ſo entſchied der Knittel, den dieſe ſich zuwarfen; wer zuletzt oben gefaßt hatte, galt als Sieger. Daher bawen faten ganz allgemein = gewinnen.

[4]) Bei Böhme I Nr. 1853c, 1857, 1858 beginnen Abzählreime mit Ulen, d(r)ulen. Liegt nur gereimter Unſinn vor? Oder vielleicht Verſtümmelung aus latein. Unus, duo, tres? Vgl. noch Böhme Nr. 1859 ff. (Une, dune..).

[5]) Bei Böhme I Nr. 1752 lautet der Schluß: Piff, puff, paff, du biſt af (ab, frei).

Aber die Abzählreime dienten bisweilen auch einem andern Zwecke; die heranwachsenden Mädchen wollten Näheres über ihren zukünftigen Mann erfahren und zählten an den Knöpfen ihrer Jacke ab:

Eddelmann, Bedelmann, Dokter, Paſtur,
Kaiſer, König, Prinz, Majur.[1])

Oder eine Karte wurde gedacht und unter beſtändigem Herſagen der beiden Verſe die Karten umgeworfen, bis die gedachte ſich zeigte.

Daneben gab es einen wehmütigen Vers,[2]) der von dem vergebens auf den Freier wartenden Mädchen ſprach:

Ik ſet up en lütten, glatten Sten
Un harr min Ogen ſo recht bewent.
De annern Dirns kregen en Mann
Un ik müß ſitten un ſeg dat an.
Ik müß min Hor up den Puckel ſlahn
Un müß noch en Johr as Jumfer gahn.

An dieſe Spiele[3]) mögen die mit Geſang und Tanz verbundenen gereiht werden. Zuerſt zwei Spiele, die auf eine Art Kampf, ein Meſſen der Kräfte hinauslaufen.

---

[1]) Ähnliche Reime, aber als Orakel beim Abzupfen der Blätter der Sternblume verwendet, bei Böhme I Nr. 910 und S. 709.

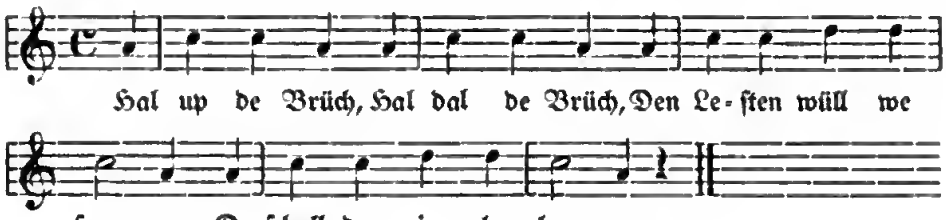
[2]) Woſſidlo hat mir für die vier erſten Zeilen des „alten, weitverbreiteten Volksreimes“ eine ähnliche Faſſung in ſeinen Mecklenb. Volksüberl. II Nr. 1553 und in den Pomm. Bl. I S. 106 nachgewieſen. Der „kleine glatte“ Stein iſt an die Stelle des Brêdenſtên (Breitenſtein) getreten, von dem aus ſtellenweiſe in Deutſchland die Bekanntmachungen und ſo auch die Verlobungen ausgerufen wurden. Die beiden Schlußverſe begegnen (nach Woſſidlo) mit Abweichungen vielfach in mecklenburgiſchen Leberreimen. Niederſ. 10, 126 bietet mit kleineren Abweichungen dieſelben Verſe als „Tanzreim aus der Lüneburger Heide“; an die ſechs Verſe ſchließen ſich dort noch folgende an:

O Janfriederk, nimm mi doch,
Twölf grote Betten hew ik noch!
Dre vun Hau un dre vun Stroh,
De annern föß ſünd eben ſo!

[3]) Zu den verloren gegangenen gehört vielleicht auch das Strebkatzenſpiel. Im Kirchſpiel Hollenſtedt iſt mir außer der Wendung ſik to Strew ſetten auch folgende begegnet: He is 'n rechte ulle Strewkatt (ein widerhaariger Menſch).

Das Brückenſpiel.

Zwei größere Mädchen faſſen ſich bei den Händen an, ſchwingen Hände und Arme auf und nieder und ſingen:



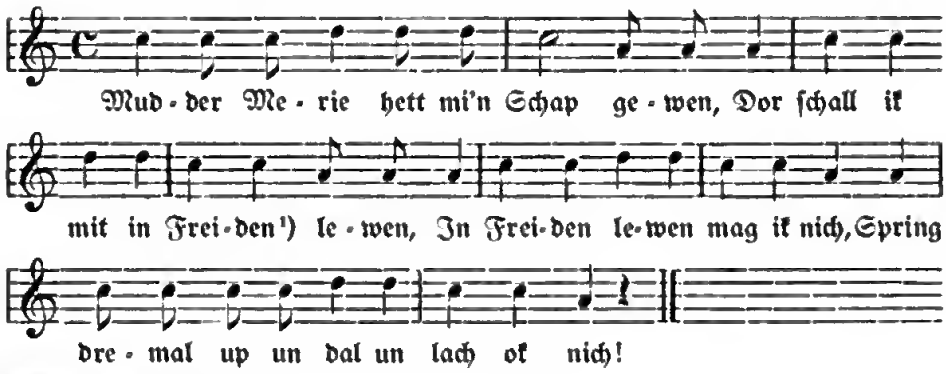
Die anderen haben ſich in langer Reihe angefaßt und ſchlüpfen unangefochten unter der Brücke durch bis auf die Letzte, die feſtgehalten und gefragt wird, ob ſie in'n gollen Himmel oder in 'ne golle Kutſch will; auch das Haus, die Kirche, das Tor wird zur Auswahl angeboten. Die beiden größeren Mädchen haben vorher abgemacht, wer von ihnen der goldene Himmel, wer die goldene Kutſche ſein ſoll. Die Kleine antwortet leiſe und ſtellt ſich hinter die ihr Bezeichnete. Nun beginnt Lied und Reihen immer aufs neue, bis keine mehr übrig iſt. Schließlich ſtehen ſich zwei Parteien gegenüber, die beiden Führerinnen vorn, und das Reißen beginnt. Die Brücke des uralten Spieles iſt überzeugend als die nach Walhalla führende nachgewieſen und das Reißen am Schluß auf den letzten Kampf zwiſchen den Bewohnern Walhallas und denen der Unterwelt bezogen worden.[1])

Ein wertvolles Überbleibſel aus alter Zeit iſt auch das Spiel, das die Kleinen kurz als Mudder Merie bezeichnen. Wer dieſe iſt, hat man in der Heide längſt vergeſſen, aber das Spiel iſt noch heute beliebt. Mit Recht iſt vermutet worden, daß die Mutter Maria[2]) in katholiſcher Zeit an die Stelle einer heidniſchen Göttin geſetzt worden ſei. Mannhardt ſieht in der Maria, der die Schafe fortgeholt werden, die Frau Holda oder Freia, die im Brunnen oder in den Wolken thront und auf deren Schoß die ungebornen

[1]) Vgl. Böhme II Nr. 289 ff. u. S. 533. Das Hal up im Texte habe ich aus der bremiſchen Faſſung (Nr. 289) eingeſetzt für das in der Heide geſungene ſinnloſe Von up. In Holſtein ſingt man Wol up (Niederſ. 8, 340).

[2]) In anderen Gegenden auch Mutter Roſe, Fru Roſen u. ſ. w. Die bisher bekannte Überlieferung ſ. bei Böhme II Nr. 339 ff.

Kinder ſitzen, bis ſie abgeholt und den Müttern zugeführt werden. Selbſt dem Lachen und Ernſtbleiben, das im Spiele von Bedeutung iſt, ſoll ein tieferer Sinn beiwohnen. „Wer nicht lacht und die Zähne zeigt, iſt ein Wechſelbalg und kehrt zur Frau Holle zurück; lacht er aber und zeigt die Zähne, ſo bleibt er auf der Erde und wird Menſch.“ Mir ſcheint in dem goldnen Stuhl, der nur in der Heide begegnet, ebenfalls eine alte Erinnerung bewahrt zu ſein, eine Erinnerung an den Sonnenſchein, der das Waſſer des Brunnens (oder die Wolke) vergoldet. — Die Mädchen ſitzen hintereinander auf dem Schoße. Eine ſteht und fragt die Vorderſte: Wenem (Wo) is Mudder Merie? Antwort: Achter mi, up'n gollen Stohl. Dieſelbe Frage ergeht an die Zweite und ſo fort, die Antwort lautet ſtets gleich. Schließlich wendet ſie ſich an die Letzte: Goden Dag, Mudder Merie. Heſt nich 'n Schap vör mi? Antwort: Nimm Di man dat irſte hin! Nunmehr faßt ſie die Vorderſte an und ſingt:



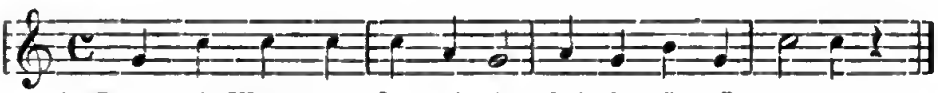
[1]) = in Freuden.

Beide ſpringen mit einander zugewandtem Geſicht dreimal in die Höhe[1]) — lacht die Betreffende, ſo kommt ſie in die Hölle, bleibt ſie ernſt, in den Himmel. Nun beginnt das Fragen und

[1]) Hier haben wir das Springen, wie es als Ausdruck lebhafteſter Freude aus den mittelalterlichen Tänzen bekannt iſt. In der Heide lebt eine Erinnerung an das Springen auch noch in der Redensart dat is min Up-undalſprunk (= meine höchſte, einzige Freude, mein eins und alles), die allerdings heute in der Einengung auf einen Mangel gebraucht wird (z. B. wenn ein Mädchen nur ein Kleid hat). Auch an das freudige Aufundniederſpringen der Sonne am Oſtermorgen ſei erinnert.

Singen von neuem: die Zweitvorderſte kommt ans Springen, und ſo fort. Zum Schluß ſtehen Himmel und Hölle ſich gegenüber, und man reißt um die Wette. Statt des Himmels und der Hölle werden auch Engel und Teufel unterſchieden: jene werden zum Schluß umhergetragen und dieſe heftig hin- und hergeſtoßen („gerüttelt“).

Über ganz Deutſchland und über ſeine Grenzen hinaus war das Spiel von dem Herrn von Ninive, oder wie dieſer ſonſt bezeichnet wurde, bekannt,[1]) in dem eine Brautwerbung, ſtellenweiſe auch die Abholung einer dem Kloſter geweihten (Himmels-)braut dargeſtellt wurde. In der Heide ſang man vom Manne aus „Jericho“, eine allein ſtehende Lesart. Die Ausführung war folgende: Die eine Reihe, Knaben und Mädchen ſich anfaſſend, ſang vorgehend die erſte Strophe. Während ſie zurückging, ging die gegenüber aufgeſtellte zweite Reihe vor und ſang die zweite Strophe. So abwechſelnd, Halbchor und Halbchor. Das Lied lautete:[2])



1. Kommt ein Mann von Je - ri - cho, Hei - ſa fi - fi - la - te.

2. Was will der Mann von Jericho?
Heiſa fifilate!

3. Er will die jüngſte Tochter holen,
Heiſa fifilate!

4. Wir wollen ihm ein Briefchen ſchreiben,
Heiſa fifilate!

5. Was ſoll denn in dem Briefchen ſtehn?
Heiſa fifilate!

6. Daß . . . . .[3]) ein Schätzchen hat,
Heiſa fifilate!

[1]) Vgl. Böhme Nr. 268—288, Bolte Z. V. V. IV 180 f., VI 98.

[2]) In den zweiten Zeilen habe ich entſprechend der ſonſtigen Überlieferung „Heiſa“ für ein unſinniges „Das heißt auch“ eingeſetzt.

[3]) Der Name eines mitſingenden Mädchens, das vorher beſtimmt worden iſt.

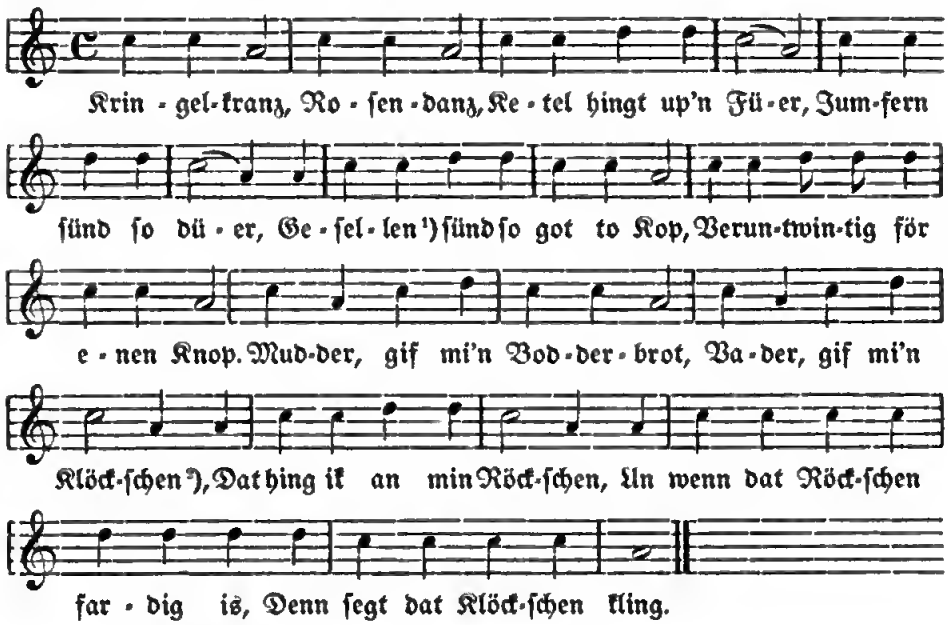
7. Was ſoll das für ein Schätzchen ſein?
Heiſa fifilate![1])

8. Nimm ſie hin[2]) und ſieh ſie an!
Heiſa fifilate!

9. Daß Du ſie wiederfinden kannſt,
Heiſa fifilate!

Nun beraten ſich die beiden, wer das nächſte Mal das Pärchen ſein ſoll, und das Schreiten und der Geſang beginnen von vorn.

Auf ein ehrwürdiges Alter blickt der Kringelkranz-reigen zurück. Die (etwa drei- bis ſechsjährigen) Kinder drehen ſich, gewöhnlich mit Ketten aus Butterblumen behängt, im Kreiſe und ſingen:[3])



[1]) Junge Leute, Junggeſellen. [2]) Erinnerung an die Schellen, die in alter Zeit zur Verzierung der Gewänder dienten, vgl. z. B. mnd. duſink „ein mit Schellen oder Glöckchen beſetzter Gürtel für Männer und Frauen".

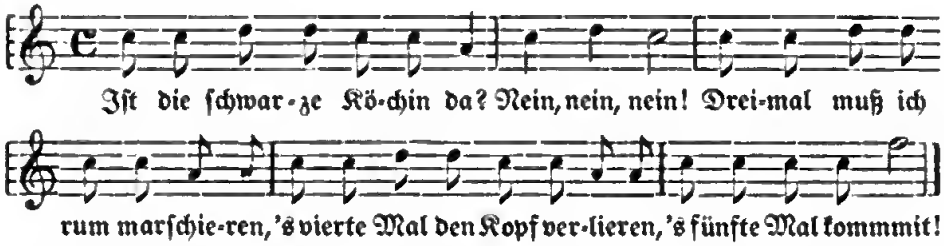
[1]) Hierauf wird der Name des ebenfalls bei Beginn beſtimmten Knaben gerufen.

[2]) Der Knabe tritt mit dem Mädchen in die Mitte. Der hier angeredete Knabe iſt der im Anfang genannte Mann von Jericho, ſo wenigſtens in anderen Quellen, z. B. Böhme 268, wo ebenfalls das „ſo nehmt ſie hin" begegnet, ähnlich 272, 275.

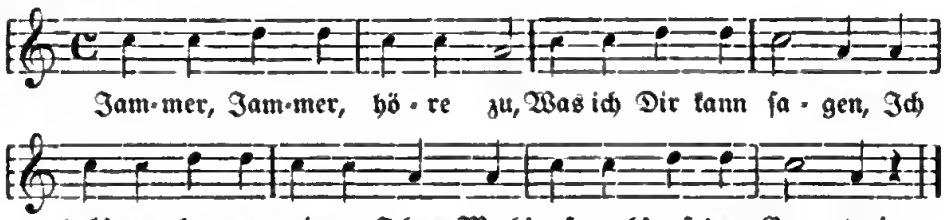
[3]) Vgl. auch Böhme II Nr. 78.

Bei dem letzten Worte beugen alle die Kniee, ſetzen ſich in de Hurk.

Bei der „Schwarzen Köchin“ bilden die Mädchen einen Kreis. Eins umgeht ihn und ſingt immer aufs neue die nachher folgenden Worte.[1]) Jedesmal faßt ſie bei den Worten „Komm mit“ ein Mädchen an die Hand und nimmt es mit. So bilden die Herumgehenden eine Kette, die ſich immer verlängert. Schließlich bleibt noch eine übrig, die zur „ſchwarzen Köchin“ auserſehen worden iſt. Dieſe wird verhöhnt, indem die andern mit den beiden Zeigefingern die bekannte ſpottende Gebärde machen und laut dreimal rufen: „Szitt ſzitt ſzitt, da ſteht ſie ja.“ Der Kreis bildet ſich von neuem, die Verſpottete tritt heraus und beginnt von neuem zu ſingen. Der Text lautet:

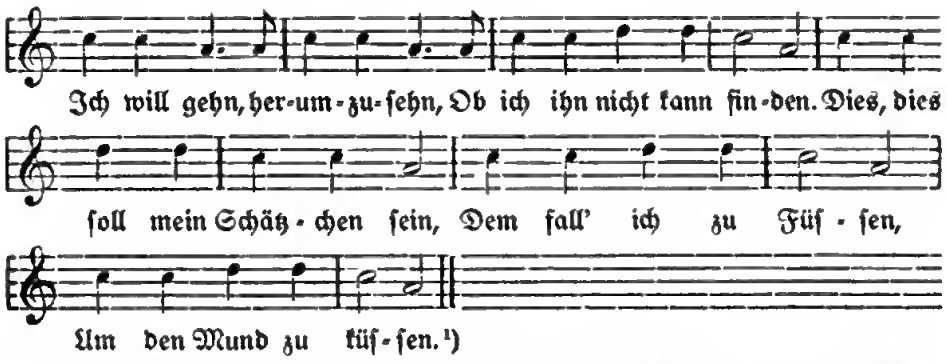


Im folgenden Reigen wird der „verlorene Schatz“ geſucht. Die Spielenden faſſen ſich an und ſtellen einen Garten vor. Einer ſteht draußen. Dieſer und der Chor ſingen:

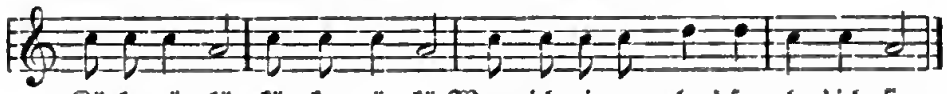


Zwei laſſen ſich los und den Betreffenden herein. Nunmehr ſingen alle weiter:

[1]) Böhme (II Nr. 267) teilt den Reigen aus Dresden und Kaſſel mit, ebenfalls unter der Überſchrift „Die ſchwarze Köchin“. Die Worte „Nein, nein, nein“ werden dort richtiger dem Chor zugewieſen. Statt „den Kopf“ heißt es „den Hut“, beides nicht recht klar. In der Heide hört man gelegentlich ſtatt „Köchin“ „Küchlein“. Iſt dieſes die echte alte Lesart? Das würde vermuten laſſen, daß es ſich in dem Spiele urſprünglich um den Raub eines Kükens durch einen Vogel gehandelt hat.



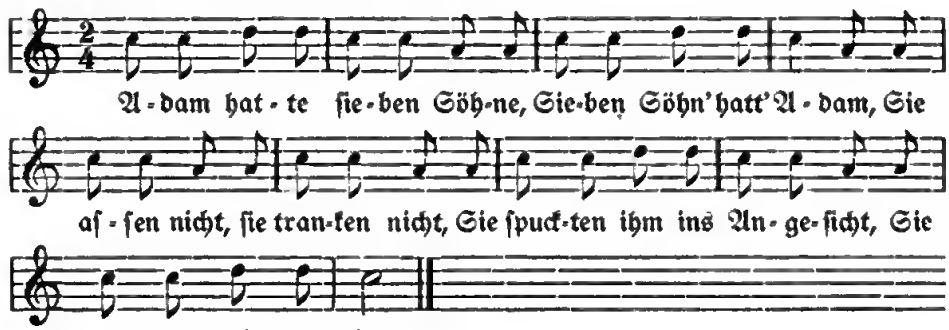
Während dieſer Strophe hat er ſich vor einer (oder ſie vor einem) auf die Kniee niedergelaſſen; beide tanzen nun im Kreiſe herum und ſingen dabei:



Nunmehr tritt der (oder die) Erwählte aus dem Kreis heraus, und das Spiel nimmt wieder ſeinen Anfang.

[1]) Im Kreiſe Ülzen lauteten dieſe Zeilen (Niederſ. 9, 287): Ich will jetzt gehen, um zu ſehen, Ob ich ihn noch kann finden, Und wenn ich ihn gefunden hab', So klapp' ich in die Hände. Von den Texten, die Böhme (II Nr. 201 f.) bietet, ſteht der oldenburgiſche (202) dem obigen einigermaßen nahe.

Der ſchon Fiſchart bekannte und über ganz Deutſchland verbreitete Reigen „Adam hatte ſieben Söhne“ [1]) zeigt in der Heide einige bemerkenswerte Abweichungen. Zunächſt drehte ſich auch dort der Chor im Kreiſe und ſang:



Dabei wurde ein Knix oder eine Verbeugung gemacht. In anderen Gegenden, außerhalb der Heide, machte dagegen ein Knabe,

[1]) Vgl. Böhme I Nr. 237, 238. Der Hamburger von Hövel zählt ihn 1663 unter anderen Geſellſchaftsſpielen auf, Z. V. V. IV 184.

der in der Mitte ſtand, (oder Mädchen) irgend eine „Gebärde, Grimaſſe, Stellung oder Bewegung“ vor, die von allen nachzuahmen war. Noch mehr weicht die Fortſetzung ab, die in der Heide auf einen Tanz des Knabens mit einem Mädchen aus dem Kreiſe (oder umgekehrt des Mädchens mit einem Knaben) hinausläuft. Er ſpricht zu ihr:

Biſt Du denn mein liebes Kind?
„Ja freilich.“
Haſt Du mich von Herzen lieb?
„Abſcheulich.“

Dann Tanz der beiden unter dem Geſang der andern:

Sie ſagten alle ja, ja, ja,
Sie taten's aber nicht.
Geh Du nur hin, geh Du nur hin,
Ich kenne Dich ja nicht.[1])

Nunmehr nahm der Knabe die Stelle des aufgeforderten Mädchens ein, und dieſes hatte ſich in den Kreis zu begeben.

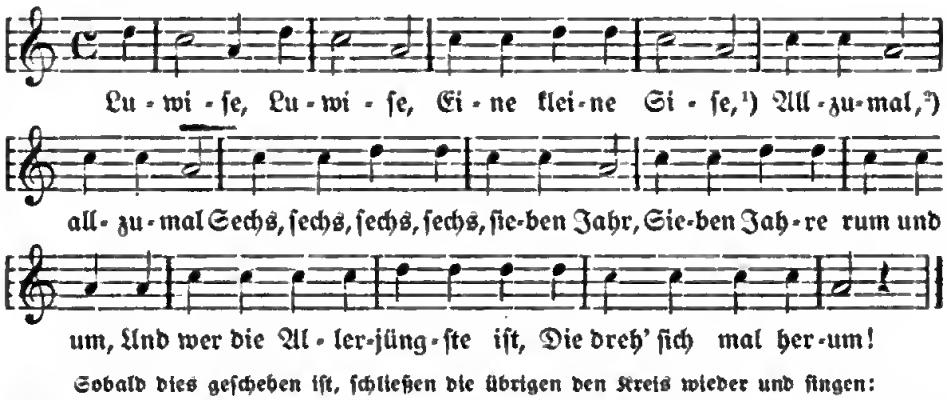
Weitverbreitet war auch der folgende Reigen, der in vielen, aber nur entfernt an die unſrige anklingenden Faſſungen (Böhme II Nr. 88 ff.) vorliegt. „Wir treten auf die Kette, daß die Kette klingen ſoll“ lautete vielerwärts der Anfang. Die Überreſte deuten auf einen Reigen, den in alter Zeit die jungen Mädchen und Burſchen tanzten und bei dem Kränze zur Verteilung gelangten; die Schönſte mußte ſich zuerſt umdrehen, „der Liebſte hat ihr den Kranz beſchert“, dann die andern. Die ſieben Jahre kamen ebenfalls vor, aber nicht als Lebensalter, wie in dem Kinderreigen der Heide und ſonſt in vielen Gegenden, ſondern „ſie hat geſponnen ſieben Jahr.“ Man hat den auch in Dänemark und Holland bekannten Reigen ſogar mit dem altheidniſchen Gottesdienſt in Verbindung gebracht und ſieht in ihm eine Verherrlichung des wiederkehrenden Frühlings;[2]) die ſieben Jahre ſollen die ſieben Wintermonate ſein, nach dem ſiebenmonatlichen Walten der dem Spinnen

[1]) Die Strophe wurde nach der Weiſe der erſten geſungen. Die erſte Strophe enthält eine Zeile mehr; vermutlich ſind dort die Worte „Sie ſpuckten ihm ins Angeſicht“ nur ein vergröbernder Zuſatz der Heide.

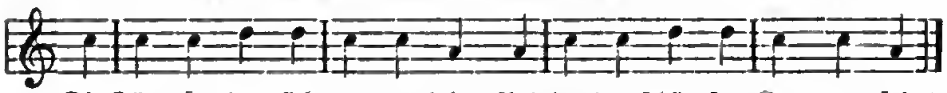
[2]) So Dunger und ihn ergänzend Böhme (vgl. Böhme, S. 456).

vorſtehenden Göttin Holda naht ſich der Schatz, der Frühling, und ſchenkt der Erde Blumenkränze.

Der Reigen wurde nun in der Heide ſo ausgeführt. Die Kinder drehen ſich im Kreiſe und ſingen:



Sobald dies geſchehen iſt, ſchließen die übrigen den Kreis wieder und ſingen:



Und ſo wieder von Anfang an, bis alle ſich umgedreht haben.

[1]) Sinnloſe Reimſpielerei? Oder mnd. ſiſe Zeiſig? [2]) = Gänzlich (mnd. altomale).

Schon die große Zahl dieſer mit Geſang und Tanz verbundenen Spiele deutet darauf, daß ſie der liebſte Zeitvertreib der Kinder waren. Und ſo verhielt es ſich in der Tat. Dieſe Verknüpfung von Spiel, Tanz und Geſang im Kinderlied der Heide iſt aber ſicher uralt; dieſes hat bis in die neue Zeit ziemlich getreu bewahrt, was überhaupt der Poeſie alter und älteſter Zeit eigentümlich war. Und in dieſen doch nur trümmerhaften Überreſten welche bunte, abwechslungsreiche Miſchung! Da haben wir den (geſchrittenen) Reigen, den Sprung, die Scheidung in Halbchöre, das Gegenübertreten des Chors und einzelner, den Kreis ſtehend und dann umgangen, ſich ſelbſt drehend, ſich öffnend und ſich ſchließend, die einzelnen der Reihe nach ſich wendend, den Chor bald eigene, bald einzelner Gedanken und Empfinden ausſprechend, Epiſches (Adam hatte ſieben Söhne) und Dramatiſches (das Auf und Niedergehen der Brücke) in mannigfachem Wechſel. Dieſer Buntheit der Reigenformen ſteht aber eine bemerkenswerte, dem Stimmumfang des jugendlichen Alters entſprechende Einfachheit der muſikaliſchen Elemente zur Seite. Wer

die Weiſen vergleicht, wird leicht finden, daß vielfach dieſelben Töne, in der hier gegebenen Vertonung c, das danebenliegende d und das tiefere a, wiederkehren. Die Aufzeichnung der Weiſen verfolgt ausdrücklich auch den Zweck, die hervorgehobene melodiſche Einförmigkeit des Kinderliedes, die natürlich weit über die hier behandelten Gegenden hinausreicht, einmal für ein beſchränktes Gebiet mit greifbarer Deutlichkeit vor Augen zu führen.

Es iſt leicht zu verſtehen, daß vorzugsweiſe die Mädchen mit ihrem tieferen Empfindungsleben dieſe Spiele pflegten und Knaben nur in der Minderheit daran teilnahmen. Die älteren Knaben riſſen ſich von Jahr zu Jahr mehr von de ullen Dirns los, und erſt der Tanzſaal führte nach der Einſegnung die Geſchlechter wieder zuſammen. Den Knaben lagen in der Hauptſache andere Spiele am Herzen: Einmal das Ballſpiel, dem alſo hier im Gegenſatz zu andern Gegenden die Mädchen weniger huldigten; der Ball war ein mit Wollfäden umwickeltes oder umſponnenes Knäuel; neben dem Schlagball und Sauball[1]) war das „Eckball"-ſpiel beliebt. Bei dieſem Spiel ſtanden die Mitglieder der einen Partei an beſtimmten Plätzen, „den Ecken", die durch Steine bezeichnet waren und das Mal, gewöhnlich den Platz vor einer Hauswand, umgaben, die der andern waren „im Mal". Jeder Spieler galt die gleiche Anzahl Points.[2]) Von den Spielern an den Ecken wurde nach den andern geworfen und, wenn jemand getroffen war, fortgelaufen; war niemand getroffen, ſo hatte der Werfer einen Point verloren. Wurde einer der Fortlaufenden wieder getroffen, ſo galt er einen Point weniger, ſonſt der vorher Getroffene. Diejenige Partei, die zuletzt noch einen Point hatte, war Siegerin und kam beim nächſten Spiel an die Ecken, d. h. in die Stellung, die den Reiz des Angreifens mit dem der neckiſchen Flucht verband und deshalb die bevorzugte war.

Um Knöpfe ſpielte man Puttlock. Mit dem Meſſer wurde ein Loch in die Erde gemacht, und jeder ſetzte einen Knopf als

---

[1]) Das Spiel heißt Su, eine mit dem Spiel von außen eingeführte Bezeichnung (mnd. ſû Sau), da das einheimiſche Wort für die Sau wenigſtens im Nordweſten Soeg' (mnd. ſoge) iſt. Gewöhnlich ſägte der Vater oder Großvater dem Jungen ein etwa drei Finger langes Stück von einem ebenſo dicken Zweig ab, das dieſer ſich dann ſelbſt rund ſchnitzte.

[2]) Jederên gilt twe (dre, ver), ſo drückte man ſich aus.

Einſatz hinein (in-putten); das Loch war ſozuſagen der Putt, frz. pot, der Topf für den Einſatz (vgl. up 'n Putt ſetten beim Kegel- und Kartenſpiel); ſo erklärt ſich der Name des Spieles Weſſen Kugel in das Loch rollte, hatte gewonnen; trafen mehrere hinein, ſo ſetzten die übrigen nochmals, und alle warfen von neuem. Ein ähnliches Trudelſpiel war Negen-lock: bei ihm wurden neun Löcher (in drei Reihen) gemacht, von denen jedes beſonders bewertet war; das mittelſte galt 16, die vier Ecklöcher je 12, das dazwiſchenliegende der Vorder- und der Hinterſeite 8, die beiden andern 4. In das Mittelloch wurde geſetzt. Jeder warf dreimal nach der Reihe. Wer die höchſte Summe geworfen hatte, erhielt den Einſatz. Bei gleichem höchſten Wurf ſetzten die übrigen nochmals, und alle warfen von neuem. Um Knöpfe ging es auch beim Pickern, das gewöhnlich mit größeren Läufern (Picker-löper) geſpielt wurde.[1]) Einer warf aus, der Nachwerfende mußte die Kugel berühren oder ihr bis auf Spannweite einer Hand nahekommen: dann hatte er einen Knopf gewonnen und warf wieder aus. Andernfalls warf der Erſte wieder und verſuchte die Kugel des Zweiten zu treffen. Die Zahl der Teilnehmer war unbegrenzt. Ein Knopfſpiel war auch Pimpahl.[2]) Die Knöpfe wurden auf einen etwa $^1/_2$ Meter hohen Pfahl geſetzt, nach dem die Spieler mit Steinen warfen. Wurde er umgeworfen, ſo gehörten dem Werfer die auf der unrechten Seite liegenden Knöpfe. Die anderen wurden wieder aufgeſetzt.

Beim Kock[3]) wurde mit Steinen nach einem Stein geworfen, der auf einem größeren ſtand, beim Buck mit Knitteln nach einem

---

[1]) pickern geht auf mnd. bickel = Würfel, Fangſtein der Kinder (eigentlich ein mit der bicke = Spitzhacke abgeſchlagener Stein) zurück.

[2]) Nach der Analogie des nachher zu erwähnenden Kock liegt vielleicht ein pîn-pâl Folterpfahl (vgl. mnd. pîne(n)-bank Folterbank, pîn-ſtake Fußblock) zugrunde. Ein ähnliches Spiel aus dem „Fürſtentum Lüneburg" (ohne nähere Bezeichnung der Gegend) wird Niederſ. 8, 209 beſchrieben. Dem Pimpahlſpiel entſpricht das ſchweizeriſche Stöckeln, das ſchleſiſche Pflöckeln, vgl. Böhme II Nr. 471.

[3]) Es iſt das holſteiniſche Kaak up, das bremiſche Kaak af (von mnd. kâk = Schandpfahl, Pranger), vgl. E. H. Meyer 127. Aber ein Bedenken bleibt: kâk iſt doch ein Pfahl, kein Stein (wie denn im Amte Friedeburg, Kr. Wittmund, noch heute beim „Koakſpielen", das dem lüneburgſchen Pimpahl

dreibeinigen, gewöhnlich aus Erlenholz zurecht gehauenen Bocke. Eine Lieblingsbeſchäftigung war ferner das Schippern, das Hineinwerfen flacher Steinchen in das Waſſer, ſo daß ſie über die Fläche tanzten. Dazu trat das Bockſpringen über die ſich bückenden Spielkameraden und das Ringen (ſik faten, ſich faſſen). Gebadet wurde nur zur Abkühlung, alſo an beſonders heißen Tagen. Das Aufhängen der Dohnen im Herbſt (Snarren ſtellen) geſchah trotz aller Verbote immer aufs neue. Der Winter brachte das Glinſchen (mnd. gliſchen, ſchlesw. glinſtern), das Fahren auf dem mit zwei Pieken fortbewegten Schlitten (Pek-ſlegen) und das Schneeballen (ſik klütern, vgl. mnd. ſik klûten = ſich mit Erdſchollen werfen, klût[e] = Klumpen).

So heben ſich von den ſinnigeren, in weitgehendem Maße rhythmiſch gebundenen Mädchenſpielen die der Knaben ſchroff ab: Ungebundenheit, Betätigung der Kraft, Ehrgeiz, Streben nach Gewinn ſpielten die Hauptrolle, und nicht ſelten arteten die Spiele in Roheit aus, wie denn verſchiedene (Pimpahl, Kock, Buck) von den Predigern und Lehrern wiederholt verboten wurden.

Zu Dorffeſten geſtalteten ſich das Oſterfeuer und der Umzug des Pings-bötels. Während aber die Sitte des Oſterfeuers in alter Friſche fortlebt, iſt der Pfingſtumzug ſeit Jahrzehnten faſt ganz außer Gebrauch gekommen. Die Feier des Weihnachtsfeſtes zeigt noch manches Alte und Überkommene, aber das Beiſpiel der nichtbäuerlichen Familien wirkt immer mehr ein.

Vom Oſterfeuer mögen Knaben und Mädchen der Heide ſelbſt erzählen:[1])

---

entſpricht, nach einem Holzklotz geworfen wird, Niederſ. 8, 119). Ich vermute daher, daß entweder früher ein Klotz das Ziel war oder daß in dem Kaak und Kock eine Verderbnis aus mnd. kagel, kogel, koggel (Kapuze) vorliegt. Für die letzte Annahme fällt auch die mir mündlich mitgeteilte mecklenburg-ſtrelitziſche Bezeichnung des Spiels Kapp-köſter (Küſter mit der Kappe) ins Gewicht.

[1]) Nach einigen, auf Veranlaſſung eines Lehrers von ſeinen Schülern und Schülerinnen in Briefform abgefaßten Aufſätzen. Der Text iſt aus mehreren Darſtellungen ohne nennenswerte Änderungen zuſammengeſtellt worden.

In unſ' Gegend is dat Mod, dat we alle Johr en Osterfür maken doht. 's Nomdags na de Schol gaht we denn all' hin un ſlept Osterhult up'n Barg tohop.[1]) Den Sünnawend vör Ostern gaht we na de Buern un ſammelt Stroh, un de Koplü' gewt uns ok en Tertunn'. Den irſten Osterdag timmert we dat Osterhult up. Den Awend, wenn't bald düſter ward, ward dat Hult anſteken. Von den Barg künnt we denn gans vel Osterfür ſehn. De groten Lü' gaht ok hin un hoegt ſik mit uns. Wenn dat Hult meiſt[2]) utbrennt is, denn lopt we dör den Rok un ſpringt mit de glönigen Staken rüm. We matt uns ok de Hann' gans ſwatt an de Koehl un ſtrikt de annern oewer de Backen un ſegt: „O, wot büſt Du ſo glatt[3])!" Denn ſpelt we dor noch ſo lang', bet dat Für utbrennt is. Wenn dat Für dot geiht, gaht we na Hus un ſingt Leder. Denn ſeht we awer ut as lütte Düwels un moet uns irſt waſchen, ihr we na'n Bett gaht.

Die alte Bedeutung ſolcher Feuer für das ländliche Leben, die das Gedeihen von Menſchen, Vieh und Feld fördernde, Hexen und Ungeziefer vertreibende Kraft des Feuers, des Rauches, der Brände iſt der Vergeſſenheit anheimgefallen. Dasſelbe gilt von dem Brauch des Oſtereiereſſens: die ſinnbildliche Bedeutung der Fruchtbarkeit iſt vergeſſen, aber Paſcheier (mnd. paſche[n]-Oſtern) werden noch heute in jedem Hauſe vor dem Beginn des Oſterfeuers gekocht, in den großen Bauerhäuſern ein ganzer Grapen voll, etwa 60—70 Eier, und jeder ißt, ſo viel er kann, und rühmt ſich gern ſeiner Leiſtung.

Am Oſtermorgen gehen manche hinaus, um den Sonnenaufgang zu ſehen, denn die aufgehende Sonne hüpft dreimal vor Freude über die Auferſtehung des Erlöſers; auch Nebenſonnen werden ſichtbar und in der mittelſten ein Lamm. Dem Waſſer teilen ſich durch die Strahlen der aufgehenden Sonne allerlei Kräfte mit, doch ſtillſchweigend muß es geſchöpft werden, um wirkſam zu ſein. In der Südheide[4]) wäſcht man ſich in der Frühe mit

[1]) An manchen Stellen liefern die Bauern der Jugend das Holz, um der Schädigung ihres Holzbeſtandes vorzubeugen.

[2]) = zum größten Teil, beinahe.

[3]) Im Sinne von „ſchön".

[4]) Hier und im folgenden, ſoweit die Südheide ausdrücklich genannt iſt, ſtütze ich mich auf zwei „Aus der Lüneburger Heide" überſchriebene, von Dehning (Celle) verfaßte Artikel der Harburger Anz. u. Nachr. (14. April 1897, 28. März 1899).

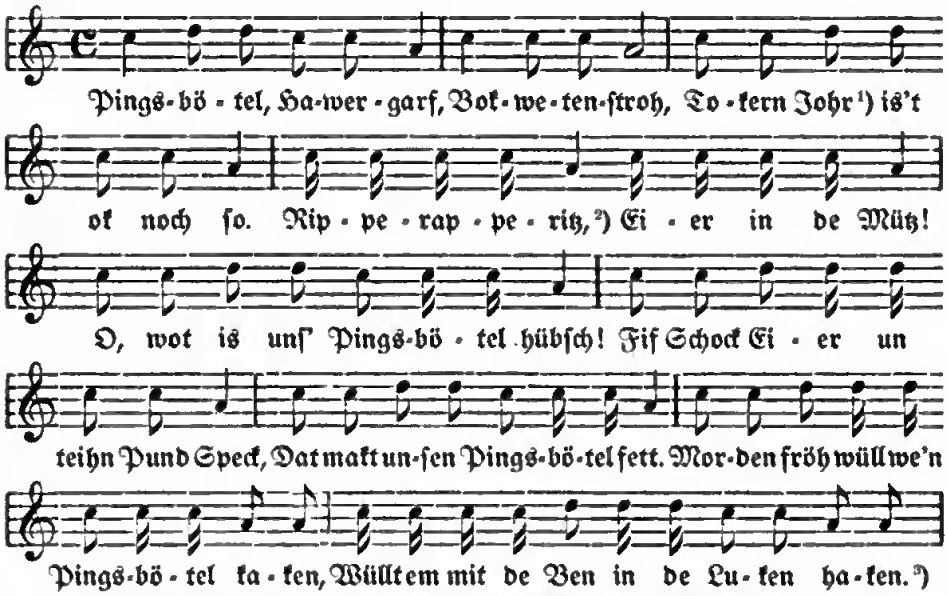
dem Oſterwaſſer; gern necken in dieſem Augenblick die Burſchen die Mädchen und ſuchen das Schweigen zu ſtören. An manchen Stellen der Heide wird das Waſſer in verkorkten Flaſchen aufbewahrt; es bleibt das ganze Jahr friſch und klar und wirkt beſonders gegen Augenkrankheiten. Heilkräftig iſt auch die Nacht vom Karfreitag auf den Sonnabend; wer in der Mitternachtsſtunde in die Wieſe geht und von dem Gras ißt, bleibt zeitlebens vor Zahnweh bewahrt. Auch die böſen Geiſter (Düwels), die im Haus ihr Unweſen trieben, wurden in den ſüdlichen Teilen der Heide in dieſer Zeit verſcheucht. Der pfiffige Bauer rechnete ſo, daß ſie am Sonnabend in der Hölle weilen und dort der Predigt Chriſti zuhören müßten. An dieſem Tage war alſo der Hof rein; daher war dies die beſte Zeit, das ſchirmende Hufeiſen an die Tür zu nageln. Von ſchlimmer Vorbedeutung iſt es, wenn der Oſtermorgen oder auch der Grüne Donnerstag, der Stille Freitag Regen bringt; das deutet auf einen trocknen Sommer, ſo trocken, dat de Netteln achter'n Tun verdrögt. Am Oſterſonntag müſſen Strickzeug und Nadel ruhen, ſonſt brennt das Haus ab. Dieſer Glaube gilt auch für den erſten Pfingſt- und Weihnachtstag und den Karfreitag. Die Nachmittagsſtunden des Karfreitags ſind zugleich dem Andenken der Toten geweiht; beſonders die Frauen und jungen Mädchen ſuchen die Gräber ihrer Lieben auf.[1]) Froher als an dem durch kirchliche und volkstümliche Bräuche gleich geweihten Stillen Freitag ging es in der Südheide am Nachmittag des Grünen Donnerstags zu. Dann ergötzten ſich nach altem Brauch die Jugend und auch die Großen am Ballſpiel und freuten ſich des neuerſtandenen Frühlings, denn der Frühling und der Beginn des Ballſpiels fallen zuſammen, wie ſchon Walther von der Vogelweide ſeiner Frühlingsſehnſucht den Ausdruck gibt:

Saehe ich die megde an der ſtrâze den bal
Werfen! ſo kaeme uns der vogele ſchal.

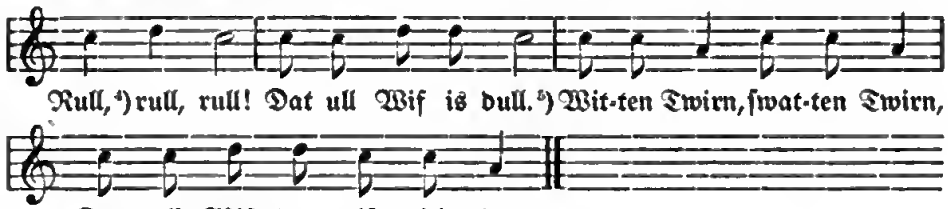
Prächtige Erinnerungen an das alte Hirtenleben hat die Pfingſtfeier der Heide bis vor einigen Jahrzehnten und vereinzelt bis heute bewahrt. Der Hirtenknabe, der am Pfingſtmorgen am längſten

[1]) Stellenweiſe geſchieht dieſes am Grünen Donnerstag oder Oſterſonntag.

geſchlafen hatte, wurde als Pings-bötel[1]) ausſtaffiert. Man bekränzte ihn mit friſchem Grün und Blumen und fuhr oder trug ihn frühmorgens oder am Nachmittag von Tür zu Tür. Die ganze Dorfjugend zog hinterdrein. Die Tür wurde geöffnet, der Zug hielt und ſtimmte an:



Die Knaben ſammelten dann in der Mütze Eier ein, die nachher verteilt wurden; oder man verkaufte ſie und teilte den Erlös. Gab eine Frau nichts, ſo erſchollen beim Weiterziehen die Spottverſe:



[1]) = im nächſten Jahr (verkürzt aus in dem tokomenden jor). [2]) Das Wort ſoll das ſchnelle Fortreißen der Eier malen; zu ripperappe vgl. mnd. rips-rapper = der etwas ripsraps, d. h. raſch wegreißt; auch ritz bezeichnet das Fortreißen, denn es iſt eine Intenſivbildung zu riten (vgl. auch ritſch ratſch). [3]) Das Querholz, an dem die Hinterbeine befeſtigt ſind, ſoll in die Bodenluke gehängt werden. — Ich habe im Vorſtehenden und Folgenden den mir aus der eigenen Jugend geläufigen Text des Kirchſpiels Hollenſtedt gegeben, der an einigen Stellen abweichende des Nachbarkirchſpiels Moisburg iſt Germania 37. 116 veröffentlicht worden. [4]) = Roll weiter (mit Bezug auf den Wagen, auf dem der Knabe ſaß). [5]) Ähnlich ſangen bei Celle die Kinder am Martinsabend, wenn ſie kein Geſchenk erhielten: Marten, Marten, ſtrull,
Dat ohle Wif is dull (Böhme, S. 362).

[1]) Bötel iſt der verſchnittene Schafbock (mnd. boteln kaſtrieren botlink ein verſchnittenes Tier). Später meldete ſich ein Knabe freiwillig oder

In andern Gegenden, außerhalb der Heide, wurde der bekränzte Pfingſtknabe ſchließlich ins Waſſer geworfen, um das Himmelswaſſer, indem man ihm „die Berührung von irdiſchem Waſſer und Grün vormachte, auf das Gras der Weide herabzulocken.“ [1]) In der Heide war der Grundgedanke ein anderer: die neckiſche Beſtrafung des ſäumigen Langſchläfers und das Einſammeln von Gaben für einen gemeinſamen Schmaus war hier die Hauptſache. Es liegt nahe, dieſe Umzüge und Schmauſereien in Beziehung zu der alten Maifeier zu ſetzen. In der Frühe des Maimorgens veranſtalteten anderwärts die Hirten einen Wettaustrieb, „um das erſte heilkräftigſte und reichſte Naß der Weide zu erhalten“, und zu den Maireigen gehörte auch der „Hammeltanz, der in dem Opfer eines Herdentieres gipfelte“. [2]) Eine derartige Maifeier mit Wettaustrieb und Opfer war vermutlich in alter Zeit auch das Bötelfeſt der Heide, das ſpäterer Brauch mit dem Pfingſtfeſt zuſammengelegt hat. Das Ausſchmücken der Häuſer mit Birkenreiſern (Maibuſch) war wohl auch ſchon ein Beſtandteil des alten Feſtes.

In der Gemeinde Halvesboſtel (Kirchſpiel Hollenſtedt) war derjenige Kuhhirte „Pingsbötel“, der am Abend vor Pfingſten zuletzt mit ſeiner Herde nach Hauſe kam; beim Heimtreiben trug dort eine Kuh in jeder Herde (gewöhnlich die beſte) um die Hörner einen Kranz von Wieſenblumen. In Emmen (bei Hollenſtedt) bekam die Kuh, die ſich am Pfingſtmorgen zuletzt erhob, einen Blumenkranz. In der Südheide kannte man — und kennt man teilweiſe wohl noch jetzt — die Sitte des Pfingſtochſens, der, mit friſchem Laub bekränzt, am Pfingſtſonnabend vom Schlachter durch den Ort geführt wurde. In der benachbarten Göhrde ſangen die Kinder um Gaben, indem eins von ihnen ſich einen Bienenkorb (Pingſt-

---

wurde gewählt. Das Wettaufſtehen beſchränkte ſich dann mehr und mehr auf das einzelne Haus. Keiner wollte am Pfingſtmorgen im Hauſe der Letzte ſein und als „Pingsbötel“ den ihm drohenden Strohkranz bekommen.

[1]) E. H. Meyer 144.

[2]) E. H. Meyer 145, andere Beiſpiele eines Frühaufſtehens um die Wette 131. Zum Pfingſtgelage bei der Aufrichtung des Maibaumes lieferten die Bauern im Anhaltiſchen der Reihe nach zwei Schweine und einen Hammel, 145.

karn, mnd. kar[e]=Korb) über den Kopf geſtülpt hatte. In der äußerſten Südheide, ſo noch heute in Weſterbeck,[1]) wurde ein Knabe als „Fiſchermeier" aufgeputzt. Ihm wurde aus belaubten Birken- und Buchenzweigen mit Hülfe des Weidenbaſtes ein eigenartiges Gewand geflochten, auf dem Kopfe ragte ein langes, mit Blumen und Bändern umwundenes Holzkreuz, in jede Hand erhielt er einen hölzernen Säbel. Der Chor der Knaben geleitete ihn von Haus zu Haus und ſang:

Gun Dag!
Den Fiſchermeier
Ein halw Schock Eier!
Hett Ji keine[2]) fule Eier,
Smiet ſei owern Fiſchermeier (über den F.)
Hett Ji keine[2]) friſche,
Set't ſei üſch (uns) tau Diſche.
Gewet Ji uſen Fiſchermeier niſt (nichts),
San leggt jur Häuner upt Jahr ok nich.
Balle hier henn, balle da henn,
Wo geiht de rechte Weg henn
Na riken Mannes Huſe,
Na riken Mannes Hêren,
De kann üſch wol ernähren?
Bowen in de Hächte (Höhe)
Da hängen de langen Wöſte.
Gew'n Sei üſch de langen
Un laten de korten hangen,
Bet taum annern Jahr
Wit (wollen) wi werkomen,
Wit ſei nahalen.
Stille ſtahn!

Zu gleicher Zeit führten die mit Blumen geſchmückten Mädchen eine von ihnen, die als Maibraut einen Kranz trug, durch das Dorf und ſangen, um Gaben bittend, das Lied von der hübſchen Jungfrau, die vor der Himmelstür von den Engeln nach ihrem Glauben befragt und unter das „Königsgeſinde" aufgenommen wird:

Sie legten ihr um ein weißes Tuch
Und ſetzten ihr auf eine Krone.

---

[1]) Das Folgende nach Mitteilungen von G. Wrede in der Allerzeitung vom 21. 5. 1904.

[2]) = irgendwelche (wie mhd. kein)?

Die zuletzt berührten Gebräuche, die ähnlich anderwärts begegnen und beſonders auch für das benachbarte Braunſchweig belegt ſind,[1]) zeigen in dem Laubkleid des Fiſchmeiers und dem Kranz der Maibraut die Beziehung zum friſch erwachten Leben der Natur noch klar und deutlich erhalten, ebenſo wie der mit friſchem Grün bedeckte Knabe der nördlichen Heidegegenden.

Und nun zur Weihnachtszeit! Mit leuchtenden Augen blickten die Kinder der Heide in den vorangehenden Wochen zu dem beſonders prächtigen Abendrot auf: die Engel heizten den Ofen, um für den Weihnachtsmann die ſüßen Stuten zu backen.[2]) Der Chriſtabend war, wie auch in andern Gegenden, ein Schlemmerabend und hieß deshalb Bullbuks-awend (Vollbauchsabend).[3]) Nach alter, weithin in Deutſchland bekannter Sitte[4]) legten die Kinder ihre Mützen auf den Tiſch, am Morgen lagen die Gaben des Kanjes, des „Kind Jeſus", darin: Haſelnüſſe, die von den Kindern ſelbſt im letzten Sommer gepflückt worden waren und inzwiſchen im Rauch gehängt hatten, Äpfel, Kanjes-koken, die vom Bäcker aus Semmelteig gebacken waren und Männer, Frauen und Tiere darſtellten, auch wohl einige braune Kuchen. Eine Beſchenkung der Erwachſenen, auch der Dienſtboten, ebenſo ein Tannenbaum war noch unbekannt. Dagegen wurden in den Häuſern geiſtliche Lieder geſungen. Auch kleidete ſich eine ältere Perſon als „Kanjes" aus, erſchien mit Rute und einem Beutel voll Nüſſe und Obſt und ließ die Kleinen beten. Nach altgermaniſcher Anſchauung war die Zeit zwiſchen dem alten und dem neuen Jahre beſonders geeignet, Ereigniſſe des neuen Jahres vorauszuſehen: Wer am Bullbuksawend (an anderen Stellen am Silveſterabend) ſich ein weißes Laken[5]) umhängte und rückwärts aus dem Zimmer ſchritt, hatte die Fähigkeit,

[1]) Vgl. Andree 345 ff. und hinſichtlich der Deutungsverſuche von „Fiſchmeier" 350, Anm. 1.

[2]) „Heidjer" in Niederſ. 8, 94 (aus dem Stadiſchen?).

[3]) An der unteren Elbe nannte man den Faſtnachtsmontag ſo.

[4]) Sie iſt nicht etwa neuerdings von England übernommen worden, wie man vermutet hat: vgl. Korr. 23, 10 f., 47 f., 54, 72.

[5]) Vielleicht iſt dieſes weiße Laken der Reſt von einem Auftreten des Schimmelreiters. In einigen Heidedörfern ſingt man noch von dem Weihnachtsmann, der den Sack mit Stuten auf den Schimmel wirft und dieſen ſpringen läßt, daß alle Glocken klingen, ſ. Niederſ. 8, 94; leider fehlt die

ein Vörlat, d. h. ein Vorgeſicht (mnd. lât Geſicht), zu ſehen. Mit dieſem Glauben verwandt iſt der aus Moisburg berichtete, daß die in der Nacht zum 25. Dezember Geborenen die Gabe des Hellſehens beſitzen. Bei Celle[1]) „leuchtet man nach dem Chriſteſſen unter den Tiſch nach Körnern, wie ſie die Dreſcher in die Stube treten. Je mehr man von einer Getreideart findet, deſto beſſer gedeiht ſie"; ein ganz ähnlicher Glaube wird aus dem Norden der Heide, dem Kirchſpiel Moisburg, berichtet. In der Südheide begegnen noch andere bemerkenswerte Reſte alter Weihnachtsfreude. So erſangen in Bevenſen die Kinder am Abend des auch in anderen Gegenden feſtlich begangenen Thomastages (21. Dezember) verkleidet durch Weihnachtslieder allerlei Gaben, und zum Frühgottesdienſte am 1. Weihnachtstage brachten dort die Kirchgänger einen Siebenſtern mit, ein Geſtell mit ſieben Lichtern, die in der Kirche angezündet wurden. Am erſten Weihnachtstag wird ebendort ein eigenartiges Getränk (Kol-ſchal, aus Branntwein, Zucker und Honigkuchen zuſammengerührt) als Willkommen geboten und mit einem Holzlöffel gegeſſen.

Am Silveſterabend (Oljohrs-awend) wurde ebenſo wie am Chriſtabend beſonders gut gegeſſen. Allerlei Vorbedeutungen knüpften ſich an das Eſſen: Wer zuerſt aufſtand, mußte zuerſt ſterben. Wenn nach dem Eſſen zuerſt ein Mann hinausging, ſo brachte das nächſte Jahr lauter Bullenkälber, wenn eine Frau, lauter Kuhkälber. Wer in der Geiſterſtunde der folgenden Nacht ſich am Kreuzweg unter zwei aneinander gelehnte Eggen ſetzt, ſieht den Teufel tanzen.[2]) Im Laufe des Abends erſchien eine alte Frau, die Aſchenmöhm (Aſchenmuhme), die in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands unter verſchiedenen Namen bekannte Geſtalt der Frau Holle; ſie trug einen kleinen Beutel mit Aſche auf dem Rücken

---

nähere Bezeichnung der Gegend. Sonſt kenne ich den Schimmelreiter nur im äußerſten Süden: in den Dörfern weſtlich des Weſterbecker Moors trat er als Spaßmacher am erſten Tage der Hochzeiten auf, vgl. G. Wrede, Niederſ. 10, 204.

[1]) E. H. Meyer 253. Auch auf das dort erwähnte Chriſtnachtorakel in dem der Nordweſtheide benachbarten Bremervörde im Stadiſchen (das Herausziehen von drei Ähren aus dem Dach des Hauſes) ſei hingewieſen.

[2]) Im Kirchſpiel Moisburg erzählt man ähnliches von der Mainacht; der Betreffende ſieht dann die Hexen nach dem Blocksberg ziehen.

und ſchlug damit die Unehrerbietigen, während ſie die Frommen beſchenkte.

In den Zwölften, die zum Teil im Vorhergehenden ſchon berührt worden ſind und von denen ſechs Tage dem alten und ſechs dem neuen Jahre angehörten, war entgegen der Sitte anderer Gegenden das Spinnen erlaubt; nur am Sonnabend Abend hatte, wie überhaupt an dieſem Abend, das gemeinſame Spinnen zu unterbleiben. Dagegen durfte in dieſer Zeit kein gewaſchenes Zeug auf Rick (Querſtange) oder Hagen (Hecke) gehängt werden: wer ſie mit Wäſche bekleidete, bekleidete im neuen Jahre einen Toten, oder man ſah in dem weißbehängten Rick oder Hagen die Vorbedeutung der weißbehängten Bahre. Auch durfte kein Fuder Dünger in dieſen Tagen aus dem Hauſe gefahren werden, ſonſt folgte im kommenden Jahr der Leichenwagen. Ein Beiſpiel mag zeigen, mit welcher Zähigkeit man ſtellenweiſe derartige Anſchauungen feſthielt: noch einem mir perſönlich bekannten Geiſtlichen gegenüber hat ſein eigener Knecht in den Zwölften ſich geweigert, ein Fuder Dung zu laden, da dies nach dem „alten Glauben" nicht geſtattet ſei. Auch die Erinnerung an Wodan und die wilde Jagd lebte noch: man erzählte von dem „Helljäger", der einſt einen des Weges kommenden und in das wilde Jagdgeſchrei getroſt mit einſtimmenden Menſchen für ſeine Mitwirkung (entgegen den Sagen anderer Gegenden, wo in ſolchem Falle Beſtrafung erfolgt) belohnt habe; eine Pferdekeule ſei aus den Lüften niedergeflogen, und eine Stimme habe gerufen: Heſt mit jagen holpen, kannſt ok en Perſchinken kriegen.[1]) Am letzten Tage des Jahres beanſpruchten die Frauen das Regiment, am Neujahrstage wünſchten die Kleinen den Nachbarsleuten en fröhlich Nejohr und ließen ſich beſchenken.

Wir haben die Feſte betrachtet, die ſich zunächſt an die Kinderwelt wandten; von den übrigen wird in anderem Zuſammenhang zu ſprechen ſein. Das kindliche Spiel, das Oſter- und Pfingſtfeſt haben uns hinaus ins Freie, das Weihnachtsfeſt in das elterliche Heim zurück geführt. Neben dem Spielen und Feiern trat der Ernſt des Lebens an die Kleinen heran, Elternhaus und Schule erhoben Forderungen.

---

[1]) Nach einer Mitteilung W. Poecks (Germania 37, 120).

Mit Semmel und Naſchwerk wurden die Kleinen bei ihrem erſten Schulgange bewillkommt, doch Irſt de Stutenweken,[1]) denn — de Snutenweken. Freilich eins ſchützte die Kleinen davor, allzuviel Stunden des Tages die Schulbank zu drücken, die Inanſpruchnahme zum Hüten, zu dem noch in den waldreicheren Gegenden bei ärmeren Familien, wenn auch nur auf kürzere Zeit, die Verwendung der Kinder zum Heidel- oder Krousbeereupflücken trat. Vom Gänſehüten war ſchon die Rede; den heranwachſenden Mädchen wurde oft auch das Weiden der Kühe anvertraut, das allerdings zunächſt Sache der Knaben war. So brachten die Kinder den Morgen auf dem Felde hin und ſchwangen in ſicherer Entfernung von dem Schulſtock ſelbſt den Knittel. Blöming und Bleß, Stirn und Buntſcheck, Heiſter, Kreih und Roſ', Hattkopp, Bretkopp und Buntkopp, Fröhlich und Voß, Gris und Grau, Schimmel und Wittrüch[2]) — alle mußten gehorchen, und mit Hülfe Pollis oder Stroms, des Hundes, ließ ſich ſelbſt mit Hannes, dem Bullen, auskommen. Geſangbuch und Katechismus hatten ſchon in der Nacht unter dem Kopfkiſſen gelegen, aber die Lektion (de Lex) ſaß doch noch nicht im Kopfe, und ſo wurde hinter den Kühen ab und zu ein Blick hineingeworfen. Denn in der Mittagszeit ſollte es zur Schule gehen. Die Bauern waren ſo lange zum Lehrer und Prediger gelaufen, bis ſie die Kinder für den Vor- und den Nachmittag zum Hüten frei bekommen hatten; nur in den Mittagsſtunden hatten die Kinder Zeit, denn birſen ja doch de Köh (dann liefen ja doch die Kühe nur brünſtig hin und her), blieben alſo beſſer im Stall.

In Holzpantoffeln (hülten Tüffeln) oder Schuhen, denen eine Speckſchwarte ſchnell zu einigem Glanze verholfen hatte, ſaßen die Kinder in der ſchwülen Mittagshitze auf der Schulbank. Der

[1]) Mnd. ſtuten-weke bedeutet „Flitterwoche"; vielleicht meinte alſo das Wort zunächſt die Freuden und Leiden des jungen Eheſtandes.

[2]) Blöming Blümchen, Bleß Kuh mit einer Bleſſe, einem weißen Naſen- oder Stirnfleck, Stirn Stern (wobei wohl an mnd. ſterne ſternartiger Fleck anzuknüpfen iſt), Bunt-ſcheck Bunte Jacke (mnd. ſcheke Wamms), wie auch Bunt-jack ſelbſt als Kuhname begegnet. Die Namen wurden gewöhnlich auf eine Bemerkung des Bauern oder der Frau hin (De mut wol.....heten) gegeben und ſtanden, mit Kreide geſchrieben, die erſte Zeit über dem Standort der Kühe.

Lehrer, der damals in der Regel nur kurze Zeit das Seminar beſucht hatte und oft nebenher durch ein Handwerk ſich durchbrachte, ſtellenweiſe ſogar gegen Entgelt bei den Bauern mitgearbeitet haben ſoll, hatte in manchen, beſonders den kleineren, Dörfern einen „Reihetiſch“ und ſchlief dann gewöhnlich in einem Bauerhauſe, deſſen eine Stube dauernd zur Schulſtube eingerichtet war. In anderen Dörfern hatte man eine Reiheſchule, und auch die Wohnung des Lehrers wechſelte in beſtimmten Zwiſchenräumen. Als Leſebuch diente damals der „Kinderfreund“, der auf die Fibel folgte. Beſonders der Rechenunterricht lag im Argen. Ja, man war noch ſoweit zurück, daß auch die Teilnahme am Schreibunterricht wenigſtens ſtellenweiſe auf Freiwilligkeit beruhte. Wie ein letzter Klang dieſer Zeit mutet das viel gehörte Scherzwort an: Still oewerall, ik ſchriw minen Namen.

Für die Schulbücher, ſoweit dieſe nicht von älteren Geſchwiſtern übernommen wurden, ſorgte der Buchbinder, der einmal im Jahre einen Sonntagvormittag — in meiner Heimat am 1. Adventsſonntag — im Kirchtor ſeinen Stand hatte. Auch mit Kalendern (Kelinners) und Hauspoſtillen handelte er. Für einen Schilling erſtand man Bilderbogen mit Kränzen, Tieren, Werkzeugen, auch mit Abbildungen aus dem Leben der heiligen Genoveva. Später ging dieſe Verſorgung mit geiſtiger Nahrung an die Landkaufleute über. Das beim Unterricht gebrauchte Papier (Büttenpapier) beſorgte der Lehrer, oder die Kinder kauften es ſelbſt auf den Papiermühlen; gerade in der Gegend, in der vorzugsweiſe dieſes Buch entſtanden iſt, lagen die Papiermühlen Starsbeck, Moisburg, Appelbeck und Altkloſter, die alten „vier Gewerke“, ſo genannt, weil ſie einſt die Berufungsinſtanz für alle Streitigkeiten unter deutſchen Papiermachern bildeten.[1])

An einen Handarbeitsunterricht von ſeiten der Schule wurde noch gar nicht gedacht. Wohl aber lernte das Mädchen zu Hauſe, oft ſchon im ſiebenten Jahre, ſpinnen und ſpäter auch etwas nähen. Die Mutter holte ein abgeſetztes Spinnrad her und machte der Kleinen aus wertloſer Heede einen Wocken. Daran lernte dieſe allmählich einen finen Draht zu ſpinnen, und ſchon jetzt wurde

[1]) Vgl. Manecke, Topogr.-hiſtor. Beſchreibung I 204.

ſie vor dem hogen Haken gewarnt, der entſteht, wenn der Faden zu lange auf einer Stelle der Spule ſich aufwindet. Freilich verlangte dann oft die Kindesnatur ihr Recht, und die Kleine tollte bald wieder draußen herum oder machte es wie eine noch heute lebende Frau, die, wie ſie erzählt, durchaus im Zimmer bleiben ſollte und nun kurz entſchloſſen das Spinnrad umdrehte und wie eine Karre durch das Zimmer rollte.

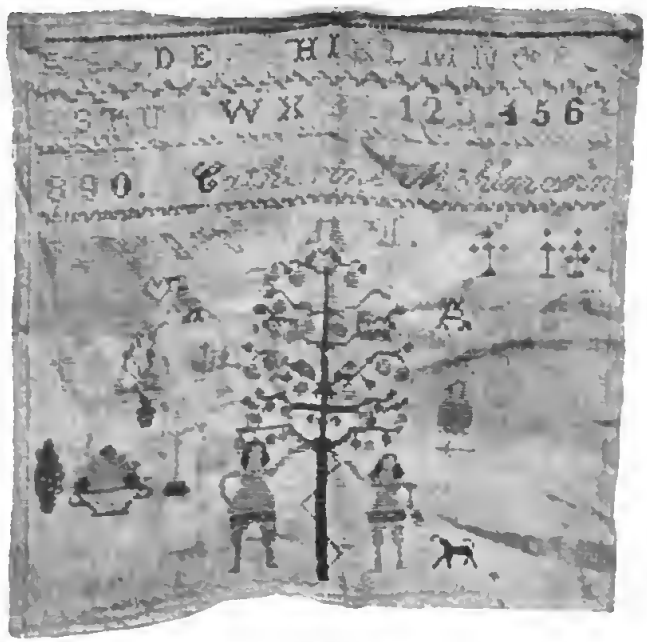


Fig. 3. Adamsbaum.

Die Mutter war es auch, die das Nähen lehrte. „O, ſe kann all de Nadel böhren“ (heben), hieß es dann rühmend anderen gegenüber: das Mädchen konnte ſchon einen Saum am Taſchentuch oder an der Schürze machen! Vielleicht lernte es auch ein Hemd nähen, obgleich es in dieſer Beziehung in der Heide traurig ausſah, denn ſelbſt von den erwachſenen Mädchen konnten nur wenige ein Frauenhemd, geſchweige ein Männerhemd, ohne Hilfe fertig nähen. Ferner wurden mit Kreuzſtichen Namen gemacht, von Geübteren auch auf ein Stück Flachsleinewand das ganze Alphabet, die Zahlen, der eigene Name und darunter Adam und Eva und der von der Schlange umwundene Baum des Paradieſes (Adams-bom, Fig. 3) genäht.

Stricken lernten die Mädchen nicht; dieſe Tätigkeit fiel den Männern zu, und die Mutter verſtand das Stricken gewöhnlich ſelbſt nicht. In ſpäteren Jahrzehnten, als es in der Schule gelehrt zu werden begann, haben manche Mütter dieſe Lücke ausgefüllt, zum Teil übrigens auch mit Rückſicht auf ihre Bequemlichkeit beim Ausgehen in Geſellſchaft; das Strickzeug war ſo leicht zu tragen, aber dat Spinnrad wür bewehrlich (hinderlich) mittonehmen.

Unter der geiſtigen Nahrung, die das heranwachſende Kind dem Elternhauſe verdankte, nahm die Übermittlung der alten Rätſel einen Hauptplatz ein. Wenn Herbſt und Winter ihren Sturm und Schnee ſandten, wenn das Spinnrad ſchnurrte, das Weberſchiffchen flog und Vater und Großvater in Ruhe ihr Pfeifchen mit dem Bild des Königs oder des Sachſenroſſes rauchten, dann war die rechte Zeit zum Rätſelraten. Auch das Geſinde beteiligte ſich. Der Scharfſinn wurde geweckt und das Gemüt mit volkstümlichen Anſchauungen befruchtet; ein geiſtiger Beſitz erwuchs, unverwüſtlicher als die Eindrücke vom Jahrmarktskaſper und dem Peijaz (Bajazzo) oder Puppenſpiel einer wandernden Komödiantentruppe, lebendiger erfaßt als die meiſte Schulgelehrſamkeit. Die Schule ſtellte überhaupt dies wertvolle Kapital nicht in ihren Dienſt, ſelbſt den Kindern anderer Kreiſe, wenn ſie auch mit den Bauernkindern dieſelben Schulbänke drückten, blieben dieſe alten Volksrätſel in der Regel unbekannt; ſie waren eben, wie ein Landmann ſich einmal ausdrückte, bûrſch, ein ausſchließliches Beſitztum der bäuerlichen Kreiſe.

Das Rätſel zieht Haus und Hof, Feld und Wald, Menſchen und Tiere, Wetter und Himmelskörper in ſeinen Kreis, mit Vorliebe Lebloſes belebend, Lebendes als Lebloſes und Tieriſches als Menſchliches hinſtellend. So umſpannt es das ganze bäuerliche Daſein und macht auch vor der Dorfkirche und dem geſtrengen Paſtor nicht Halt. Die im folgenden abgedruckten Rätſel ſind eine Auswahl aus den von mir geſammelten; ein nicht geringer Teil iſt mir unmittelbar aus friſchem Kindermund in die Feder diktiert worden; die Auflöſungen ſtehen hinter dem letzten Rätſel.

1.

En ganzen Kawen (Stall) vull witte Kalwer un enen roden Bölker (Schreier) twüſchen.

2.

Wot geiht dör den Hagen un makt dat Lock wedder to?

3.

Wot is lütter as en Mus
Un hett mihr Finſtern as den König ſin Hus?

4.

Fif lütte Haſen de löpen üm ene Writ (Buſch),
Je duller ſe löpen, je gröter wür de Writ.

5.

Dor löp en lütten Hund
In de witten, witten Grund.
So duller as he löp,
So ſcharper as he bet.

6.

Wot hett twe Ühren[1]) un kann nich hüren,
Wot hett en Sel[1]) un dinkt nich an Gott?

7.

Hülten Kommer, iſern Dör,
Fif dorin un fif dorvör.

8.

Wot künnt teihn Mann nich mit de Meßfork von den Boen (dem Boden) ſmiten?

9.

Up Iſerland gah ik,
Up Iſerland ſtah ik,
Iſerland is mi gans vergeten,
Ik hef't dremal ſegt, ſchaſt (ſollſt es, wirſt es) doch nich weten.

10.

Achter'n Huſ' wauwau,
Ümmer de Bank miau,
Up de Del klippklapp,
In den Stall ſtrippſtrapp.

---

[1]) Wortſpiel zwiſchen mnd. ore (Ohr und Öhr) und mnd. ſêle (Seele) und ſêl (Seil, hier das eiſerne Grapenſeil).

11.

Ver Hangers,
Teihn Langers,
Hülten Jippjapp,
Iſern Klippklapp.

12.

Vör as en Giffel,[1]) in de Midd as en Vertunn', achter as en Beſſen.

13.

Wot geiht rund rüm'n Huſ' un ſegt vör jede Dör goden Dag?

14.

Wot geiht rund rüm'n Huſ' un hett en gans Del Schächt (Schäfte, Stangen) up den Nacken?

15.

Vör as en Vögtang' (Zange zum Biegen), in de Midd as en Küſſen, achter as en Schüſſel.[2])

16.

Ken (Wer) is de dümmſte Vagel?

17.

Wot krüpt dör den Hagen un hett en Hir Packsdarm[3]) achter ſik?

18.

Wot flügt oewern Huſ' un hett en mancheſtern Bür an?

19.

Wot geiht rund rüm'n Huſ' un makt én Spor (Spur)?

---

[1]) = die zweiteilige, forkenähnliche, hölzerne „Gabel", um Fleiſch in den Wiemen zu hängen oder herabzunehmen (mnd. geffele).

[2]) Lange Stange mit einem hölzernen, ſchaufelartigen, vorn abgerundeten Stück zum Einſchieben und Herausnehmen der Bröte. Dem Sinne nach entſpricht mnd. ſchuver (Schieber), neben ihm hat aber nach meiner Meinung ein ſchuvelſe exiſtiert als Vorläufer des heutigen Schüſſel.

[3]) Packs-darm eigentlich das Bündel, der Packen, dann übertragen das Pack, das Geſindel. Es erſcheint fraglich, ob Hir (Herde) richtig überliefert iſt.

20.

Dor löpt en lütten Hund
In de depen, depen Grund.
So deper as he löp,[1])
So höger höl he'n Stirt.

21.

Vör lewt (lebt es), in de Midd is't dot,
Achter it't noch Speck un Brot.

22.

Wüppup un Wappup, ver Ben un ken Stirt.

23.

Wot is witter as Speck,
Wot is ſwatter as Dreck,
Wot is hatter as Hurn,
Stickt ſcharper as Diſſeln un Durn?

24.

Wot geiht in'n Hult un deckt Tellers (ſetzt Teller hin)?

25.

Wot ligt in'n Hult un ſüt ut as'n aftagen (abgezogenes) Perd?

26.

Wot geiht in'n Hult un ſegt jümmer: „Hierher"?

27.

Wot geiht dört Hult un peddt ken Sprock (Reiſig) keputt?

28.

Rabicker, rabacker,
Löpt oewer den Burn ſinen Acker,
Hett mihr Ben
As hunnertunen.

29.

Wot makt mihr Sporn (Spuren) as en Hir Schap?

[1]) Vermutlich verdorben.

30.

Hickel, hackel[1]) dör den Hagen,
Hett ken Lif un hett ken'n Magen
Un hett doch Rüppen (Rippen).

31.

Unſe ulle griſe Grau[2])
Geiht alle Morgen ſo fröh in'n Dau,
Hett doch weder Fleſch noch Blot,
Deit doch alle Minſchen got.

32.

Dor ligt'n por Bröder tonewen (neben einander),
Wenn ſ' upſtaht, reckt ſ' an'n Hewen (reichen ſie an den Himmel).

33.

Wot is dat Blankſte in de Kark?[3])

Auch Rätſelſpiele kamen vereinzelt vor. So erzählte ein Kind dem andern:

Eimi un Speimi
De wahnen in enen Huſ',
Eimi güng 'rut,
Ken (Wer) blew dorin?

---

[1]) Vgl. mnd. hicken = hacken, zerren und das jetzt in der Heide gebrauchte Hickhackerê = das Zerhacken (beſonders von ſich bekämpfenden und ſchlechtmachenden Menſchen); andere Überlieferung hittel, hattel (vgl. hittelig = hitzig, aufgeregt).

[2]) Kuhnahme.

[3]) Die Auflöſungen für 1—33: 1. Die Zähne und die Zunge. 2. Der Faden beim Einfädeln. 3. Fingerhut. 4. Strickſtrumpf. 5. Die Schere, die das Leinen zerſchneidet. 6. Der Grapen. 7. Schneidelade. 8. Getreidekorn oder Mäuſedreck. 9. Der Hund Iſerland, deſſen Fell in die Pantoffeln gelegt iſt. 10. Hund, Katze, Dreſchflegel, die gemolkene Kuh. 11. Euterzitzen, die Finger, der mit dem Seil getragene und dabei „ſiepende" Eimer, das niederfallende Eimerſeil. 12. Kuh. 13. Das grunzende Schwein (Das öch klingt wie go'n Dag). 14. Igel. 15. Gans. 16. Die Ente (wenn ſie in die Tür kommt, hält ſie für nötig, ſich erſt noch zu bücken). 17. Die Henne mit den Küken. 18. Miſtkäfer. 19. Schiebkarre. 20. Der wagerechte Balken des Ziehbrunnens. 21. Der pflügende Bauer. 22. Froſch. 23. Die Elſter. 24. Kuh. 25. Der abgeborkte Baum. 26. Die Säge. 27. Sonnen- und Mondſchein. 28., 29. Der Regen. 30. Die vom Wind bewegten Blätter. 31. Windmühle. 32. Zwei Wagenſpuren. 33. Der Naſentröpfel des Paſtors.

Antwortete der Gefragte Speimi, ſo wurde er unverſehens angeſpien (ſpei mi = ſpei mich an); wer den Scherz kannte, antwortete: Ei mi (ſtreichle mich).[1])

Der Tag, wo die „Betkinder" (Be-kinner, vom Aufſagen des religiöſen Lernſtoffes, dem „Beten", ſo genannt) „aus der Schule kommen" ſollen, ſteht bevor; es iſt der Sonntag Palmarum, an andern Stellen der Grüne Donnerstag. In der letzten Zeit haben ſie den Zurückbleibenden bunte Kränzchen mit einem Vers geſchenkt, die aus einem Bilderbogen herausgeſchnitten waren,[2]) und dieſe haben Stecknadeln als Gegengeſchenke gegeben (Knöpnadels utgewen war der Ausdruck dafür). Unter Glockengeläute ſetzte ſich am Konfirmationstage der Zug vom Pfarrhauſe aus in Bewegung. An der Spitze ſchritt der Geiſtliche, es folgten in Begleitung der Lehrer die Knaben der Kirchdorfs- oder Küſterſchule und die der andern Kirchſpielsſchulen, immer zwei und zwei, hinter ihnen die Mädchen. Dichtgedrängt ſahen die Menſchen ſie auf der Straße vorüberziehen. Die Kleidungsſtücke waren in der Hauptſache die der Eltern oder älterer Geſchwiſter, oder man hatte ſie der Erſparnis wegen von Verwandten und Bekannten geliehen. Die Knaben trugen zu ihren blauen Beiderwandshoſen Röcke, die faſt die Erde berührten, und Cylinderhüte, die oft in Gefahr waren, über die Ohren zu rutſchen. Weniger auffällig war bei geſchicktem Einnähen die ſchwarzgefärbte Beiderwandtracht der Mädchen; um den Hals lag ein Kragen und ein ſchmales weißes Tuch, in alter Zeit trug man ein kreuzweis übergeſtecktes weißes Bruſttuch. Dazu kam eine ſchwarze (oder weiße) Schürze und eine Pappmütze, deren weißer Atlas[3]) vielleicht ſchon ins Gelbweiße hinüberſpielte; auf dem Geſangbuch lag ein weißes Taſchentuch (Fig. 4). Unter den

[1]) In Weſtfalen kennt man eine ähnliche Neckfrage, dort heißen die beiden ami und ſlami (ſchlag mich), Woeſte, Wb. d. weſtf. M., S. 6.

[2]) Erſt ſpäter kamen die ſogenannten Bibel-klewer auf, jene gummierten Bildchen zum Einkleben in die Bibel oder das moderne Poeſiealbum.

[3]) Stellenweiſe wurden bei der Konfirmation ſchwarze Mützen mit weißem Strich getragen. Aber im ganzen genommen überwog das Weiß; konnte man doch in geiſtlichen Kreiſen die übrigens nicht aufrecht zu erhaltende Anſicht hören, der Sonntag nach Oſtern, der „weiße" Sonntag, habe ſeinen Namen daher, daß die konfirmierten Mädchen an dieſem Tage nochmals in ihrer weißen Tracht zur Kirche gingen.

Klängen der Orgel und dem Nachdrängen der Gemeinde verſchwand der Zug in der Kirche und nahm auf den bereits bei der Beichte innegehabten Bänken vor dem Altar Platz. Am Nachmittage

Fig. 4. Am Tage der Konfirmation.

folgten die Beglückwünſchungen der andern Dorfbewohner; der am Morgen vom Pfarrer überreichte Gedenkſpruch wurde eingerahmt und fand unter dem Wandſchmuck ſeine Stelle. Das Leben der Schule lag hinter dem Kinde, und unmittelbar trat es hinüber in die Schule des Lebens.

Zweiter Abschnitt.

Knecht und Magd, Bräutigam und Braut.

Nach der Einsegnung wurden die Knaben zunächst Schäfer (Schêper oder Schaper), hierauf Klein- und dann Großknecht (Lütt-, Grot-knecht); die Bauersöhne dienten gewöhnlich auf dem Hofe des eigenen Vaters. Die Mädchen, besonders die aus niedrigem Stande (ut lütten Stand), übernahmen nach der Einsegnung gern in nichtbäuerlichen Familien eine Stellung als Kindermädchen, um etwas „umzulernen", dann wurden sie bei einem Bauern Lütt- und später Grot-magd; die Bauertöchter blieben bis zur Verheiratung auf dem väterlichen Hofe und ersetzten den Eltern die Mägde. Selbstverständlich nahmen die Söhne und Töchter der Bauern den Dênsten (Dienstboten) gegenüber eine bevorzugte Stellung ein, doch trat diese bei der Arbeit kaum hervor, und sie wurde auch sonst nicht leicht den weniger Begünstigten zum Bewußtsein gebracht. Stellenweise kam zu den beiden Knechten, wenn diese in erster Linie nur Ackerknechte sein sollten, ein besonderer, mit den Pferden betrauter „Fuhrmann", und in den ausgedehnten und besonders schafreichen Heidebezirken waren vielfach zwei Schäfer, ein Groß- und ein Kleinschäfer, angestellt, von denen jener die Mutterschafe, dieser die trocken stehenden und einjährigen Schafe zu weiden hatte.[1]) Dazu trat auf größeren Höfen der Imker, der in vielen Fällen ein jüngerer Bruder des Besitzers war.

Der Dienstantritt des Gesindes vollzog sich in festen Formen. Am Ostermorgen erfolgte die Auslöhnung der alten Dênsten, des alten Volks, se krêgen Lohn, wie der Ausdruck lautete; deshalb war es für die Gastwirte immer von besonderer Wichtigkeit, sich

[1]) So in der Raubkammer, vgl. Lün. Anz. vom 10. und 17. 9. 1904.

gerade für den zweiten Oſtertag, an dem die jungen Burſchen die Taſche voll Geld hatten, eine Tanzerlaubnis zu erwirken. In den nächſten drei Tagen ging das alte Geſinde ab, das neue zu (af-gahn, to-gahn). Die Dienſtboten wurden in der Regel von Oſtern auf Oſtern gemietet oder wiedergemietet; den Mietsvertrag beſiegelte und zwar immer nur auf ein Jahr das Miets- oder Gottesgeld[1]) (Mirgild, Gottsgild, mnd. mêde-, godes-gelt). Heute wird ein Taler als Mietsgeld gegeben, früher nur ein Achtſchilling- oder Achtgutegroſchenſtück (5 Groſchen oder 1 Mark). Wurde (was aber in der alten Zeit verhältnismäßig ſelten geſchah) das Gottesgeld „wieder gebracht", ſei es, daß ein Dienſtbote eine andere Stelle vorzog oder heiraten wollte, ſo pflegte der Bauer um des lieben Friedens willen nicht auf ſeinem Recht zu beſtehen. Am Vormittag einer der genannten Tage trat nun der neue Dienſtbote an, denn „nachmittags gehen die Faulen zu", 's Nomdags gaht de Fulen to. Da hieß es: „Goden Dag, künnt Ji noch en Knecht bruken, anners mut ik wol en Hus füdder (weiter) gahn." „Ne, du kannſt hier bliwen, we hebbt noch enen nödig." Der Dienſtbote trug nur ein kleines Bündel unter dem Arm mit Arbeitszeug, das beſſere Zeug hatte er an; alles übrige befand ſich in der flachen Eichenlade, ſtatt deren manche auch ſchon einen gewöhnlich tannenen Koffer mit gewölbtem Deckel beſaßen.[2]) Koffer oder Lade wurde dann nachträglich am folgenden Sonntag, dem witten Sünndag oder Kuffer-dag, mit dem Geſpann des neuen Dienſtherrn geholt. Schon in aller Frühe begann in den Heidedörfern das Hinundherfahren. Die Magd, deren Sachen geholt werden ſollten, ſtieg bei dem Knechte auf; ſie hatte für ihn

[1]) Der Ausdruck ſtammt daher, daß das Handgeld urſprünglich „gottesdienſtlichen Zwecken oder den Armen zugute kam", vgl. Lübben — Walther unter godes-pennink.

[2]) Die Deckel waren inwendig gern mit Bildern ausgeklebt, Darſtellungen aus dem Leben Chriſti, einem Bild der heiligen Genoveva u. dgl. Oben in der Lade, rechts oder links, war ein viereckiger Kaſten mit einem Deckel angebracht, de Bila' (mnd. bi-lade). In dieſer Beilade verwahrte man, da es noch keine Kommode gab, ſeine Koſtbarkeiten, insbeſondere die Mädchen ihre Schmuckſachen, ſeidenen Tücher und beſten Schürzen. Daher ſagte man von einem beſonders ſchmucken und ſauberen Mädchen: ſe geiht ſo ſnicker, as wenn ſe ut de Bila' nommen is.

und ihre bei dem Aufladen ebenfalls behilflichen früheren Mitknechte eine Flasche Branntwein gekauft. Auch die zugegangenen Knechte holten an diesem Tage ihre Sachen, und so rasselte es von früh bis spät.

Wir wenden uns nunmehr der Arbeit des männlichen Gesindes zu, zunächst dem Kuhhirtenamt. Die Stellung des Kuhhirten hängt aber eng mit den Markverhältnissen zusammen, und daher wird hier die geeignete Stelle sein, diese wenigstens mit einigen Strichen anzudeuten. „Gemeinde" (mnd. gemênte, auch mênte, mênde) bezeichnete in alter Zeit den „gemeinsamen" Besitz einer Markgenossenschaft oder die „gemeinsamen" Besitzer, die Markgenossen. Aus den Markgenossenschaften sind vielfach die modernen Gemeinden hervorgegangen, doch haftet diesen von dem alten Sinn des gemeinsamen Besitzes, der gemeinsamen Besitzer so gut wie nichts mehr an. In bestimmten Zeiten wurden die Markgenossen zur Gemeindeversammlung, dem Holting (Holz-thing, d. h. Holzversammlung), entboten, denn das Holz spielte in den Verhandlungen eine große Rolle, wie denn der Wald oft, ja wohl meistens den Mittelpunkt der Marken gebildet hat. In diesen Gemeindeversammlungen der früheren Jahrhunderte wurden durch Beschlüsse der Genossen, die uns in den Weistümern oder „Holzordnungen" (mnd. holtings ordeninge)[1]) erhalten sind, alle wichtigeren Gemeindeangelegenheiten geregelt. Diese Weistümer sind in geschichtlicher, rechtlicher, sprachlicher und kulturgeschichtlicher Hinsicht überaus wichtige Quellen. Die Festsetzung der Markgrenzen, die Abgrenzung eigener und fremder Rechte, das Anrecht an Holz, Weide und Mast, Jagd und Fischerei, Fragen des Bienenrechtes, des Pfandrechtes, die Wiederherstellung eigenmächtig verrückter Grenzen, das Eigentumsrecht an Windbrüchen, die Verhängung von Strafen — kurz die mannigfachsten Angelegenheiten der Mark oder, wie man auch sagte, des „Gôs" (Gaues) fanden ihre Erörterung. Und wie kernig ist die Sprache dieser Versammlungen, wie urwüchsig und sinnreich

[1]) Es unterliegt keinem Zweifel, daß manche dieser alten Gemeindebeschlüsse der Forschung noch nicht zugänglich gemacht worden sind. Gemeindevorsteher, Holzgeschworene und überhaupt die von dem Vorhandensein solcher alten Holz- oder Gemeindeakten Unterrichteten würden mich durch eine Mitteilung zu großem Dank verpflichten.

ſo manche dieſer Beſchlüſſe! Als einſt das Holting des „Truwaldes“ (Druhewaldes), der zwiſchen der Aue und der Luhe liegt und zu dem Biſpingen, Steinbeck und ſieben andere Dörfer als Markgenoſſenſchaft gehörten, dem Herzog von Lüneburg den „Erdboden“, den Grund und Boden des Waldes, zuerkannt hat, beſchließt es weiter, wenn jener durch den Truwald „tue“, ſolle er auf der einen Seite des Waldes einen Kranz brechen; der Kranz auf dem Haupte deutete nämlich den Herrſcher an! Wan ſeine fürſtliche Gnaden up der andern ſiden wedder ut dem wolde thuet, ſchal he den kranz wedder in den wold werpen und dancken dem wold (Grimms Weist. IV S. 700). Als 1634 die Holtingsleute zu Winſen an der Aller über die Berechtigung des gnädigen Fürſten und Herrn von Celle an ihrer Schweinemaſt verhandeln, erkennen ſie, er ſei berechtigt „zu voller Maſte, ſo mannich Schwein unter dem Baum, ſo mannich Bladt darauf ſitzen“ (a. a. O.).

In der Zeit nun, die uns beſchäftigt, war das urbar gemachte Land längſt aus dem gemeinſamen Beſitz ausgeſchieden, die Markgenoſſen hatten es — wohl ſchon vor langen Jahrhunderten — unter ſich aufgeteilt. Dagegen befand ſich im gemeinſamen Beſitz der alten markgenöſſiſchen Familien einmal noch der Wald; freilich nicht in allen Gemeinden, denn manche, zumal ſolche, denen nachläſſige Bewirtſchaftung des Waldes nachgewieſen werden konnte, hatten ihn im Laufe der Zeit an den Landesherrn abtreten müſſen, dieſe und jene ihn auch unter ſich ſelbſt aufgeteilt. Neben dem Walde wurde aber von der Gemeinde ein größerer Teil der Mark nach wie vor gemeinſam beſeſſen, der beſonders als Weide und zur Gewinnung von Heide, Plaggen und Torf benutzt wurde; die volkstümliche Bezeichnung dieſes nicht urbar gemachten Teiles war de Wildnis. Auf dieſem gemeinſam beſeſſenen Gebiet wurden nun die Kühe[1]) eines Dorfes gemeinſam geweidet; bei den Schafen war das gemeinſame Weiden durch die große Zahl natürlich ausgeſchloſſen. Da die Marken der einzelnen Dorfſchaften und Gemeinden vielfach nicht feſt abgegrenzt waren, ſo hüteten die Hirten

[1]) In älterer Zeit beſaßen manche Gemeinden auch einen gemeinſamen Schweinehirten, der die Schweine beſonders in den Wald auf die Eichelmaſt zu treiben hatte.

auch in die fremden Gemarkungen hinein; an vielen Orten beſtand aber die Beſtimmung, daß ſie bis zum Sonnenuntergang eingetrieben haben mußten. Den neuen Anſiedlern (Brinkſitzern, Anbauern u. ſ. w.) gegenüber ſchloſſen ſich die Markgenoſſen oder, wie man ſie nach dem Gemeindewald[1]) gern nannte, die Holzintereſſenten, feſt zuſammen, und es bildete und erhielt ſich ſo eine Realgemeinde innerhalb der modernen politiſchen. Trotzdem wurde den ſpäteren Anſiedlern, wie ſchon von alters her den Häuslingen, wohl durchweg die Mitbenutzung der „Wildnis“ geſtattet; ihr Vieh weidete mit, ſie durften ſich Heide und Plaggen, ſtellenweiſe auch Holz hauen und Torf graben, ein Entgegenkommen, das ſich hier und da ſpäter rächen ſollte. — So etwa ſah die Mark in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus. Den Anſtoß zu einer Änderung gab beſonders die große Zerſplitterung des Privatlandes; die ſogenannte Verkoppelung ordnete in der Mitte des Jahrhunderts dieſe Verhältniſſe in durchgreifender Weiſe und gab dem einzelnen Beſitzer ſtatt der vielen zerſtreuten Streifen einen mehr zuſammenhängenden Beſitz, gewöhnlich einige größere Koppeln. Damals wurde aber auch die „Wildnis“ aufgeteilt, und hier und da haben nun auch die ſpäteren Anſiedler bei der Aufteilung dieſes Reſtes der alten Markgenoſſenſchaften auf gerichtlichem Wege und jedenfalls ſtellenweiſe mit Erfolg Anſprüche geltend gemacht. —

Der Dorfkuhhirte hieß Koh-hîr, Koh-hêr oder Koh-hĕr (von mnd. herde Hirt); man bezeichnete die Einrichtung, indem man ſagte: Dor is en Kohhîr oewert Dörp. Der Kuhhirte bewohnte unentgeltlich ein der Ortſchaft gehöriges Haus, die Kohhers-kat, durfte eine eigene Kuh frei mitweiden und erhielt für jede Kuh einige Groſchen als Lohn; auch bekam er etwas Land und eine Wieſe, damit er im Winter Heu hatte. Frühmorgens blies er auf ſeinem Horn und rief zwiſchendurch: Lat't de Köh ut! Die Ställe öffneten ſich, und der Hirte trieb aus, um erſt am Abend zurückzukehren. Einen Nebenverdienſt erwarb er ſich dadurch, daß er da, wo die Kühe ihre Mittagsraſt zu halten pflegten, einen Dunghaufen (eine Miet') anlegte, den er ſpäter verkaufte; er

[1]) War ein ſolcher nicht mehr vorhanden, ſo fiel damit allerdings ein weſentlicher Anſtoß zur Entſtehung einer Realgemeinde fort.

beſaß ausdrücklich das Recht des Plaggenhiebs für dieſen Zweck. Wenn er einen Beſitzer auf eine brünſtige Kuh aufmerkſam machte, bekam er am anderen Morgen von dieſem zwei gekochte Eier als Geſchenk mit. Ließ ein Bauer ſeine Kühe durch einen Knaben oder ein Mädchen beſonders hüten, was, wie wir ſehen werden, ſpäter die Regel wurde, mußte der Hirt oder die Hirtin den Dung der Kühe im Koetel-korf mit nach Hauſe bringen. Darauf hielt der Bauer ſtreng; ließ er doch auch jeden Kuh- und Pferdedreck vor ſeinem Hauſe zur Miete ſchaffen und führte gern das Wort im Munde: Hef ik kenen Meß, krieg ik ken Kurn!

Die Dorfhirten der alten Zeit hatten vielfach beſtimmte Plätze, an denen ſie zuſammentrafen und Neuigkeiten austauſchten. Durch ſie wurde nicht ſelten die Kunde von großen Ereigniſſen in die abgelegenen Heidedörfer getragen. Stellenweiſe hat im Lüneburgiſchen ein Zuſammenſchluß der Ochſenhirten[1]) beſtanden: an ihrer Spitze ſtand der erſte Heerjunge, „der ſtärkſte, der einige Wochen vor Pfingſten in einem Wettringen alle anderen beſiegt hatte. Man lagerte unter ein paar dicken Weidenbäumen, an denen die Ranzen hingen, um einen Spring (Quell), in dem ein hölzernes Trinkgefäß zu jedermanns Gebrauch lag. Wurfſpiele mit ihren Hirtenkeulen und Meſſerſpiele, genau dieſelben, die noch die Hirten am Brenner treiben, füllten ihre Muße."

Mit der Verkoppelung hörte die gemeinſame Weide und das gemeinſame Weiden auf. Jeder Bauer ließ ſeine Kühe vormittags und dann nach einer Mittagspauſe wieder nachmittags auf die eigene Weide treiben. Aus Sparſamkeitsrückſichten übertrug er das Amt einem noch nicht konfirmierten eigenen Kinde,[2]) dem Sohne oder auch der Tochter. Hatte er kein heranwachſendes Kind, ſo mietete er für die Sommermonate einen Sohn anderer Eltern, der zum Winter wieder zu den Seinigen zurückkehrte. Neuerdings be-

[1]) Nach E. H. Meyer 137. Der „erſte Heerjunge" iſt aber wohl nicht der „Herrjunge", ſondern „Hirtenjunge" (mnd. herde Hirt).

[2]) Zuerſt hüteten die Kinder nach dem Vorbild des früheren Gemeindehirten den ganzen Tag. Nach allerlei Maßnahmen, die wieder einen ordnungsmäßigen Unterrichtsbetrieb herbeiführen ſollten, einigte man ſich auf die Mittagsſchule (S. 45). Später wurde der Beſuch der Schule an beſtimmten Vormittagen verlangt.

kleiden vorzugsweiſe konfirmierte[1]) Knaben den Kuhhirtenpoſten: es hängt das einmal damit zuſammen, daß nicht mehr ſo leicht wie früher Befreiung vom Schulbeſuch für das Hüten zu erhalten iſt. Ferner damit, daß die landwirtſchaftliche Arbeit ſich bedeutend vermehrt hat, ſo daß neben den Knechten ein konfirmierter Küher auch im Winter genug Arbeit findet, z. B. beim Füttern und Abwarten der Kühe und dem Holzhacken. Durch dieſe Arbeit wird er gleichzeitig für den ſpäteren Poſten eines Kleinknechtes vorgebildet. Nämlich der Stand des Schäfers, in den früher der konfirmierte Knabe zu treten pflegte, hat ſich faſt gänzlich aufgelöſt. Das führt uns zur Schäferei.

Der Bauer hatte eine Herde von wenigſtens 100—150, ſtellenweiſe 500—600 Schafen, unter denen die grauwolligen Heidſchnucken mit ihren ſchwarzen Beinen und den rückwärts gebogenen Hörnern am ſchwarzen Kopf durchaus überwogen. Der Schafſtall (Schapkawen) ſtand gewöhnlich außerhalb des Dorfes,[2]) mitten in einer großen Heidkoppel; ſo konnten die Schafe aus dem Stalle ſofort auf die Weide gehn. Der Stall einſchließlich der Sparren war aus Eichenholz gearbeitet; er hatte ein Strohdach und niedriges Fachwerk mit gezäunten Wänden (Tün-wann') und Lehmſchlag; den Zugang bildete außer der Großen Tür eine kleinere Seitentür, durch die der Schäfer aus- und einging. Der Schäfer mußte morgens erſt die Kühe mitfüttern und dann Plaggen hauen, denn zweimal in der Woche wurde der Stall des wertvollen Düngers wegen mit zwei Fuder Plaggen, gelegentlich ſtatt deſſen mit einem Fuder Heide, geſtreut. Gegen acht Uhr wurden die Schafe ausgelaſſen, und nun ging es mit Geblök in die Heide. Der Hund hielt die Ordnung aufrecht, der Schäfer ſtrickte (Fig. 5). War ein Tier unfolgſam, ſo griff dieſer nach der im Arm gehaltenen Schafſchaufel (Schap-ſchüffel), hob mit ihrem ſchaufelförmigen Ende etwas Erde auf und ſchreckte es ſo. Mittags ging es heim, gegen zwei Uhr wurde wieder ausgetrieben. Dies änderte ſich im Winter, wo

[1]) Wo heute noch unkonfirmierte Knaben als Kuhhirten begegnen (ſogenannte Sommerküher, da ſie im Winter zu ihren Eltern zurückzukehren pflegen), werden die Kühe nur nachmittags (in der ſchulfreien Zeit) ausgetrieben.

[2]) Ein ſolcher hieß auch Buten-kawen (Außenſtall), z. B. in der Raubkammer, Lün. Anz. 3. 9. 1904.

das Wetter vielfach zur Stallfütterung (In-foërn, Daheimfuttern) nötigte. Der Schäfer pflegte dann früh vom Bauerhauſe auf ſeiner Forke mehrere Bunde Buchweizen- und Erbſenſtroh mitzubringen, auch ungedroſchene Roggengarben, die er von dem ihm auf dem Boden angewieſenen Haufen genommen, zuweilen auch von dem übrigen Beſtande fürſorglich entwendet hatte. Mittags pflegten die Schäfer auf einige Zeit auszutreiben; oft hatten ſie ſich dann, wenn die

Fig. 5. Strickender Schäfer.

offenen Schuhe nicht genug wärmten, die Beine bis zu den Knieen hinauf mit Halmen bewickelt. In manchen Gegenden „kruckten" die Schäfer, d. h. ſie beſeitigten mit der Kruck (einem breiten Brett mit Stiel) den Schnee, daß die Schafe an den durchlugenden Stengeln herumknabbern konnten. Für ſchädlich galt es, die Schafe in den Reif hinauszulaſſen (in den Ripp dröfen de Schap nich gahn). Der Brauch des nächtlichen Hürdens, bei dem der Schäfer in der mit Rädern verſehenen Schäferkarre oder Schäferhütte (Scheper-kor, Scheper-hütt) ſchlief, während die Schafe eingeheckt waren, herrſchte mehr in den ſüdlichen Heidegegenden.

Außer den bisher angegebenen Pflichten hatte der Schäfer zu Hauſe noch in den Schweineſtällen zu ſtreuen und die Feuerung „anzuliefern“. Trotzdem führte er im Vergleich zu den Knechten ein bequemes Leben, der Ruf der Faulheit umgab ihn. Spottend ſang[1]) der Kuhhirte zu ihm herüber:

Scheper, Scheper, Lulei,[2])
Stinkt as en ful Ei,

worauf der Schäfer erwiderte:

Kohhir, Kohhir, Sleperjahn,
Lät de Köh to Schorn (Schaden) gahn,

aber vom Kuhhirten klang es zurück:

Scheper, Scheper, dudeldei,
Lät de Schap in unſe Wei' (Weide).

Manche Schäfer nützten allerdings die viele freie Zeit aus: ſie fertigten aus den Stengeln der Heide Bürſten zum Reinigen der Küchengeräte (Heid-böſſen oder Heid-ſchrupper), flochten Körbe und verkauften dies alles; auch machten ſie von Zeit zu Zeit einen Heidebeſen (Heid-beſſen), wie ihn die Kinder beim Spielen gebrauchten. Mit Vorliebe ſtrickten ſie Strümpfe, teilweiſe für die Familie des Bauern und ſich, teilweiſe zum Verkauf. Beim Beginn ſeiner Laufbahn erhielt der Schäfer von ſeinen Eltern ein trächtiges Mutterſchaf, eine Ewe, und er durfte dieſes und ſeine Nachkommen (gewöhnlich bis zu fünf Schafen[3]) oder Lämmern) mitweiden und aus ihnen (durch Verkauf der Wolle, der Tiere) jeden nur möglichen Gewinn ziehen. Waren die Eltern zu arm, ſo wurde gewöhnlich ausgemacht, daß er ſich ein Schaf aus der Herde des Bauern ausſuchen, dieſes aber auf ſeine Beſoldung angerechnet werden ſolle. Dem Schäfer gehörte auch jedes totgeborene oder krepierte Lamm der Herde; gewöhnlich löſte er vier Schilling

---

[1]) Auch hier begegnen wieder die Töne c, d, c, a, vgl. S. 34.

[2]) Derſelbe Zuruf im Braunſchweigiſchen, Andree 215. Lulei bedeutet Faullenzer, vgl. Brem. Wb. III 98 (unter Lülei).

[3]) In der Südheide durfte der Schäfer weit mehr Schafe bei der Herde haben, ſtellenweiſe ſechzig; nach einem aus der Raubkammer ſtammenden Bericht (Lün. Anz. 10. 9. 1904) ſtand dem Großſchäfer das Mitweiden von zwanzig Schafen zu.

für das Fell. Eins verdroß die Schäfer in ihrem Berufe: ſie wurden nie, wie die Knechte, mit ihrem Vornamen, ſondern immer nur mit Scheper angeredet; auch in der dritten Perſon hieß es ſtets: de Scheper. Trotzdem blieben manche Schäfer ihr ganzes Leben ihrem Berufe treu, während andere nach etwa drei Jahren Kleinknecht wurden.

In manchen Gegenden kannte man eine eigenartige Verwendung des Schafmiſtes. War eine neue Lehmdiele gemacht, ſo ließ man die Schafe die nächſte Nacht auf ihr ruhen. Am andern Morgen wurden die Schafe hin- und hergetrieben: der dann fallende Miſt und der Harn waren vortreffliche Bindemittel für den Lehm,[1]) den man nunmehr mit dem Del-klopper (= Dielenklopfer, einem mit ſchräger Handhabe verſehenen Brett) niedertrieb (dal drew). Auch Geldgewinn wurde durch ein derartiges Miſten erzielt: der Schäfer erhielt ſtellenweiſe eine Vergütung, wenn er ſeine Herde längere Zeit auf einem beſtimmten Stück Land „einheckte".

Zweimal im Jahre, im Frühjahr und im Herbſt, wurden die Schafe gewaſchen und geſchoren. Zum Waſchen heckte man einen Platz ab, der eine Waſſergrube oder einen kleinen Teich einſchloß.[2]) Auf dem feſten Boden ſtanden der Bauer, die Knechte und der Schäfer, mit langen Stiefeln angetan und die grobleinene Wind- oder Sludderbüx (= Schlotterhoſe, mnd. ſluren = ſchlottern) übergezogen. Die Schafe wurden der Reihe nach, zur Zeit etwa 3—4, ins Waſſer geworfen, abgerieben und in den Stall gebracht. Mehrere Tage ſpäter folgte das Scheren mit der Schafſchere (Schap-ſchir);[3]) die Heidſchnucken hatten ein, ſpaniſche Schafe zwei bis drei Pfund Wolle.

Der Wollhandel brachte den Landleuten einen guten Gewinn. Die Wolle, die ſie nicht zum eigenen Bedarf nötig hatten, wurde

[1]) Auch wurde mit Kuhmiſt angerührtes Waſſer über den Lehm gegoſſen und gefegt, nachdem vorher die Pferde darauf hin- und hergetrieben worden waren.

[2]) Stellenweiſe wurden die Schafe auch durch Flußwaſſer gejagt.

[3]) Mit derſelben Schere wurden den männlichen Familienmitgliedern die Haare geſchoren: ein irdener Topf wurde übergeſtülpt und nun das langgekämmte Haar, ſo weit es hervorſtand, rings abgeſchnitten. Das Haar bekam dann etwa das Ausſehen des ſogenannten Polkahaars.

in die Stadt zum Kaufmann gefahren, und ſie kauften dafür ein. So war es eine Art Tauſchhandel. Jeder Kaufmann hatte ſeine feſten Wull-buern und dadurch eine feſte ländliche Kundſchaft. Da die Schafe ſich raſch und reichlich vermehrten, war der Landmann auch in der Lage, die Schafe ſelbſt in großer Menge zu verkaufen: oft trieb er 60—70 Stück auf dem Markt an, andere kaufte ihm der Schlachter ab, der ſie nach Bedürfnis nach und nach abnahm. In Buxtehude wurden im Laufe des Sommers nicht weniger als ſechs Schafmärkte abgehalten, die weit und breit berühmt waren, zumal auch Kühe, Schweine und Gänſe zum Verkauf kamen. Mit den Männern waren die Frauen dort, alles handelte und verkaufte, und manches Stück Geld blieb ſofort bei den Budenbeſitzern und den Kaufleuten. Dieſe Schafmärkte, deren Termine feſtſtanden, genoſſen in der ganzen Umgegend ſolches Anſehen, daß ſie ſogar als Zeitbeſtimmungen dienten: De Dirn is twiſchen dat irſt' un twet' Schapmark geburn oder Dat wür na dat föft' Schapmark, as unſ' Vader dot blew.

Der Wollverkauf hat den Schäfer unſeren Augen etwas entrückt, aber Wollpreiſe und Schäfer ſtanden doch in einem innigen Zuſammenhang. Als nämlich der Wettbewerb der ausländiſchen Wolle einſetzte und auf die Preiſe der inländiſchen Wolle drückte, als der Bauer — beſonders nach der Verkoppelung — vernunftgemäßer und vorteilhafter zu wirtſchaften lernte, trat jene Änderung ein, deren oben ſchon gedacht worden iſt. Die Schafzucht ging nach und nach zurück, die Schafſtälle begannen leer dazuſtehen,[1]) und der Stand des Schäfers verſchwand mehr und mehr. Die konfirmierten Knaben ergriffen, wie erwähnt, nicht mehr den Schäferberuf, ſondern waren etwa vom 14. bis 16. Jahre Kuhhirten, um dann zum Kleinknecht aufzurücken.

Der Kleinknecht hatte im Kuhſtall zu ſtreuen, das Futter für die Kühe anzuliefern und Waſſer zu holen. Ferner hatte er das Ochſengeſpann unter ſich, das aber beſonders in der Saatzeit der Bauer in Anſpruch nahm.

Dagegen kamen dem Großknecht die Pferde zu, für die er auch

[1]) Dies gilt zunächſt nur, wie ausdrücklich hervorgehoben ſei, für den Nordweſten. Im geſamten Regierungsbezirk Lüneburg zählt man noch 172651 Schafe, darunter etwa 100000 echte Schnucken, Niederſ. 9 (1903), 62.

(ebenſo wie für die Ochſen) das Hackels, den Häckerling (mnd. hackelſe, eigentlich „gehackte Spreu"), ſchneiden mußte.

Der Bauer half nach Bedürfnis bald hier, bald da mit; insbeſondere beſorgte er das Säen.

Die Stellung des Häuslings (Hüſſel, mnd. hûſle), unter dem der Hinterſaſſe eines Hofbeſitzers (Höfners) zu verſtehen iſt, hat ſich allmählich geändert. In alter Zeit wohnte er für ſeine Dienſte umſonſt und erhielt umſonſt das ihm zugewieſene Land beſtellt, auch hatte er gewöhnlich das Mitweiderecht für eine Kuh. Allmählich änderte ſich dies Verhältnis dahin, daß der Häusling für ſein Haus Miete (Hûr, mnd. hure) und für die Ländereien Pacht zahlte[1]) und ebenſo für die von ihm geleiſtete Arbeit tageweiſe bezahlt erhielt;[2]) auch der Bauer berechnete ſich die Beſtellung des Häuslingsackers. So iſt der Häusling mehr und mehr zu einem Tagelöhner geworden, das alte Verhältnis hat ſich gelockert, und es iſt nichts Seltenes, daß ein Häusling ſeine Stellung aufgiebt und in die Dienſte eines anderen Bauern tritt. Die Arbeitskraft des Häuslings gehört aber auch jetzt noch in erſter Linie dem Bauern. Nur wenn dieſer ihn für den folgenden Tag ausdrücklich freigiebt (die gewöhnliche Wendung iſt: brukſt mi morden nich to hilpen), darf er einen anderen Dienſt übernehmen (ſik verſeggen, ſik ut-ſeggen).

Einen großen Teil des Jahres nahm das Heidehauen die Knechte und den Häusling in Anſpruch. Man hieb und haut die Heide, d. h. die ſogenannte Sandheide, mit einer kurzſtieligen Sichel, der Heid-lehn.[3]) Die Linke ſchiebt mit einer kurzen eiſenzähnigen Harke (Heid-hark) die aufgeſtapelten Plaggen weiter (Fig. 6). Die gehauene Heide bleibt in Diemen zu 5—7 Plaggen bis zum

[1]) Für Haus und Wieſe jährlich etwa 8—10 Taler; das Ackerland wurde beſonders bezahlt.

[2]) Früher im Sommer 50, im Winter 25 Pfg., ſeit etwa 1890 für jeden Arbeitstag 1 Mk. Die Frau erhielt früher für einen Tag im Sommer zwei Groſchen; im Winter pflegte ſie nicht zu helfen, ſondern ſaß beim Ofen und ſpann.

[3]) mnd. lê, lêhe die größere (!) Senſe, in demſelben Sinne noch heute z. B. in Bederkeſa (bei Bremen) de Leh (Niederſ. 8, 228). In mnd. Zeit entſprach der Heidlehne wohl ſegede, ſichte „Schlagſichel, um Plaggen zu hauen."

Aufladen liegen. Im Gegenſatz zu den Heid-plaggen werden die Gras-plaggen mit der Zwicke (Twick)[1]) gehauen, einer Hacke, in deren Eiſen ſenkrecht ein längerer Stiel ſteckt (vgl. ebenfalls Fig. 6). Die Grasplaggen werden länger gehauen, die Diemen ſind alſo größer. Auch die Heide kann man[2]) mit der Zwicke hauen,

Fig. 6. Beim Heidehauen.

beſonders die Moorheide (Moor-hei); hierbei wird wie bei den Grasplaggen ein Stück der Erdkrume (en Palten Jr) mit fortgenommen. Die Moorheide muß im Sommer gehauen werden, ſie bleibt aber das ganze Jahr zum Streuen verwendbar und iſt

[1]) Im Mnd. twicke, im Stadiſchen ſagt man Quick.

[2]) Bei Verpachtungen wird gewöhnlich in dieſer Hinſicht eine beſtimmte Abmachung getroffen.

beſonders dadurch wertvoll, daß ſie die Jauche hält; die Sandheide kann man zwar jeder Zeit hauen, ſie muß aber ſofort geſtreut werden und läßt vor allem die Jauche durch.

Um eine beſtimmte Fruchtfolge kümmerte man ſich noch wenig. Das ausgenutzte, nicht mehr ertragfähige Land blieb brach (in de Brak) oder, wie man in der Gegend der Raubkammer ſagte,[1]) als Legde (unbenutzt liegendes Land, vgl. mnd. lêgede Niederung) liegen und wurde als Weide benutzt, bis es ſich erholt hatte.

Die landwirtſchaftlichen Geräte zeigten weit weniger Eiſen als heute. So wies auch am Pfluge, den übrigens ein geſcheiter Bauer ſich ſelbſt machte, nur die tiefer und flacher[2]) einzuſtellende Höft-ſahl (Hauptſohle) Eiſen auf; auch das Tau, an dem die Schwengel befeſtigt werden, beſtand ganz aus Holz; mit dem eigentlichen Pfluge war es durch gedrehte Weiden[3]) verbunden. Der Pflug (oder, wie der Bauer der Heide gern ſagt, „die" Pflug, denn Plog war ſchon in alter Zeit überwiegend weiblichen Geſchlechtes) wollte zunächſt nicht gut „angreifen"; war er aber erſt in der Erde, dann ging er ſo leicht nicht wieder heraus. Der Bauer konnte ihn ruhig eine Zeitlang loslaſſen und ſich gemächlich ſeine Pfeife anzünden. Der rechte Stert (Pflugſterz) war ein ſtarker Stock; er diente zu allen möglichen Dingen, zum Halten des Pfluges, zum Einſtoßen des Düngers, zum Anſpornen der Pferde. Als Egge (Äg', genauer Äch) diente auch nur die hölzerne, die ſogenannte Schott-äg'; das Wort bedeutet nicht „ſchottiſche Egge", wie es gelegentlich in Verkaufsanzeigen lautet, ſondern wird auf eine Form zurückgehen, die der des Schottes, des hinteren oder vorderen Wagenverſchluſſes, geglichen hat; die Bezeichnung der ſpäter eingeführten eiſernen Egge als Schrât-äg' bezieht ſich lediglich auf die ſchräg (ſchrât) eingeſetzten Zähne.

Ebenſo fehlten den Rädern der Wagen die eiſernen Reifen

---

[1]) Lün. Anz. 17. 9. 04.

[2]) Flacher beim ſogenannten Schälen, Sträken oder Falligen (Felgen), dem flachen Umpflügen nach der Ernte.

[3]) Im Braunſchweigiſchen wird die Verbindung durch einen eiſernen Ring hergeſtellt, der wê'e heißt. Andrees Vermutung (242), daß dieſer Bezeichnung die urſprüngliche Verwendung von Weidenruten zugrunde liege, wird durch obiges beſtätigt.

noch; auch die Achſen beſtanden aus Holz; vorgeſteckte Lünzen, hölzerne Nägel, hielten die Räder auf den Achſen feſt. Die Arten der Wagen ſind bis heute im ganzen unverändert geblieben. Da gab es den Düngerwagen (Meß-wagen)[1]) mit einem hohen Brett, der Meß-lidder (Dungleiter), und einem niedrigen, dem Blangenbrett oder der Flech oder Flechen (mnd. vlechte, alſo eigentlich ein Flechtwerk meinend, aber bereits in mnd. Zeit von hölzernen Wagenbrettern gebraucht, wie ähnlich bei der Meßlidder die urſprüngliche Beziehung auf die Leiterform längſt vergeſſen iſt). Daneben hatte man einen Schott-wagen mit gleich hohen Brettern (Schott-brä), zwiſchen die hinten und vorne ein nach unten ſchmäler werdendes Brett, dat Schott (mnd. ſchot Verſchluß, Schiebetür), als Abſchluß eingelaſſen wurde. Die Leitern dieſes Wagens waren gewöhnlich bunt (weiß und grün, weiß und rot) angeſtrichen. Der Wagen diente zur Beförderung mancher Laſten (z. B. des Viehs, des verkauften Torfes); auf ihm fuhr die Familie auch zur Kirche (Fig. 1). Der Heu- oder Erntewagen wurde wie heute in der Weiſe hergerichtet, daß man einen Wagen auseinandernahm und zwiſchen Vorder- und Hintergeſtell ein längeres Verbindungsſtück, den Lank-wagen, ſchob; auf den Wagen wurden die ſtrahlenförmigen, der nunmehrigen Länge entſprechenden Hau-liddern (Heuleitern) geſetzt;[2]) zum Einfahren des Heus gehörten noch der Binner-bôm und die zu ſeiner Befeſtigung vorn und hinten dienenden Stricke, der Vör- und der Achter- oder Na-rêp; beim Einfahren des Getreides bedarf man im Lüneburgiſchen, weil die Garben mit der Ährenſeite feſt nach innen gedrückt (in-ſtukt, eingeſtaucht) ſind, keines Bindebaumes, ſondern nur eines Binner-rêps, zum Feſthalten der letzten Garben, im Gegenſatz zum Stadiſchen, wo die Garben kreuzweiſe gelegt werden und daher weniger feſt liegen. Der verlängerte Wagen diente auch zum Fahren der trockenen Heide, die in den Heid-hümpeln aufgeſpeichert wurde; bei der

[1]) Fuhr der Bauer ohne Uptüg (Aufzeug), d. h. ohne Seitenbretter oder die nachher zu nennenden Heuleitern, ſo hieß der Wagen ein Rungenwagen, nach den Wagenrungen.

[2]) Schon im Mnd. ſtand de lange wagen (Erntewagen) dem korten wagen (Miſtwagen) gegenüber.

frisch gehauenen und daher noch nassen und zu schweren Heide fand ebenso wie bei Plaggen der Mistwagen Verwendung.

Von den Pferden hieß das linke das Turhands- oder Nahstperd, auch Towardsen-perd, Bezeichnungen, die vielleicht auf die z. B. bei den stadischen Marschbauern noch heute bekannte Sitte zurückgehen, daß der Bauer das linke Pferd als Sattelpferd benutzte, wodurch dieses ihm „zur Hand", „zunächst", „zugekehrt" war; das rechte Pferd führte den Namen Afwartsen-perd, auch kurz de Afwardste, also das „abgekehrte" Pferd, woher denn afwartsen Sit strichweise geradezu so viel wie „rechte Seite" bedeutet. Zu dem über den Rücken geworfenen Teil des Pferdegeschirrs (den Sälen) gehört einmal das Bost-blatt, das zum Ziehen dient. An die Weichen legt sich das Lanken-stück (mnd. lanke Weiche, Seite). Von dem am Ende des Kammes sitzenden Kamm-deckel mit den drei Ringen läuft nach unten der Bauchgurt (Bûk-gött), der das Geschirr unter dem Leibe festschnallt; der Schwanz wird durch den Stirt-remen gezogen. Dazu kommen Kopp-tüg oder Tôm (Zaum), Toegel (Zügel) und Schô-klappen (Scheuklappen). Das Leitseil (Lei oder Leit) war drêstrippt; mit zwei Strippen wurde das linke Pferd, das rechte mit einer gelenkt.

Ehe wir die Arbeit der Männer verlassen, noch ein Wort über die Mähgeräte. Zum Mähen des Heus und des Getreides dient die lange Sense (Sêssel). Der Sensenbaum, das Holzgerät, an dem das Eisen befestigt ist, heißt bei der Getreidesense im besonderen dat Haken-tau,[1]) d. h. Hakengerät, von den drei gleichlaufenden spitzen Haken, mit denen das gemähte Korn weitergeschoben wird, bis man es zum Binden fallen läßt, bei der Grassense de Grasbôm. Zum Scharfmachen (Horen, Haaren) der Sense (vgl. Fig. 7) dient das Haargerät (Hor-tüg): die Kante wird auf den in die Erde getriebenen Hor-ambos gelegt und mit dem Hor-hommer geklopft. Der Sensenbaum ist dabei in die gabelförmige Spitze eines Hor-stütten (Stütze zum Haaren) gelehnt. Während des Mähens wurde die Sense mit dem aus porösem, verwittertem Zaunholz eigenhändig hergestellten und mit Sand eingeriebenen Sêssel-strick (von mnd. striken schärfen) scharf gehalten.

[1]) Ein solches zeigt Fig. 9.

Den Übergang zur Arbeit der Mägde bildet paſſend die Gewinnung des Torfes, bei der Knecht und Magd zuſammenwirkten. Im Frühjahr, ſobald der Acker beſtellt war, rüſtete die Bauerfrau eine Reihe Tage nacheinander das Geſinde frühmorgens mit Lebensmitteln für die Arbeit im Torfmoor aus. Nach dem Moor war

Fig. 7. Der Knecht hort (ſchärft ſeine Senſe).

es oft ein ſtundenweiter Weg, daher galt es, die Arbeitenden für den ganzen Tag zu verſorgen. Die Großmagd trug eine Kruke voll Kaffee, der Knecht am Riemen eine viereckige, aus breiten Spänen geflochtene Deckelkiepe (Tower-kiep) mit Brod, Butter in hölzerner Büchſe, Schinken, Speck und Eiern.

Die oberſten Schichten einer Torfkuhle lieferten den loſen Torf, die ſogenannten Schuppen. Den beſten Torf, den geſtochenen, gewann man aus den unteren Schichten. Der Großknecht ſtach ihn in der Kuhle mit dem Torfſtecher (Törf-ſteker oder Törf-ſporn= Torfſpaten), einem zweiſchneidigen und unten ſpitzen Meſſer mit Stiel und Griff, das für gewöhnlich über der kleinen Tür zwiſchen den Latten und dem Stroh des Daches ſteckte (Fig. 8, a). Die einzelnen Törfe (Soden) wurden hinausgeworfen, mit der Karre

Fig. 8. Im Torfmoor.
a. Törf-ſteker, b. Kieken- oder Kinndöps-klutzen.

eine Strecke weit fortgefahren und auf einer trockenen Stelle „geringelt“. Man legte z. B. ein Rechteck, deſſen längere Seiten drei und deſſen kürzere Seiten zwei Törfe bildeten, über dieſe Lage kamen noch vier weitere; anderwärts ringelte man in anderer Weiſe (vgl. Fig. 8). Nach längerer Zeit wurde „umgeringelt“ (ümringelt): die oberſten, ſchon einigermaßen abgetrockneten Törfe wurden nach unten gelegt, die unterſten nach oben. Noch ſpäter wurden die kleineren Haufen zu größeren zuſammengeringelt, in der Form des die böſen Geiſter abwehrenden Drudenfußes (Pentagramms). Dieſe

Haufen blieben bis zur Ernte ſtehen, wo ſie (etwa zwiſchen Roggen- und Haferernte) hereingeholt wurden.

In Gegenden, in denen der Torf nicht ſo feſt war, backte man ihn. Er wurde zunächſt in der Kuhle durch Treten terig, d. h. geſchmeidig,[1]) gemacht, dann der Dreck vom Großknecht mit einer Plattſchaufel hinausgeworfen und vom Kleinknecht aufs Trockene gefahren, wo die Magd das Backen beſorgte.[2]) Die Törfe wurden länglich rund und oben mit einer Rundung (as en Swinegel) gebacken. Waren die einzelnen ziemlich abgetrocknet, ſo ſetzte man ſie zu einem ein Meter hohen und unten ein Meter im Durchmeſſer betragenden Kegel zuſammen. Gebackene Törfe, die zu groß geraten waren, beſonders die großen, dicken, viereckigen (Fig. 8, b) nannte man Kieken-klutzen, weil ſie gute Kohlen für die Feuerkieke (S. 4) abgaben, auch Kinndöps-klutzen (Kindtaufsklötze), weil der harte und ſchwere Torf eine mächtige Hitze entwickelte und daher gerade am Kindtaufstage, an dem beſonders gut gekocht wurde, am Platze war. Ein großer Teil des Torfes wurde in die benachbarten Städte gefahren, in ſtrengen Wintern ſelbſt über das Eis der Elbe nach Hamburg.

Aber das Jahr in ſeinem Kreislauf ſtellte an die Arbeitskraft der Mägde noch ganz andere Anforderungen. Beim Düngerfahren mußten in der alten Zeit vorzugsweiſe die Mägde helfen; die Knechte gingen gewöhnlich zum Heidehauen. Die Großmagd pflegte das Hinauswerfen des Düngers (dat Ut-ſmiten) zu beſorgen, die Kleinmagd lud, und der Bauer fuhr. Im April beim Pflügen des Kartoffel- und Steckrübenlandes mußten die Mägde den Dung auseinanderwerfen (den Meß ſmiten). Dann kam das Kartoffelpflanzen, bei dem ſie die Saatkartoffeln in die von den Knechten gegrabenen Löcher zu werfen hatten. Auch bei der Bearbeitung der meſſigen (miſtigen, gedüngten) Wieſen, von denen man die Rieſelwieſen (Water-wiſchen) unterſchied, waren ſie beteiligt: die

---

[1]) mnd. têrich (von têr = gute Beſchaffenheit); das Wort bedeutet zunächſt „von guter Beſchaffenheit“, „Art habend“.

[2]) Heute backt man den Törf nicht mehr. Der Torfdreck bleibt einige Tage, nachdem er „terig“ gemacht iſt, liegen, wird dann aufs Trockene geſchafft, hier mit der Plattſchaufel geebnet und dann mit dem Torfſtecher in viereckigen Formen geſtochen.

Mägde mußten den ſchon im Februar hinausgefahrenen Dung (Hühnerdreck mit Aſche, Mullerde und etwas gutem Stallmiſt) up de Wiſchen ſtreien und ſpäter, im Mai, utharken (aus-, d. h. rein harken). Von der Mitwirkung der Großmagd beim Torfgraben iſt ſchon geſprochen worden. Aufgabe der Mägde war es auch, in den nächſten Monaten den lütten Hof, den kleinen Gemüſegarten, umzugraben, der Hausfrau beim Beſäen und Bepflanzen (mit Kohl, Suppenkräutern, Erbſen, Bohnen) zu helfen, auch die Futterwurzeln und den im Anfang April[1]) geſäten Flachs zu gäten (wêrn, mnd. wêden). Die Kartoffeln mußten gehackt und ſpäter behüpt (durch Heranhacken der Erde von allen Seiten behäuft) werden. Der Juni brachte, ſobald der Meddel, ein von den Kühen gern gefreſſenes Gras, blühte, die erſte Heuernte (dat Vör-hau); der Meddel durfte nicht erſt Samen tragen, da dieſer beim Mähen abfiel und den Futterwert verringerte. Bei der Heuernte mußten die Mägde heuen (hauen)[2]) und auf- und abladen helfen. Im Juli folgte das Behacken der im Anfang Juni gepflanzten Steck- und Runkelrüben und als Höhepunkt der Jahresarbeit die Roggen- und ſpäter die Haferernte (de Orn, mnd. arne). Das Mähen des Roggens ſoll nach alter Regel ſo viel Tage vor Jakobi (25. Juli) beginnen, wie der Flieder vor Johannis geblüht hat: wot de Teeblomen (Fliederblumen) vör Jehannsdag bleiht, dat kummt de Orn vör Jakobsdag. War noch eine alte Mutter im Hauſe, ſo ging die junge Frau auch mit, und man „mähte“ dann oft mit vier Spann (mnd. ſpan Paar): der Bauer, die beiden Knechte, der Häusling mähten, die Frau, die beiden Mägde, die Häuslingsfrau banden, waren Binners. Morgens, ſobald der

[1]) Nach der Bauernregel muß der Flachs am 100. Tage des Jahres geſät werden, der Buchweizen, wenn de Eken upbrekt (Blätter bekommen), der Roggen in der Galluswoche (Gallen-wek, St. Gallus fällt auf den 16. Oktober). Erbſen ſoll man zu einer hohen Tageszeit (hogen Dags-tit), d. h. zu einer Tageszeit, die eine hohe Stundenzahl zeigt (am beſten alſo kurz vor Mittag) pflanzen: dann gedeihen ſie gut und werden von den Sperlingen verſchont; andere pflanzen Erbſen nach alter Überlieferung ſtets am Sonnabend.

[2]) hauen (mnd. houwen) geht eigentlich auf das „Abhauen“ des Graſes mit der Sichel. Aber in der Heide mäht man das Gras mit der langen Senſe, und hauen bezieht ſich dort nur auf die Behandlung des bereits gemähten Graſes, z. B. hüt haut we = heute machen wir Heu.

Tau abtrocknete, brach man auf (Fig. 9), die Männer mit Senſe und „Seſſelſtrick“, die Mädchen mit der Harke, dem blauleinenen Etel-dok (Tuch mit Eſſen) und dem Drinkel-putt (Trinktopf), den ein großer Schinkenteller bedeckte; den Kopf der Mädchen ſchützte der „Pferdekopf“, den Nacken der Timpen des kreuzweis über die

Fig. 9. Aufbruch zum Mähen.

„Binderjacke“ geſteckten Kattuntuches; das Kleid bedeckte eine weiße Schürze aus ſelbſtgewebtem Leinen. Unter Umſtänden mußte ein Tagelöhner oder eine Tagelöhnerin aushelfen. Grundſätzlich fiel aber den Mägden und Frauen nur das Binden zu. Die Mägde waren es denn auch, die den aufs Feld kommenden Beſucher mit dem Strohſeil „ſchnürten“ oder „bannten“:

Mein Herr, Sie haben ſich vergangen,
In dieſem Netz ſind Sie gefangen,
Schenken Sie uns ein Glas Bier oder Wein,
Es kann auch ein gutes Trinkgeld ſein!

Ein anderer Spruch lautete:

Hier komm ich angegangen,
Den Herrn gleich zu fangen,
Den Herrn raſch zu binden.
Viel Worte kann ich nicht machen
Bei all dieſen Sachen.
Wenn mein Band auch ſchlecht,
So iſt mein Wunſch doch recht:
Seid glücklich bis zur Ewigkeit, Amen!

Beim Einfahren[1]) fiel der Großmagd dat To-don (das Zutun, Hinaufreichen der Garben auf den Wagen) und dat Naſlepen (das Nachſchleppen mit der Schleppharke), der Kleinmagd dat Af-ſteken (das Abſtecken der Garben auf den Boden oder in die Banſe, den neben der Scheunendiele gelegenen Lagerraum) zu. Die Arbeit der Erntezeit war dadurch noch ſchwerer, daß die Mägde morgens nach dem Aufſtehen zunächſt einen Teil ihrer ſonſtigen Hausarbeit (das Melken[2]) und Börnen, d. h. Tränken) zu beſorgen hatten und nur zum Teil in dieſer Hinſicht von der Frau entlaſtet wurden. Nach der Haferernte kamen die zweite Heuernte, de Na-matt (mnd. na-mât), d. h. die Nachmähung, der zweite Schnitt, und das Kartoffel- und Steckrübenauskriegen. Der Herbſt brachte die Zurichtung des Flachſes und des Hanfes; das Mäſten begann und das winterliche Spinnen und Weben. Dann war es wieder Frühjahr.

Das Melken hatten die Mägde gemeinſam zu beſorgen, das Börnen war die Pflicht der Großmagd; das Füttern der Schweine beſorgte die Frau ſelber, wie ſie denn auch das Futter mit eigener Hand anrührte. Im ganzen fand die Kleinmagd häufiger als die Großmagd in der Hauswirtſchaft (z. B. beim Aufwaſchen) Ver-

[1]) Das Einfahren erfolgte gewöhnlich, wie der Ausdruck lautete, mit ſtan(d)en Wagen (mit ſtehendem Wagen), wobei gleichzeitig immer ein Wagen geladen, ein zweiter abgeladen wurde und ein dritter unterwegs war.

[2]) Beim Melken trugen ſie eine aus Sackſtoff hergeſtellte Schürze (Schut') und abgeſetzte Schuhe (Melker-ſchoh).

wendung; dagegen kam der Großmagd im beſonderen das Weben zu, während ſie im übrigen mehr im landwirtſchaftlichen Betriebe beſchäftigt war. Ja, ſie mußte auch bei der Knechtsarbeit mit aushelfen, beſonders im Herbſt, in der Zeit der Roggenſaat, wo ſie abends und morgens ſo auf der Diele in Anſpruch genommen war, daß ſie ſogar das Melken der Kleinmagd allein überlaſſen mußte. Da galt es an jedem Abend, das Saatkorn für den folgenden Tag zu beſchaffen. Etwa 10 Hocken (100 Garben) wurden vom Boden herabgeworfen, was ſtellenweiſe Sache des Bauern war, und nach Beginn der Dämmerung bei ſpärlicher Beleuchtung auf dem Ausſchlagebock (Utſlahners-bluck) ausgeſchlagen. Mit der Linken wurde in das Stoppelende (den Ors-urt), mit der Rechten unter das Seil (dat Sel) gefaßt, und nun praſſelten die Körner das ſchräge Brett herunter. Bald hieß es von allen Seiten: ik hew min Tall (meine Anzahl), und Körner und Spreu wurden in eine Ecke geſchoben. Konnte die Magd ſchon beim Ausſchlagen zeigen, daß ihr die Arbeit von der Hand ging (von de Fuſt ſlög) und ſie „mit dem Knecht auf den Platz gehen“ konnte, ſo erſt recht beim Ausdreſchen (Döſchen), durch das die noch zurückgebliebenen Körner gewonnen werden ſollten. Zu dieſem Zweck wurden zunächſt die Garben von fünf Hocken geöffnet und ausgebreitet (anſmeten) und zwar in einem doppelten Strang (in 'n dubbelten Strink), ſo daß die Ährenenden jeder Reihe einander zugekehrt waren, und nun ſchlugen Groß- und Kleinknecht, Schäfer und Großmagd im Vierſchlag (Vêr-ſlag) mit dem Dreſchflegel (Döſchfloegel) darauf los (Fig. 10). Dann band man das leere Stroh zu einigen dicken Garben (ſogenannten Schöf, von ſchuwen) mit je zwei Seilen zuſammen, fegte Körner, Staub und Ährenzacken (Eilen) zu dem übrigen in die Ecke und deckte es zum Schutz gegen das Federvieh mit Säcken zu. Oft wurden am Abend auch noch die zweiten fünf Hocken ausgedroſchen, doch blieben dann Stroh und Körner die Nacht liegen. So ging es erſt in vorgerückter Stunde, vielleicht gegen 9 Uhr, zum Abendeſſen. Schon in der Frühe des folgenden Tages, vor dem erſten Frühſtück, der Mordentit, wurde bei Licht das noch daliegende Stroh zuſammengebunden (up-bunnen) und Körner und Unrat zu dem übrigen Haufen gefegt, darauf beſorgte gewöhnlich der Bauer ſelbſt von dieſer Ecke

Fig. 10. Beim Bierſchlag auf der großen Diele.

aus das Worpen mit der Worp-ſchüffel, einer kurzen Holzſchaufel mit Handgriff. Die hoch im Bogen nach hinten fallenden Körner wurden im Sieb (Sew) geſichtet, in Säcke getan und auf den Wagen geladen, mit dem dann der Bauer zum Säen aufs Feld fuhr.

War etwa Martini (10. November) und damit das Ende der eiligen Saatzeit gekommen, ſo gehörte die Großmagd wieder der Hauswirtſchaft, da ja die Zeit des Spinnens nahte. An dem weiteren und gemächlicher erfolgenden Ausdreſchen des Roggens, der in den aus Stroh geflochtenen bienenkorbähnlichen, etwa $1\,^1/_2$ Meter hohen und breiten Kornbehältern (Kurn-kümpen) oder auch freiliegend auf dem Kornboden (Kurn-boen) lagern oder in der Mühle zu Backmehl oder Schrot verarbeitet werden ſollte, brauchte die Großmagd ſich nicht mehr zu beteiligen, ebenſowenig wie an dem ſogenannten Dack-ſchütten (Dachſchütten), bei dem es ſich darum handelte, die längſten und ungeknickten Halme ausgeklopfter Garben (ſogenannter Klopp-garwen) als Dachſtroh, das zunächſt über dem Kuhſtall, auf der Hille, ſeinen Platz erhielt, auszuſondern.[1]) Auch das Ausdreſchen des Hafers kam lediglich den Knechten zu. — Alles in allem, ein ſchweres Stück Arbeit, das von den Mägden gefordert wurde. Obendrein ging es auf einzelnen Höfen noch beſonders ſtreng zu, ſo daß es ſelbſt in den anderen Bauerhäuſern hieß: De Bur (Jener Bauer) is ſin Mägd' hatt vör (führt ein hartes, ſtrenges Regiment, ſtellt beſonders hohe Anforderungen).

Am Sonnabend Abend und Sonntag Morgen fiel — auch in der Saatzeit — das Ausſchlagen, Dreſchen und Worfeln aus. Der Großknecht ſchnitt abends nur Häckerling, der Kleinknecht fütterte nur; die Mägde molken, und während die Kleinmagd für den Sonntag Kartoffeln ſchälte, wuſch die Großmagd die Tiſche und reinigte den Keſſelhaken und Herd, und hatte dieſer einen Schwibbogen, ſo fegte ſie, eine ſchmutzige Leinenſchürze um Kopf und Nacken gebunden, mit einem alten Reiſerbeſen den Ruß (Sott) aus ihm heraus.

---

[1]) Stellenweiſe unterſtützten die Bauern bei der Herſtellung eines neuen Daches ſich gegenſeitig. Dem Betreffenden wurden von jedem eine beſtimmte Anzahl Dack-ſchöf an einem feſtgeſetzten Tage zugefahren, und er bewirtete dann jene mit Bier. Dieſe Bewirtung nannte man Noten-ber (mnd. note = Genoſſe, alſo Genoſſenbier).

Vonawend (heute Abend) is Sünnawend, dor hebbt de Frogenslü' dat Seggen (das Kommandieren), meinte ſchmunzelnd der Bauer, wenn er zu dieſer Zeit Beſuch erhielt. Trotz dieſer Verrichtungen galt der Sonnabend Abend ſchon als Feierzeit; man „hielt" bereits „Sonntag". Ein Hauch ſonntäglichen Friedens zog durch das Haus, wenn der Bauer aus der Poſtille vorlas, und mit leichtem Mut ging es nach der ſchweren Wochenarbeit zur Ruhe, in Erwartung des eigentlichen Feiertages:

Morden is Sünndag,
Dor ſmitt de Bur de Plünn' (die Lumpen) af.

Der Sonntag hatte aber mit dem Herannahen des Abends bereits ſein Ende erreicht, und die Abendſtunden ſahen das Geſinde nicht nur die laufende Arbeit verrichten, ſondern auch ausſchlagen und dreſchen, wenigſtens in der arbeitsreichen Zeit der Ausſaat, hinterher freilich oft noch mit einem Liede durch die Straßen ziehen.

Die Lohnverhältniſſe des Geſindes waren im Nordweſten ungefähr folgende: Die Magd, Klein- wie Großmagd, erhielt 20 Stockellen = 10 doppelte Ellen Hanfleinen, 2 Stockellen Flachsleinen[1]) (für die Hems-maugen = Hemdsärmel), gewebten und gefärbten Beiderwandſtoff für 2 Arbeitsröcke,[2]) 2 Pfund Wolle, 2 Paar Schuhe und 1 Paar lederne Pantoffeln, dazu die Löhnung (dat Lohn), die etwa 1840 für die Kleinmagd 3—4, für die Großmagd 8—9 Taler betrug. Außerdem gab die Frau aus freien Stücken gewöhnlich 2 Bind Zwirn zum Nähen der Hemden.[3]) Der für die Sommermonate zum Kuhhirten gemietete Knabe fremder Eltern bekam 10 Stockellen Hanfleinen, kein Flachsleinen, 1 Pfund Wolle, 1 Paar Schuhe und 1 Taler Lohn. Der Schäfer[4]) (und der Kuhhirte der ſpäteren Zeit), ebenſo die Knechte erhielten an Leinen und Wollgarn dasſelbe wie die Mägde, außerdem 1 Paar Stiefel und 1 Paar Schuh. Die Löhnung des Schäfers betrug

[1]) Von dem einheimiſchen, gröberen Flachs, dem ſogenannten Land-flaß.

[2]) Hier und da trug der Bauer auch die Koſten für die Anfertigung (it krieg min Tüg makt, ſo ſagte dann die Magd); das Nähere hierüber wurde beim Mietsvertrage ausgemacht.

[3]) Gewöhnlich ein Bind greiſen Hanf- und ein Bind Flachszwirn.

[4]) Stellenweiſe erhielt der Schäfer, zumal in der erſten Zeit, weniger Leinen und zwei Paar Schuhe, dafür aber keine Stiefel.

3—4, die des (konfirmierten) Kuhhirten beträgt jetzt 20—24 Taler. Beim Kleinknecht ist der alte Satz (12—13 Taler) auf 80—90, beim Großknecht (20 Taler) auf 100—120 Taler hinaufgegangen. In Gegenden, in denen das Geld besonders knapp war, wurde auch eine geringere Löhnung gezahlt, dagegen dem Großknecht ein Himpten Buchweizen ausgesät und dem Kleinknecht das Eigentumsrecht an einigen Schafen zugesprochen; sie wurden für ihn, wie der Ausdruck lautete, dör-foërt (durchgefüttert). Besonders ältere unverheiratete Söhne, die dann geradezu Bokweten-jungens[1]) hießen, standen zum väterlichen Hofe in solchem Löhnungsverhältnis, das so oder ähnlich in alter Zeit vielleicht das durchgängige gewesen ist.[2])

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Lohnverhältnisse in den verschiedenen Gegenden sehr verschiedenartig waren. Beispielsweise hatte in der Raubkammer[3]) ein Großschäfer 24 Taler bar, Kost und Wohnung, das Mitweiderecht von 20 Schafen, die Aussaat von je einem Himpten Rauhhafer und Buchweizen, ein Paar rindslederne Schuhe, einen Winteranzug aus Beiderwand, einen hanfenen Sommeranzug und einige hanfene Hemden. Der Großschäfer hatte dort das höchste Einkommen; ihm folgten der Reihe nach der Fuhrmann, die Großmagd, dann erst der Großknecht, der Kleinschäfer, die Kleinmagd, der Kleinknecht; der Imker stand sich ähnlich wie der Großschäfer. „Für die Herden, die Bienen und die Pferde wurden die einsichtsvollsten und zuverlässigsten Leute ausgesucht" und dementsprechend bezahlt.

Die nähere Erörterung der oben nur berührten Spinn- und Webearbeit führt auf das Gebiet der Tracht, der Volkstracht. Gab es auch in der Lüneburger Heide eine Volkstracht? höre ich

---

[1]) Beispielsweise in Halvesbostel und Holvede bei Hollenstedt.

[2]) So scheint in Hollenstedt im 16. Jahrhundert der Lohn für die Knechte und Haussöhne in Schweinen und dem Mitweiderecht für diese bestanden zu haben, vgl. Jahrb. 23, S. 61, § 21 u. Anm. In Hermannsburg und Umgegend erhielten früher die Mägde u. a. drei Himpten Kartoffeln, oder es wurde ihnen eine Metze Leinsamen (Mett Lin) ausgesät.

[3]) Nach einem von Benecke (Fahrenholz) verfaßten Aufsatz „Wie stand es in der Lün. Heide vor 50 Jahren" (Lün. Anz. 10. 9. 1904).

hier fragen. Männer, die gut in der Heide Beſcheid wiſſen, haben mir gelegentlich erklärt, von einer „Volkstracht“ der Heide ſei ihnen nichts bekannt. Als ich einſt einen Vortrag über die Volkstracht der Heide gehalten hatte, meinte eine Zuhörerin, die Volkstracht des Alten Landes und der Vierlande ſei doch ungleich „ſchöner“, da ſei eine „echte“ Volkstracht geweſen. Ja, was iſt echte, was unechte Volkstracht?

„Selbſt geſponnen, ſelbſt gemacht,
Iſt die beſte Bauerntracht.“

Auf die Erzeugung durch den eigenen wirtſchaftlichen Betrieb kommt es an, nicht auf den Glanz, die Schönheit, die Koſtbarkeit, geſchweige die oft zu treffende Buntheit und Überladenheit. Eine Volkstracht, deren maleriſcher Reiz einen Künſtler entzückt, läßt einen Freund der Volkskunde, der die Herkunft ihrer Beſtandteile kennt, vielleicht kalt. Je mehr Selbſtgefertigtes, um ſo echter die Volkstracht. Je mehr gekaufte Beſtandteile, um ſo unechter. Die Tracht entfernt ſich dann eben vom Boden der alten Hauswirtſchaft, ſie ſtellt nicht mehr eine eigene Leiſtung der betreffenden Landſchaft dar, ſondern giebt uns höchſtens Belehrungen über den Geſchmack und die geſteigerte Kaufkraft, die es den Bewohnern geſtattet haben, dem nie ſchlafenden Nachahmungstrieb nachzugeben und es den höheren Ständen nachzumachen. So werden beſſere wirtſchaftliche Verhältniſſe leicht die Urſache, daß an die Stelle der echten Volkstracht eine ſchönere, vielleicht auch geſchmackloſere, meiſtens aber koſtſpieligere Modetracht tritt, die dann früher oder ſpäter, kurzlebig wie die Mode iſt, wieder durch eine andere Mode erſetzt wird. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß die echte Volkstracht ſich der Mode gegenüber ſtets ſchroff ablehnend verhalten habe: vielmehr hat ſie im Laufe der Jahrhunderte bald in dieſer, bald in jener Hinſicht ſich ihr anbequemt, bald dieſe, bald jene Modeſtrömung ſich zu eigen gemacht. Derartige Anpaſſungen vertragen ſich ſehr wohl mit dem Begriff der Echtheit, die Art der Aneignung iſt in volkskundlicher Hinſicht vielleicht ſogar lehrreich. Aber die Sachlage ändert ſich, wenn das Bauerhaus nicht mehr ſelbſt herſtellt, ſondern zum Kaufen übergeht. Zunächſt kommt die Induſtrie allenfalls durch die Herſtellung derſelben oder ähnlicher Stoffe, Farben, Muſter und Trachtſtücke dem Geſchmack und der

Überlieferung der Landſchaft entgegen, ſehr leicht aber verfällt der Bauer ganz der Herrſchaft der Mode, der Abhängigkeit von der immer Neues auf den Markt werfenden Induſtrie. Eine Zeitlang bleibt wenigſtens noch die Gleichmäßigkeit bei einer ſolchen unechten Tracht beſtehen, ja es können von der Induſtrie Einflüſſe ausgehen, die über eine einzelne Landſchaft hinaus in gewiſſer Beziehung ausgleichend wirken (ich erinnere an manche Formen der Frauenhauben, an jene Annaberger Fabrik, deren Haubenbänder gleichmäßig in den verſchiedenſten Teilen Deutſchlands Eingang gefunden haben, an die ebenfalls weitverbreiteten für Trauer und Nichttrauer eingerichteten Tücher). Schließlich aber tritt mit Notwendigkeit, da immer mehr und billiger hergeſtellt wird und in Stadt und Land die Möglichkeit der Auswahl ſich andauernd vergrößert, an die Stelle der verhältnismäßig koſtſpieligen gekauften Volkstracht das bunte Tauſenderlei der Einzeltracht.

Auch in der Lüneburger Heide hat die Verbeſſerung der wirtſchaftlichen Lage in der Richtung gewirkt, daß ſie den engen Zuſammenhang zwiſchen Tracht und Wirtſchaftsbetrieb allmählich gelockert und die echte Tracht beſeitigt hat. Aber dieſe Lockerung trat in der ärmeren Heide ſpäter ein als bei den bevorzugten Nachbarinnen der Heidebäuerin, etwa der Bardowieckerin, der Altländerin, der Vierländerin. Die ſchönen, maleriſchen Trachten dieſer fruchtbareren, beſonders mit Hamburg in regem Handelsverkehr ſtehenden, geldreicheren Gegenden waren ſchon in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts keine Volkstrachten im alten Sinne mehr, ſondern bereits mehr oder weniger Modetrachten. Dagegen war die Heidetracht damals in noch viel weiterem Umfange echte Volkstracht, und dieſe ſo lange bewahrte Urwüchſigkeit verleiht auch ihr, der ſchlichten, maleriſch wenig reizvollen, einen gewiſſen Reiz.

Die Heide war noch wenig urbar gemacht und dem Verkehr ſo gut wie gar nicht erſchloſſen. Der ſchon in Merians Topographie zu findende Vergleich der Heide mit einem Mönchskopf, „welcher in der Mitten kahl, rings herum aber mit Haar bewachſen“, paßt auch noch für den Anfang des vorigen Jahrhunderts. Es fehlte vor allem am baaren Gelde, und wo nichts iſt, da hat der Modeteufel wenig Macht. Oft gab ein Bauer ſeiner in ein anderes Dorf heiratenden Tochter lieber ein Stück Ackerland oder eine

Wieſe als klingende Münze mit. Und erwägt man die Preiſe der zwanziger Jahre (z. B. ein Himpten Kartoffeln 4 Schilling, ein Fuder Torf, das noch obendrein zur Stadt gefahren werden mußte, 36 Schilling = 2,25 Mk., ein Schaf oder ein ſechswöchiges Schwein 1, eine Kuh 8—10, dagegen der Stoff zu einem Tuchrock 8—9 Taler), ſo begreift man, daß in der Tat für den armen Heidebauer nichts übrig blieb, als die Kleidungsbedürfniſſe nach Möglichkeit durch den eigenen hauswirtſchaftlichen Betrieb zu decken. So wurzelt, wächſt und blüht denn die Tracht der Heide zunächſt im heimiſchen Erdreich. Daher muß und ſoll ſie in ihrem Zuſammenhang mit der Bauernwirtſchaft betrachtet werden. Zu dieſem Zwecke werden wir den Stoff am beſten in folgende Abteilungen zerlegen: von der Verarbeitung des Hanfes, des Flachſes und der Wolle bis zum Spinnen; vom Stricken; vom Spinnrad und Spinnen; vom Webetau und Weben, und im Anſchluß daran von der Tracht und ihrer allmählichen Moderniſierung ſprechen. Von der Begräbnistracht wird erſt im dritten Abſchnitt des Buches die Rede ſein.

Die Tracht der Lüneburger Heide iſt anſcheinend niemals durchforſcht worden.[1]) Allerdings wiſſen neuere Werke über die Tracht der „Bäuerin aus der Gegend von Lüneburg“ oder „der Lüneburgerin“ zu berichten, wie Hottenroth in ſeinen „Deutſchen Volkstrachten“ (III 1902, Fig. 83,3 u. S. 214) und ſchon Kretſch-

[1]) Auch die alte Tracht der Stadt Lüneburg hat noch nicht ihre Darſtellung gefunden, obwohl für ſie wertvolle Quellen vorhanden ſind, die im folgenden gelegentlich benutzt und daher kurz angegeben werden ſollen. Das auf dem Archiv in Lüneburg aufbewahrte, von dem jetzigen Stadtarchivar Dr. Reinecke ſo benannte „Buch mit der Kette“ enthält in vier Rezenſionen, von denen die erſte ſpäteſtens 1401, die letzte, nicht weniger als 22 Seiten umfaſſende, 1488 entſtanden iſt, eine Fülle hierher gehöriger Beſtimmungen. Eine vollſtändige Umarbeitung dieſer älteren Faſſungen bietet auf mehr als 50 Folioſeiten mit der Überſchrift: „Ordenung von vorlobnüs, Hochzeiten und Kleideren“ ein Sammelband (A 50) der Stadtbibliothek: es handelt ſich um eine von einem gewiſſen Rodewold im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts veranlaßte Abſchrift, deren Original vorläufig unbekannt iſt, aber bei der weiteren Aufarbeitung der Archivbeſtände wieder zutage kommen dürfte. Nebenher kommen die Kämmereirechnungen in Betracht, die nach einer Mitteilung Dr. Reineckes eine Reihe Eintragungen enthalten, aus denen auf die Durchführung der Kleiderordnungen Licht fällt.

mer in seinem gleichbetitelten Werke. Aber Abbildungen und Beschreibungen beziehen sich gar nicht, woran man zunächst denken muß, auf die Bewohnerin der Heide, sondern auf eine andere Nachbarin Lüneburgs, die an den betreffenden Stellen gar nicht genannte Bardowieckerin. Die Schuld an diesen irreführenden Angaben trägt das 1847 erschienene Buch Eduard Dullers „Das deutsche Volk in seinen Mundarten", auf das sich Hottenroth an der Stelle selbst beruft. Schon in diesem ist von „Bauersleuten aus der Umgegend von Lüneburg" die Rede, aber man braucht die Abbildungen nur mit den älteren bei Suhr („Kleidertracht in Hamburg" 1806 und „Ausruf in Hamburg" 1808, Tafel 102) und bei Buek („Album hamburgischer Kostüme" 1843—1847) zu vergleichen, so springt sofort in die Augen, daß wir die Bardowieckerin vor uns haben, und zwar in dem Anzuge, in dem sie in Hamburg mit dem Rufe Wölj' ok gele Wörteln, Peterſiljenwörteln, Zippeln, Lavendelblom? die Vorräte des dortigen Zippelhauses feilbot. Da Bardowieck schon außerhalb der Heide liegt, kommt diese, durch die Handelsverbindung mit Hamburg entstandene Literatur hier nicht in Betracht.[1])

In der verhältnismäßig jungen Zeit, von der hier die Rede ist, sind die alten Stammesunterschiede der Heidebevölkerung auf dem Gebiet der Tracht natürlich so ziemlich abgeschliffen. Wichtiger als die Stammeszugehörigkeit ist in dieser Zeit das Kirchspiel. Auch für die Heide ist bei den vielfachen Beziehungen der Volkstracht zum kirchlichen Leben von vornherein anzunehmen, daß dort

---

[1]) Nur kurz hingewiesen sei auf eine besonders charakteristische und auch von der benachbarten Heidebevölkerung als solche betrachtete Eigentümlichkeit, den mit Federn gefütterten, buntfarbigen, in neuerer Zeit gern aus den abgetragenen Dragoneruniformen des benachbarten Lüneburg hergestellten Wulst, den Wasch, mit dessen Hilfe von der Bardowieckerin noch heute die Lasten auf dem Kopfe getragen werden. Zugrunde liegt mnd. wase (= Reisig-, Faschinenbündel), also „Bündelchen, Kopfbündelchen". Der — übrigens auch bei Bremen und in rheinischen Gegenden bekannte — Wasch war früher auch bei den Mägden der benachbarten Winsener Elbmarsch in Gebrauch, die sich seiner beim Heimbringen der Milcheimer bedienten, und schon Merian (Topogr. VI, v. J. 1654) stellt auf dem Bilde Lüneburgs vor der Stadtmauer eine weibliche Gestalt mit einem Korbe auf dem Kopfe dar.

ebenſo wie in vielen anderen Gegenden das Kirchſpiel oder ganze Kirchſpielgruppen eine von den benachbarten Trachten mehr oder weniger verſchiedene Tracht entwickelt haben. Vielfach dürfte es ſich freilich nur um Verſchiedenheiten des Kopfputzes und anderer neuerer Modeſtücke handeln, während in den für die Volkskunde ungleich wichtigeren ſelbſtgefertigten Trachtſtücken augenſcheinlich weitreichende Übereinſtimmungen nicht nur zwiſchen dieſen und jenen Kirchſpielen, ſondern auch den verſchiedenen Teilen der Heide beſtanden haben. — Eine Erforſchung dieſer verſchiedenen Kirchſpielarten (wenn ich ſo ſagen darf), die noch dadurch beſonders erſchwert iſt, daß die Trachten ſeit Jahrzehnten ausgeſtorben[1]) ſind, lag nicht im Plane dieſer Arbeit. Was ich biete, iſt im weſentlichen und zunächſt die Tracht meines Heimatkirchſpieles, eine Tracht, die allerdings weit über die Grenzen dieſes Kirchſpieles hinaus gegolten haben dürfte. Gleichzeitig ſollen aber zur Vergleichung wenigſtens in dieſer und jener Hinſicht die Verhältniſſe der entfernteren Heidegegenden herangezogen werden.

Der Hanfbau nahm im Nordweſten der Heide immer die erſte Stelle ein, auch in ſpäterer Zeit, als der Anbau des Flachſes (Land-flaß) etwas eifriger betrieben wurde. Den Frauen genügte aber die Güte des ſelbſtgebauten Flachſes nicht immer, und ſo begaben ſie ſich gern zum Leinenmarkt nach Lüneburg, wo ſie, da das bare Geld knapp war, einige Rollen ſelbſtgefertigten Leinens verkauften und für das Geld en groten Sten (20 Pfund) des geſchätzten Lüneburger Flachſes einhandelten.[2]) Aus einem Pfund dieſes teuren Flachſes ſpannen ſie vier Stück Garn; ſolches Garn wurde nur zu beſonders guten Sachen verwebt, in erſter Linie zu den für die Brautkiſte (Brut-kiſt) der Tochter beſtimmten. Später, in den ſechziger Jahren, führte jeder Landkaufmann den Lüneburger Flachs.

---

[1]) Länger als im Lüneburgiſchen haben ſich die Trachten im Stadiſchen gehalten und dauern dort teilweiſe noch jetzt. Daher bedeutet im Stadiſchen ſik lünborgſch dregen ſo viel wie „die Volkstracht ablegen“ („lüneburgiſch“ geht hier auf den Regierungsbezirk L.).

[2]) Heute bringt die Landbevölkerung vielfach Flachs, Hanf und Heede zu den Kaufleuten und tauſcht dieſe Erzeugniſſe gegen Maſchinengarn um. Stellenweiſe vermitteln auch die Färber dieſen Umtauſch.

Der Hanf[1]) wurde im Anfang Mai ausgeſät. Um Jakobi (25. Juli) wurde er gezogen, mit Strohſeilen oder Gräſern in kleine, etwa eine Hand dicke Bunde vereinigt, dann in die Heide gefahren und dort, nachdem die Bunde aufgelöſt worden waren, ausgebreitet (ſprîrt = geſpreitet). Etwa 4—5 Wochen lag er in der Heide, den zerſetzenden Wirkungen des Regens, der Luft und der Sonne ausgeſetzt; wiederholt wurde er in dieſer Zeit mit der Giffel (zweizinkigen Gabel) aufgelockert. War er mör (mürbe) oder tieg (aus tidig, d. h. zeitig, reif, fertig zu weiterer Behandlung), ſo wurde er rüſt oder uprüſt, d. h. zu Rüſten (mnd. rîſten Strähnen) aufgenommen: man nahm eine Handvoll Hanf und drehte ihn in der Mitte zweimal übereinander. Die einzelnen Rüſten wurden auf einen Haufen geworfen. Hatte man 20 Rüſten, ſo band man dieſe mit der 21. zuſammen: dieſe 21 Rüſten bildeten einen Topp.[2]) Zuletzt wurde alles auf einen Wagen geladen und nach Hauſe gefahren.

Am anderen Morgen war in der Regel Brotbacken. Sobald das Brot aus dem Ofen genommen und dieſer gefegt und hinreichend abgekühlt war, kroch die Großmagd, gewöhnlich zum Schutz gegen Erſtickung einen Eichenbuſch im Munde haltend, hinein. Nun wurden die Bündel aufgebunden und ihr, zurzeit etwa ſechs, hineingereicht, die ſie dicht nebeneinander aufrecht hinſtellte. Blieben noch welche übrig, ſo wurden ſie auf die erſte Schicht gelegt. Im Ofen blieb der Hanf etwa 24 Stunden liegen. Dann probierte man, ob er zum Braken (Brechen), durch das die holzartigen Teile des Stengels beſeitigt werden ſollten, gut war. Man nahm einige Halme heraus und zerbrach ſie mit der Hand; brach der holzartige Stoff glatt durch, ſo war der Hanf kroß, und das Braken konnte beginnen. Das Braken erfolgte ſofort nach dem

[1]) Die hier gegebene Darſtellung iſt unabhängig von der in Lüneburger Mundart abgefaßten H. Köhlers (Dat Flas, Jahrb. 3, 160. 161) entſtanden. Köhlers Darlegungen betreffen offenbar einen anderen Strich der Heide, vermutlich die Gegend zwiſchen Lüneburg und Bleckede, auf die ſich wenigſtens die von ihm an anderer Stelle (Korr. 1, 77) verzeichneten Teile des Spinnrades beziehen, doch fehlt es ſelbſtverſtändlich nicht an Übereinſtimmungen und Berührungen.

[2]) Vgl. mnd. top „Maß für Flachs, 24 oder 40 Händevoll oder rîſten".

Trocknen, da ſonſt der Hanf von ſeiner Kroßheit verloren hätte. Die Mägde des Dorfes halfen mit. Sie waren rechtzeitig zur Brakel-köſt (Brakfeſt) angeſagt worden („morden wüll we braken"). In ganz alter Zeit begann dieſes Dorffeſt (Fig. 11) erſt in der Dämmerung, ſeit fünfzig Jahren ſchon am Nachmittag. Die Rüſten wurden von einem Kinde aus dem Backofen genommen und den „Brakern" zugereicht. Auf jedes Mädchen kamen 2—3 Topp, d. h. 42—63 Rüſten. Man brakte um die Wette. Wer die letzte Rüſte gebrakt hatte, wurde „Braut" und kreg (bei der nachfolgenden Bewirtung) dat Bodderfatt vör ſik, wie bei der Hochzeit die Braut die Brautbutter. Auch die Söhne und Knechte des Dorfes ſtellten ſich ein und trieben ihren Scherz: gern wurde der Bäuerin in einem unbewachten Augenblick der für die Mädchen beſtimmte Pfannkuchen vom Herde weggenommen.

War der Hanf im Backofen getrocknet worden, ſo ſagte man: de Hemp is ut den Backawen brakt. Er wurde nämlich gelegentlich auch ut de Sünn (aus der Sonne) brakt, in beſonders heißen Sommern; außerdem brakte man ſtellenweiſe, z. B. in Hittfeld und Umgegend, von de Flek: der Hanf war dann auf Strahlenleitern (mnd. vleke) ausgebreitet, die auf der einen Seite auf aufgeſchütteter Erde, auf der anderen auf Pfählen ruhten und unter denen in einem Graben ein Feuer brannte.

Unter den beim Braken abgefallenen Holzſtückchen, der Schäw (mnd. ſcheve), die als Streu oder zum Zudecken der Kartoffeln verwendet wurde, befanden ſich nun manche Teile, in denen noch Faſern zu vermuten waren. Auch dieſe, wennſchon kürzeren Faſern wollte man nicht umkommen laſſen, und ſo mußten am Morgen nach dem Brakfeſt die Mägde des Hauſes ſie mit der Forke herausſuchen, ein Sprickelfeuer im Backofen anmachen und jene nochmals hineintun. Waren ſie hinreichend kroß, ſo wurden ſie nochmals gebrakt (na-brakt), diesmal aber nicht mit der hölzernen Brake, ſondern mit der eiſernen Schrep-brak, ſie wurden, wie man auch ſagte, ſchrept. Die hierdurch gewonnenen Faſern ergaben die gewöhnlichſte Hede, die Rüppel-he oder den Rüppel-baß, d. h. Riffelhede oder Riffelbaſt; dieſe wurde ſpäterhin als Einſchlag zum gewöhnlichſten Leinen für Säcke oder Schludderbüxen benutzt.

War das Braken beendigt, ſo brachte man den geſamten Hanf

Fig. 11. Brateltöst (Fest des Hausbrechens).

(die Rüppelhede für ſich in einem Sack) auf den leer ſtehenden Kornboden; kleinere Leute, die weniger hatten, legten ihn auch in eine Lade.

Erſt nach der Zeit des Kartoffelauskriegens wurde der Hanf — und ebenſo der Flachs — wieder hervorgeholt. Hatten beim Braken die Mägde des Dorfes ſich gegenſeitig ausgeholfen, ſo fiel

Fig. 12. Am Schwingblock.

die noch übrige Arbeit der Frau mit ihren Mägden und der Häuslingsfrau zu, nötigenfalls wurden Tagelöhnerinnen zu Hilfe genommen. Zuerſt wurden ſämtliche Rüſten mit der ſchon erwähnten Schrepbrake bearbeitet. Dann folgte das Schwingen auf dem Schwingblock (Swing-bluck),[1]) der in der Hauptſache die letzten

[1]) In Fintel Swing-bock, Niederſ. 10, 217.

holzigen Beſtandteile entfernte. Dieſer beſtand aus einem mit einer Art Fußbank verbundenen Brett, das oben in einen Pferdekopf auslief (Fig. 12). Unter dem von der Arbeitenden abgewandten Pferdekopf ſprang ein eiſerner Zahn vor. Über dieſen legte die linke Hand die Strähnen, die rechte „ſchwang" ein dünnes, auf

Fig. 13. Hechel und Hechelſtuhl.

beiden Seiten ſcharfes Brett (de Swing') und hieb immer in gleicher Entfernung vom rechten Ohr des Pferdekopfes auf den Hanf ein. Die Schwinghede (Swingel-he) fand dieſelbe Verwendung wie die erwähnte Rüppel-he; teilweiſe bekamen ſie auch der Seiler und der Sattler, dieſer zum Polſtern.[1]) Schließlich

[1]) Jahrb. 3, 160.

wurde der Hanf durch die Hechel gezogen (Fig. 13), wodurch die letzten kurzen Faſern und die etwaigen Holzreſte beſeitigt wurden. Die Hechel (Hekel) war ein mit grünen Blättern und roten Blumen bemaltes Brett, in deſſen Mitte ſich ein Kaſten mit den Hekeltinnen, den Hechelzinken, befand. Gewöhnlich wurde ein älterer Stuhl umgekippt (Hekel-ſtohl) und die Hechel zwiſchen ſeinen beiden oberen Beinen befeſtigt. Bei jeder Rüſte wurde der erſte Abfall nach rechts, der ſpätere als beſſere Hede nach links geworfen.[1]) Jener diente ſpäter als Aufzug zu den Säcken und Schluddersbüxen, zu denen die Rüppel- und Schwingelhede den Einſchlag lieferten. Dieſer ergab den Aufzug zu weichen Bettlaken, zu denen als Einſchlag die beſte Flachshede Verwendung fand (hemphirn, d. h. hanfhedener, Uptoch un flaßhirn Inſlag dat gift de beſten Bettlaken).

Nach dem Hecheln nahm man je 5—6 Rüſten zuſammen, flocht ſie in ein zopfähnliches Bündel, den Knucken, und legte dieſes in einen Sack, um es ſpäter zu verſpinnen. Jeder Knocke enthielt ſo viel Hanf, wie nachher in den Rocken (Wucken) kam.[2]) Aus dem Knocken wurde der Rocken folgendermaßen hergeſtellt. Sobald die Magd ihren Wocken aufgeſponnen und einen neuen Knocken von der Bauerfrau erhalten hatte, band ſie die herabhängenden Bänder der blauleinenen Schürze nach vorne zu und befeſtigte ſämtliche 5—6 Rüſten mit dem einen Ende an ihrer linken Seite. Die Enden wurden feſt um das Band herumgewickelt, und die Rüſten baumelten dort ſo lange, bis jede nach vorne — vor die Magengegend — geſchoben wurde, um „gebreitet" (briert) zu werden. Jede Rüſte wurde nämlich fächerförmig ausgebreitet: bald hielt die linke Hand die Rüſte, und die rechte breitete, bald umgekehrt. War der Hanf gebreitet, ſo handelte es ſich darum, die unter dem Schürzenband feſtgeklemmten Enden „auszupulen" und langzuziehen.

---

[1]) Jede Bäuerin pflegte die Hanfhede in drei Säcken aufzubewahren, in dem einen die Rüppel- und Schwingelhede, im zweiten die ſchlechtere, im dritten die beſſere Hechelhede.

[2]) Bei der Hede ſprach man nicht von Knocken; die einzelnen zuſammengewickelten Teile hießen vielmehr Döten (Klumpen, Haufen, vgl. Ten Doornkaat I 323). Die Hede wurde ebenfalls zum Rocken gebreitet, nur ſah dieſer weniger ſchön aus als die Flachs- und Hanfrocken, weil die Hede zu kurz war.

Damit hierbei der Wocken nicht gezerrt wurde, ſchob man den Hanf rechts und links unter die Lenden. Die von dem Schürzenband losgelöſten Enden legte ſich nun die Magd ganz an die Bruſt hinauf und zupfte ſie „ſchön klar“, während ſie den Hanf mit dem geſenkten Kinn (mit 'n Bort) feſthielt. Dieſe ausgezupften, unter dem Kinn liegenden Enden wurden die Krone des Wockens. Die unteren, in der Kniegegend liegenden rauhen Enden bog man ein wenig um, ſo daß ſie hernach beim Wickeln nach innen kamen und nicht zu ſehen waren; dann ſah der Hanf unten am Wockenſtock ſtuw (ſtumpf) aus, und en ſtuwen Wocken intobriern war der Stolz der Spinnerin. War der Hanf mit dem Wockenſtock aufgewickelt, ſo wurde der umwickelte Stock vermittelſt des Stickens, in den er unten auslief, in den Arm des Spinnrades geſteckt und dann das „große“ Wucken-blatt mit einem roten wollenen oder baumwollenen Band herumgebunden, ſchließlich um den Hals, über den die ſchön gezupfte Spitze noch fingerlang hinausſah, das „kleine“ Wucken-blatt befeſtigt. Die Wockenblätter beſtanden meiſtens aus Pappe und waren mit bunt bedrucktem Papier beklebt. Auf dem großen Wockenblatte las man in goldenen Buchſtaben einen Spruch, wie:

Wult du nich ſpinnen,
Kriegſt du ken Linnen,

oder:

O holdes Mädchen mit dem Rädchen,
Spinn um uns das Liebesfädchen!

Über die Bearbeitung des Flachſes können wir uns kurz faſſen. Er wurde etwa in der Mitte des Mai geſät, einmal gegätet und etwa gleichzeitig mit dem Hanf aufgezogen. Etwa zwei Hände voll Flachs wurde immer mit einem Strohſeil zu einer kleinen Garbe zuſammengebunden. Dann lag der Flachs ebenſo wie der Hanf 4—5 Wochen ausgebreitet (ſprîrt) in der Heide,[1]) hierauf harkte man ihn zu kleinen, etwa ſechs Rüſten faſſenden Bunden

[1]) Seltener ließ man ihn vorher in einer Vertiefung mit ſtehendem Waſſer (einem Soll) faulen (röten); in dieſem Falle lag er eine erheblich kürzere Zeit, etwa acht Tage, in der Heide. Für die Dauer des Rötens galt der Satz: Je finer dat Flas is, deſto länger mut't röten (Jahrb. 3, 160).

auf. Schließlich band man ihn wieder zu kleinen Garben und fuhr ihn ſo zum Bauerhauſe. Die weitere Behandlung (das Trocknen im Backofen, das Braken[1]) uſw.) entſprach der des Hanfes. Sollte Samen „aufgenommen“ werden (Lin-ſaat upnehmen),[2]) ſo wurde der Flachs in der Heide nicht geſpreitet, ſondern zur Schonung der Samenkapſeln loſe an Staken in Reihen aufgeſtellt; dann fuhr man ihn in Bunden nach Hauſe und ſchlug ihn bundweiſe auf dem Ausſchlagebock aus.[3]) Daran ſchloß ſich dann das Trocknen der Bunde im Ofen.

Nach dem Hecheln waren Hanf und Flachs genügend gereinigt, ſo daß nunmehr das Spinnen ſeinen Anfang nehmen konnte. Doch bevor wir zum Spinnrade übergehen, iſt über die Bearbeitung der Wolle bis zur Spinnfertigkeit zu ſprechen. Hierbei kommt zunächſt der Färbetopf in Betracht. Dieſer, deſſen jede Frau zum Blaufärben der Wolle[4]) bedurfte und der warm ſtehen mußte, wurde mit Vorliebe in einer Ecke des Schafſtalles inmitten des heißen Schafmiſtes eingegraben; andere ſtellten ihn auf den warmen Herd oder auch in warmes Waſſer. Der Topf war mit Harn gefüllt; dieſer gab die nötige Beize zur Färbung der Wolle. Gewöhnlich jeden zweiten Tag wurde friſche Wolle hineingelegt; oben auf der Wolle lag, in ein Läppchen gebunden, ein Lot Indigo. Das Vollharnen des Topfes beſorgten die Kinder, außer bei Erkältungen, denn dann nahm die Wolle die Farbe nicht ſo gut an.

---

[1]) Stellenweiſe kam der Flachs nach dem Trocknen im Backofen auf den Boden, und das Braken folgte erſt im Herbſte (Jahrb. 3, 160). Dem Braken ging in manchen Dörfern noch ein Baken voran: der Flachs wurde mit einem „ſchweren, faſt quadratiſchen, tief in der Sohle eingekerbten Buchenbrett“, an dem ein Stiel ſaß, geklopft (vgl. Jahrb. 3, 157 u. 160 und mnd. boken klopfen).

[2]) Hanfſamen wurde gewöhnlich gekauft; ſollte er aufgenommen werden, ſo wurde der Hanf richtig gedroſchen.

[3]) In anderen Gegenden der Heide wurden gleich nach dem Ziehen die Samenkapſeln mit einem beſonderen Inſtrument, der Riffel, abgeſtreift, der Flachs wurde, wie man ſagte, rept. De Knutten ward den up Beddlakens aber up Knuttendelen dröght, naher dröſcht un rain makt, entwerre up'n Stövmoel' aber dat ward ſicht mit'n Linſev (H. Köhler, Jahrb. 3, 160).

[4]) Das Färben der Wolle war durchaus die Regel, denn das Färben des Wollgarns ergab leicht ein ungleiches, ſtreifiges Blau.

Die herausgenommene Wolle wurde in lauwarmem Waſſer ſo lange geſpült, bis das abfließende Waſſer klar war, dann in einen nicht mehr gebrauchten Kartoffelkorb gelegt und zum Trocknen hinausgehängt.

Die Wolle, ſowohl die gefärbte wie die nicht gefärbte, wurde von den Kindern gezupft, dann folgte das Kratzen (Kraſſen). Die

Fig. 14. Wollekratzen.

hierzu dienenden Kratzen (de Kraſſen) waren zwei Bretter, auf deren Innenſeite ein Lederblättchen mit vielen gebogenen Haken genagelt war. Zurzeit (Fig. 14) legte man etwa eine Handvoll Wolle (das nannte man en Kraſſen) dazwiſchen und ſtrich, indem man jedes Brett an ſeinem Handgriff hielt, mit dem oberen ſo lange über das untere, bis die Wolle keine Dutten (Klümpchen)

mehr hatte und etwa wie Watte aussah. 10—12 solcher Teile ergaben ein Lopp.[1]) Jedes Lopp wurde, indem man die Spitzen der Krassen zusammennahm, zu einem losen Knäuel gedreht und die einzelnen Lopp in einem Korb oder Beutel aufgestapelt. Im Winter machte man die Lopp wieder auf, und es fand ein nochmaliges Kratzen statt. Dann wurde die Wolle von der Großmutter und der Frau, wie sie Zeit hatten, gesponnen. Diejenige Wolle,

Fig. 15. Dublieren des Wollgarns zum Verstricken.

die nicht verwebt, sondern verstrickt werden sollte, zwirnte man zusammen (tohôptwirnen), indem das Garn zwei- oder dreifädig zusammengespult (dubliert, drilliert) wurde. Zum Zusammenzwirnen diente ein Spulrad,[2]) das aber umgekehrt (verwint, vgl.

[1]) Auf dem Tod, der Gegend um Tostedt, Dohren, Wistedt, Langeloh, Otter und Welle (up dem Todte in Grimms Weist. III S. 222, v. J. 1534), wurden die Krassen zu einem Wrümpel (vgl. ostfr. wrümpeln wickeln, winden) zusammengedreht.

[2]) Als Spulrad benutzte man ein älteres Spinnrad, von dem der Arm mit Wockenstock und Wocken entfernt war.

mnd. vorwenden umkehren) getreten werden mußte, und der für 2—4 Spulen eingerichtete Spôlen-bluck[1]) (Fig. 15). Dann haſpelte man die zuſammengezwirnte Wolle ſpulenweiſe ab, und das Stricken konnte beginnen.

Das Strumpfſtricken war im Nordweſten mehr Sache der Mannsleute: der Kuhhirte und der Schäfer hinter der Herde, die Knechte in der Spinnſtube, der Altenteiler auf dem Sorgenſtuhl und der Bauer auf der Ruhebank beim Ofen, ſie alle mußten für den Bedarf des Hauſes[2]) Haſen knütten (mnd. haſe, hoſe = Bekleidung der Beine und der Füße, beſonders Strumpf, knutten = knüpfen, ſtricken). Weiter ſüdwärts, in der Gegend von Soltau und Schneverdingen, wurde durchgehends von Männern und Frauen geſtrickt und in erſter Linie zum Verkauf; es galt eben, den größeren Wollreichtum auszunutzen.[3]) Das große Mittelſtück der Frauen- und der beſſeren Männerſtrümpfe beſtand aus blau gefärbtem Wollgarn, die oberen Reihen (dat Ringels, auch dat Windringels = gewundene R.) dagegen nur aus weißem Garn (vgl. den Strumpf S. 62, Fig. 5); auch für das Zehenende (de Tön, die Zehen) wurde weißes Garn benutzt; vermutlich betrachtete man dieſes für die nicht ſichtbaren Teile als ausreichend. Die Alltagsſtrümpfe der Männer dagegen pflegten aus ungefärbtem Garn geſtrickt zu werden oder auch aus einem Garn, das aus zuſammengekratzter weißer und ſchwarzer Wolle gewonnen war. Verſchiedene Strümpfe für die verſchiedenen Jahreszeiten kannte man überhaupt nicht. Später wurden die Strümpfe der Männer oft — entweder ganz oder ihr Mittelſtück — aus zuſammengezwirntem weißen und blauen, auch ſchwarzen und weißen Garn hergeſtellt, bei den Frauenſtrümpfen kam neben ſchlichtem blauen auch ſchlichtes ſchwarzes Garn, das mit der ſogenannten ſwatten Pickfarw' (Pechfarbe) gefärbt war, in Gebrauch.

[1]) Er fand außerdem noch beim Zuſammenzwirnen von Leinendraht für Tiſchtücher Verwendung.

[2]) Die Knechte ſtrickten alſo auch für die Mädchen; dieſe flickten dafür das Zeug jener und nähten ihnen vielleicht einmal ein Hemd.

[3]) Vgl. den Strumpfhändler aus der Lüneburger Heide bei Suhr (Ausruf, Taf. 11), deſſen Ausruf lautete: Haſen, tweern (zwirnene) Haſen. Vielfach wurde auch das Wollgarn verkauft und beſonders nach England ausgeführt (Suhr, a. a. O. S. 13, 14).

So wenig geübt das Heidemädchen durchschnittlich mit der Nadel war, so geschickt verstand es mit Spinnrad und Webstuhl umzugehen. In der Heide wurde jenes bekannte Spinnrad ge-

Fig. 16. Das Spinnrad.

a. Bock. b. Schraube. c. Höft. d. Spill-stipels, zwischen denen die Spill (Spindel) läuft. e. Flucht. f. Arm. g. Wockenstock. h. Wocken. i. Fechter oder Knecht. k. Lünze. l. Rand-stipels, zwischen denen das Rad läuft. m. Tre (Tretvorrichtung).

braucht, bei dem Spindel und Wocken sich links vom Rade befanden; das handlichere Bockrad benutzten vorzugsweise die Frauen nichtbäuerlichen Standes. Wenn im Herbst de Butenarbeit to

Schick un dat Spinnelwark (d. h. das Material zum Spinnen, alſo Hanf und Flachs) rein wür, dann wurden die Spinnräder (Spinn-roe) vom Boden geholt, gereinigt, geölt — und nun ging das Spinnen los. Gewöhnlich wurde es von den Mägden mit der freudig begrüßten Spinnarbeit ſo gehalten: Wo ihrer zwei waren, durfte die eine, wenn ſie gemolken und gefüttert hatte, ſik ſchier maken (d. h. ihr Stallzeug ausziehen und ſik de Mütz upſetten, worunter das Haarmachen mit begriffen war) und ſich zum Spinnen in die Stube ſetzen, während die andere die Hausarbeit beſorgte. Die Magd, die gleich früh zu ſpinnen begann und nur des Mittags und des Abends beim Vieh mithalf, mußte an jedem Tage ein „Stück" ſpinnen, was vielleicht bis 10 Uhr abends dauerte; nachmittags nach dem Aufwaſchen kam auch die andere Magd mit dem Spinnrad herein. Nachts hatten die Räder, auch das der Frau, ihren Platz auf dem Flett.

Das Spinnrad[1]) (Fig. 16) wurde gewöhnlich vom Drechsler aus Eſchen- oder Erlenholz hergeſtellt. Zu ihm gehört einmal der dreibeinige Bock (Buck). In dem ſchräg aufwärts laufenden viereckigen Holzſtück, das auf den drei Beinen befeſtigt iſt und gleichſam den Rücken des Bockes[2]) bildet, ſitzt eine Schraube (Schruw), deren gewundener Teil in dem Holzſtück lagert, während der Handgriff links[3]) hervorragt. Auf dem erwähnten Schrägholze befindet ſich nun ziemlich links ein abgerundeter kleiner Klotz, dat Höft.[4]) Durch den in das Schrägholz eingelaſſenen Zapfen dieſes Klotzes geht der gewundene Teil der Schraube, ſo daß der Klotz der Schrägung folgend höher oder tiefer geſtellt werden kann. Auf dem Klotz iſt nun vermittelſt desſelben Zapfens eine Leiſte angebracht, in der die Spill-ſtipels ſtecken, die beiden aufrecht ſtehenden

[1]) Das im folgenden beſchriebene Rad war wenigſtens in den bäuerlichen Kreiſen der mir bekannten Gegenden das vorherrſchende oder ausſchließlich gebrauchte. Über andere Spinnräder Nordhannovers und der unteren Weſer vgl. Niederſ. 8, 48 u. 127.

[2]) Daß dieſes Holz als zum Bock gehörig betrachtet wird, zeigt ſich auch darin, daß ein Rad, bei dem die im folgenden genannte Schraube verſagt, als „bocklahm" bezeichnet wird.

[3]) Von der Spinnerin aus gerechnet.

[4]) Vermutlich = mnd. hovet, hôft = Haupt, mit Bezug darauf, daß der Klotz wie ein Kopf auf dem Schrägholz ſitzt.

Hölzer,[1]) zwiſchen denen die Spill, die Spindel, läuft. Über die Spindel wird die Spule (Spol) geſchoben und dieſe hinten mit der Rolle (Rull) feſtgeſchroben.[2]) Da nun die Schnur (Snur, bei Lüneburg Snor) über Spule, Spindel und Rad läuft, ſo ergiebt ſich, daß die oben erwähnte Schraube, indem ſie den Klotz höher oder tiefer ſchraubt, gleichzeitig Spule und Rolle dem Rade ferner oder näher bringt und dadurch imſtande iſt, der Schnur verſchiedene Spannung zu geben. Der gabelförmige hölzerne Teil der Spindel, an dem die Haken ſitzen, heißt die Flucht (mnd. vlucht), d. h. Flügel, hat alſo vom Herumfliegen ſeinen Namen.

Links (zwiſchen der Schraube und dem Klotz) ſteckt der Arm, der den Wockenſtock mit dem Wocken trägt und an dem häufig ein Gläschen mit Öl zum Schmieren des Rades hängt. Der ausgezogene Faden läuft durch das vorne in der Spindel befindliche Loch (Düll = Tülle) über die Haken der Flucht und windet ſich dann um die Spule. Um den unterſten Teil des Wockenſtockes liegt ein mit Waſſer gefülltes Blechnäpfchen (dat Stipp-dings), zum Anfeuchten der Finger dienend, wozu aber in der alten Zeit gewöhnlich die Zunge benutzt wurde.

An das Verbindungsholz der beiden vorderen Bockbeine iſt die Tretvorrichtung (Tred, Tre, d. h. Tritt) befeſtigt. Die beim Treten auf und nieder gehende und mit dem oberen Ende um ſich ſchlagende Stange heißt der Fechter, bei Lüneburg[3]) der Knecht, wobei an den um ſich hauenden Kriegsknecht zu denken iſt. Die vom Fechter gedrehte und ihrerſeits das Rad[4]) drehende Welle wird von zwei Holzpflöcken (Lünzen, bei Lüneburg Lönzen, Lönſen) in ihrer Lage feſtgehalten. Die Welle ruht in den ſo-

---

[1]) Zu Stipels vgl. oſtfr. ſtipe, ſtip = Pfeiler, Stütze (Ten Doornkaat III 320).

[2]) Daher heißt die Rolle zwiſchen Lüneburg und Bleckede geradezu Schruw (Korr. 1, 77). — Bemerkenswert iſt ferner die in dieſer Gegend, aber auch im Nordweſten begegnende Bezeichnung Vör-tüg, der Geſamtausdruck für die Stipels, die Spindel und alles, was auf dieſer iſt; das Wort meint die Stücke, die „voraus“ ſtehen, der Spinnerin am nächſten ſind.

[3]) Korr. 1, 77.

[4]) Bei Lüneburg de Drift (Treibung, das Getriebene) genannt, Korr. 1, 77.

genannten Rand-ſtipels,[1]) die ihrerſeits in dem mehrfach erwähnten Schrägholz befeſtigt ſind.

Von der Spule wurde das Garn abgehaſpelt. Die Linke hielt die auf einen Spolen-ſticken geſteckte Spule, während die Rechte die oder, wie man in der Heide ſagt, „den“ Haſpel drehte (Fig. 17).

Fig. 17. Abhaſpeln des Garns.

Die Querhölzer der Haſpelſpeichen, über die ſich das Garn wand, hießen de Kruck, eigentlich „die Krücke“.[2]) Das bei einer Um-

[1]) Der Name ſtammt wohl daher, daß die beiden Stützen von den Rändern des Bockes auslaufen.

[2]) Vermutlich galt die Bezeichnung Kruck urſprünglich jedem Querholz einſchließlich der zugehörigen Speiche.

drehung ſich aufwindende Garn war ein Faden. 90 Fäden ergaben ein Bind; die Haſpel war nun ſo eingerichtet, daß nach der 90. Umdrehung der mit den Kammrädern verbundene Hammer niederfiel und ſo jedes abgehaſpelte Bind ankündigte. Das Bind wurde mit einem Bande, dem aus dem letzten Reſt des Wockens geſponnenen Fiſſelband,[1]) zuſammengebunden, woraus ſich auch der Name (= das Gebinde) erklärt. Abgenommen wurde das Garn aber erſt, wenn ein Stück auf der Haſpel ſaß. Zu einem Stück gehörten zehn, in anderen Gegenden der Heide zwölf Bind.[2]) Auf die Spule gingen bei feinem Garn ſechs und mehr Bind, bei ſtärkerem entſprechend weniger, vielleicht drei bis vier. Da, wie ſchon erwähnt, die tägliche Arbeitsleiſtung ein Stück war, ſo ergiebt ſich leicht, daß die Spinnerin täglich etwa zwei Spulen voll ſpann. Der eigentliche Zeitpunkt des Haſpelns war der Sonnabendabend; einen Teil der Arbeit erledigten die Hausfrau oder die Altenteiler ſchon in der Woche, weil ſonſt die Spulen nicht reichten.

War in allen Häuſern das Spinnen ordentlich im Gange, ſo begann das Utgahn, das Ausgehen mit dem Spinnrade (ſe güngen mit 'n Rad ut). Ein kleines Dorf bildete eine einzige Spinnſtube, ein einziges Gelach (= Gelage) oder Spinn-gelach, in einem größeren taten ſich die Mägde zu mehreren „Gelachen" zuſammen: ſo ſpannen vielleicht die des oberen und die des unteren Dorfes (de ut den Bawendörp und de ut den Nerdendörp) zuſammen, natürlich jede Magd für ihre Frau. Zwiſchen ein und zwei Uhr nachmittags ſah man die Mädchen, das Rad hoch im Arm, nach dem Hauſe eilen, dor von Dag' (heute) de Reg (Reihe) an wür. „Goden Dag, nu kriegt Ji Spinners", ſo ſagten ſie beſcheiden zu der fremden Hausfrau. „Ja, gaht man ſitten!" Sie ſetzten ſich in eine Reihe, doch ſo, daß ſie ſich beim Spinnen durch den Zug der „wehenden" Räder nicht beläſtigten. Ein ſtattlicher Anblick dieſe Schar munterer, ſchierer Spinnerinnen. Wie flogen die Hände, zumal wenn es mit der Nachbarin um die Wette ging,

[1]) Wohl von mnd. veſe (Faſen, Fädchen), alſo Band aus den letzten Fäſerchen, wie mnd. veſe-laken ein Laken von Wollabfall bedeutet.

[2]) Dieſe Zahlen beziehen ſich auf Flachs- und Hanfgarn. Bei der Flachs- und Hanfhede rechnete man nur acht (bei der Rüppelhede ſogar nur ſechs Bind) auf ein Stück.

wekeen toirſt en Oewerſpinners kriegt (wer zuerſt einmal über die Spule ſpinnt)! Ein reger Eifer belebte ſie alle, mochten ſie wohlhabend oder arm ſein; die Töchter waren eben damals auch nichts weiter als Dienſtmädchen. Die Bauerfrauen waren mit dieſer Verſchmelzung von Arbeit und Geſelligkeit gern einverſtanden: in Geſellſchaft wurde mehr beſchickt, und da das Gelach umging, kam jedes Haus vielleicht alle 8—14 Tage einmal an die Reihe, während die Frauen ſämtliche übrigen Tage Ruhe hatten. Umſtände wurden nicht gemacht: um drei Uhr kam der große blecherne Kaffeetopf auf den Tiſch, dazu Milch, Grobbrot und Butter, Zucker gab es nicht; alles ſo, wie die Mädchen es zu Hauſe bekamen. Sie trugen eine reine Schürze, eine beſſere Haube, Rock und Jacke aus Beiderwand, ein Halstuch und hölzerne Pantoffeln, die während des Spinnens neben dem Rade ſtanden. Um fünf Uhr ging es nach Hauſe; man nahm das Kleid auf (dazu dienten die beiden unteren Schürzenbänder, die Ors-bann') und fütterte. Nachdem zu Hauſe gegeſſen worden war, wurde die Spinnſtube wieder aufgeſucht. Bald ſtellte ſich denn auch die männliche Jugend des Dorfes ein, die, da die Reihenfolge feſtſtand, natürlich ſtets wußte, wenem (wo) von Dag' de Dirns würen. Gewöhnlich nahmen ſie, die kurze Pfeife rauchend, hinter den ſpinnenden Mädchen auf der Bank Platz. Die Eltern gingen abends gewöhnlich zur „Freundſchaft" und überließen die junge Welt ſich ſelbſt: we hebbt hüt dat Gelach. In der Spinnſtube wurde geplaudert und geſcherzt, und während die Räder ſchnurrten, erklangen die Lieder. Da ſang man:

Was nützet mir ein ſchöner Garten,
Wenn andre drin ſpazieren gehn
Und pflücken mir die Röslein ab,
Woran ich meine, ſo ganz alleine, woran ich meine Freude hab'!

Da ſang man von dem Fähnrich, der ſich in ein Mädchen verliebt hatte, „eine Hübſche, eine Feine", von dem Mädchen, das dem fernen Schatz die Treue bewahren will:

Im Roſengarten
Will ich Deiner warten
Im grünen Klee,
Im weißen Schnee.

Ein anderes Liebeslied hob mit dem Ruhm des alten Köln an:

Köln am Rhein, Du ſchönes Städtchen,
Köln am Rhein, Du ſchöne Stadt,
Und darinnen muß ich laſſen
Meinen herzallerliebſten Schatz.

Auf die Frage der Schlußſtrophe:

Wer hat denn dieſes Lied geſungen,
Wer hat denn dieſes Lied erdacht?

lautete in der Heide die Antwort:

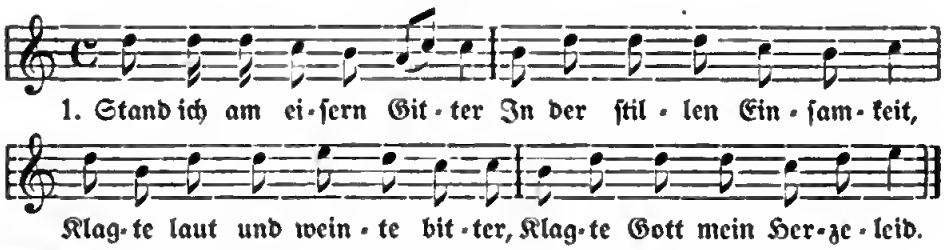
Es haben geſungen zwei — Schäferjungen
Zu Köln am Rhein beim Mondenſchein.

Während dieſe Lieder noch heute auf dem flachen Lande und beim Heere geſungen werden, ſind die ſieben folgenden Spinnlieder ſo gut wie vergeſſen.

1. Ein[1]) hübſches Mädchen, jung und zart,
Von Tugend fromm und ſchön,
Darinnen verliebt' ſich ein Reiter,
Der Reiter der mußte gleich weiter,
Mußt' in den Krieg einziehn.

2. Ach Schönſter, mußt du fort von hier,
In die weite Welt hinein?
Aber dann trifft mich das Leiden,
Daß wir uns müſſen ſcheiden,
Müſſen auseinander gehn.

3. Dies iſt der letzte Abſchiedskuß,
Die Trennung fällt mir ſchwer,
Feinsliebchen, wir müſſen auseinander,
Wer weiß, wie lang' ich muß wandern
In fremdem Land umher!



[1]) Nach der Weiſe: „Schier dreißig Jahre biſt du alt."

2. O, wie bin ich ſo verlaſſen
Auf der Welt von jedermann!
Feind' und Freunde tun mich haſſen,
Keiner nimmt ſich meiner an.

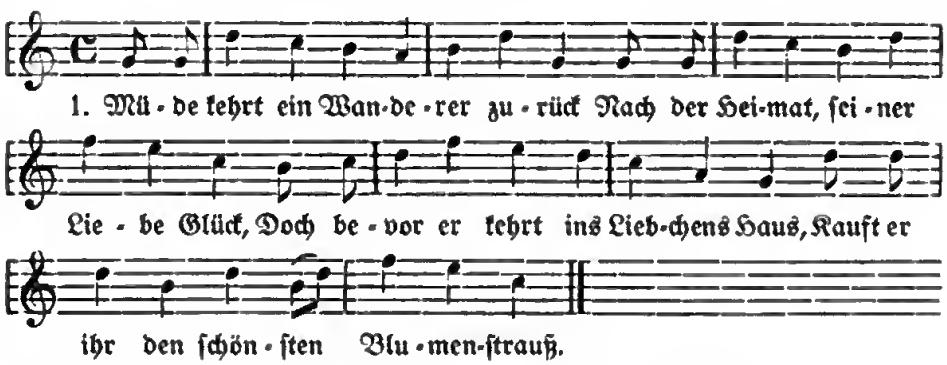
3. Einen Vater, den ich hatte,
Den ich oftmals Vater nannt',
Eine Mutter, die mich liebte,
Die hat mir der Tod entwandt.

4. Beide ſind für mich verloren,
Beide ſind für mich dahin.
O, wär' ich doch nicht geboren,
Weil ich ſo unglücklich bin!

5. Treuſter Jüngling, meinſt Du's redlich
Oder liebſt Du nur aus Scherz?
O bedenk, es iſt gefährlich
Für ein junges Mädchenherz.

6. Treuſter Jüngling, nimm zum Pfande
Dieſes blondgelockte Haar
Mit dem roten ſeidnen Bande,
Das auf meinem Buſen war!

7. Und wenn ich dann ſterben ſollte
Und getreunt von Dir ſollt' ſein,
So pflanz denn auf meinem Grabe
Schönſte Blum' Vergißnichtmein!



2. Und die Gärtnersfrau, ſo hold, ſo bleich,
Führt ihn zu ihrem Gärtchen gleich,
Und bei jeder Roſe, die ſie bricht,
Rollen Tränen ihr vom Angeſicht.

3. Warum weinſt Du, holde Gärtnersfrau,
Weinſt Du um das Veilchen himmelblau,
Um die Roſe, die Dein Finger bricht?
Nein, um das alles wein ich nicht.

4. Ich weine nur um den Geliebten mein,
Der gezogen in die Welt hinein,
Der mir ewge Treu geſchworen hat,
Die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab.

5. Ich, Dein Geliebter, kehre nun zurück,
Ich blieb Dir treu und hoffte Liebesglück.
Warum warſt Du untreu in der Zeit?
Warum brachſt Du den geſchwornen Eid?

6. Treue Liebe haſt Du nicht gehegt,
Aber Blumen haſt Du mir gepflegt,
Darum gieb mir, holde Gärtnersfrau,
Einen Strauß von Deinen Veilchen blau!

7. Mit dem Blumenſträußchen in der Hand
Will ich wandern durch das ganze Land,
Bis der Tod die müden Augen bricht —
Leb wohl, leb wohl, vergiß mein nicht!

---

1. Es[1]) war einmal ein roter Huſar,
Der liebt' ſein Mädel ein ganzes Jahr,
Ein ganzes Jahr und noch viel mehr,
Die Liebe nahm kein Ende mehr.

2. Als der Huſar in fremde Land,
Da wurde ſein Feinsliebchen krank,
Sie wurde krank und noch viel mehr,
Die Krankheit nahm kein Ende mehr.

3. Als der Huſar die Botſchaft kriegt,
Daß ſein' Allerliebſte im Sterben liegt,
Da nahm er gleich ſein Hab und Gut
Und eilt' nach ſeiner Allerliebſten zu.

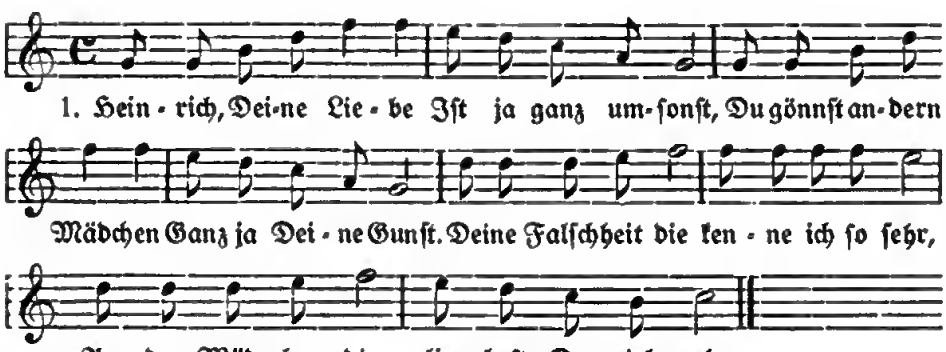
4. Gegrüßt ſeiſt Du, Feinsliebelein,
Was liegſt Du hier im Bett allein?
Gegrüßet ſeiſt Du, roter Huſar,
Komm, geh mit mir ins kühle Grab!

[1]) Nach der Weiſe: „O Tannebaum, o Tannebaum."

5. Er nahm ſie ſanft in ſeine Arm',
Sie wurde kalt und nicht mehr warm.
Ach Mutter, entzünd geſchwind ein Licht,
Feinsliebchen ſtirbt, ich ſeh es nicht.

6. Wo kriegen wir die Träger her?
Zwölf Bauersknecht die ſein zu ſchwer,
Zwölf rote Huſaren die müſſen es ſein,
Die tragen mein Feinsliebelein.

7. Nun hab ich getragen ein rotes Kleid,
Jetzt muß ich tragen ein ſchwarzes Kleid.
Ein ſchwarzes Kleid ſechs, ſieben Jahr,
Bis daß das Kleid zerriſſen war.[1])



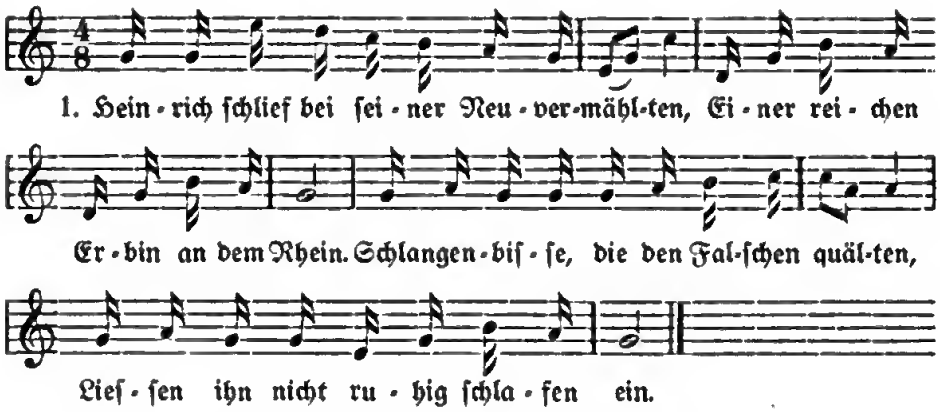
2. Du liebſt ſie bald hier und liebeſt ſie bald dorten,
Falſche Briefe ſchickſt Du mir durch die Boten.
Deine Falſchheit die kenne ich ſo ſehr,
Andre Mädchen die liebeſt Du viel mehr.

3. Denn es braucht ſich ja kein Gärtner zu bemühn,
Solches Unkraut das findet man ſchon blühn,
Solches Unkraut das wächſet ja gar bald,
Es mag warm ſein oder es ſei kalt.

4. Denn es giebt ja keine Roſe ohne Dorn,
Und es giebt auch keine Liebe ohne Sorgen,
Denn wo zwei oder drei Verliebte ſein,
Da muß der eine gewiß betrogen ſein.

---

[1]) Die beiden letzten Zeilen ſcheinen unrichtig überliefert.



2. Zwölfe ſchlug's, da drang durch die Gardinen
Plötzlich eine kalte, weiße Hand.
Was erblickt er? Seine Wilhelminen,
Die im Sterbekleide vor ihm ſtand.

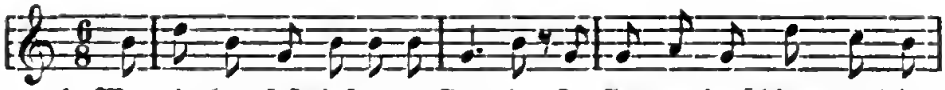
3. Zittre nicht, ſprach ſie mit leiſer Stimme,
O Du mein Geliebter, zittre nicht!
Ich erſcheine nicht vor dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht.

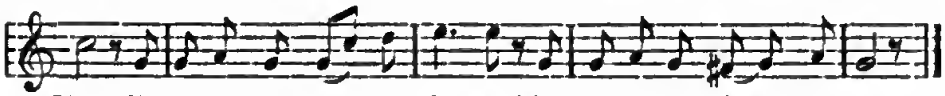
4. Warum traut' ich Schwache Deinen Schwüren,
Die mir einſt Dein falſches Herze gab?
Warum ließ ich mich durch Worte rühren,
Die nur Deine Heuchelei mir gab?

5. Unglück hatte zwar mein junges Leben
Bis zum Tode völlig abgekürzt,
Tugend hat mir Kraft genug gegeben,
Daß ich nicht zur Hölle bin geſtürzt.

6. Weine nicht, denn eine Welt wie dieſe
Iſt der Tränen, die Du weinſt, nicht wert —
Lebe wohl und ſei getreu dem Mädchen,
Das Du Dir zur Gattin haſt erwählt!

7. Lebe glücklich und vergnügt auf Erden,
Bis die Seele vor dem Throne ſteht,
Wo Du einſtens Rechenſchaft mußt geben
Von dem Mädchen, das Du haſt verſchmäht!





2. Sie ſaß ſo trüb und ſo traurig,
So hold, ſo geiſterbleich,
Und dunkle Wolken zogen,
Und Wellen ſchlug der Teich.

3. Der Geier flog über die Berge,
Die Möwen ziehn ſtolz einher,
Das düſtre Geſträuche rauſchet,
Es fallen die Tropfen ſchwer.

4. Und von Mariechens Wangen
Die heiße Träne rinnt,
Und ſchluchzend in ihren Armen
Hält ſie ihr ſchlummernd Kind.

5. Dein Vater lebt herrlich in Freuden,
Gott laß es ihm wohl ergehn!
Er gedenkt nicht an uns beiden,
Will mich und Dich nicht ſehn.

6. Drum ſtürzen wir beid' uns hinab
In die dunkle Tiefe des Sees —
Da ſind wir beide geborgen
Vor Kummer, Angſt und Weh.

7. Da öffnet das Kindlein die Augen,
Schaut fröhlich auf und lacht,
Die Mutter die drückt es vor Freuden
An ihre Bruſt und ſagt:

8. Nein nein, wir wollen leben,
Wir beide, Du und ich:
Deinem Vater ſei's vergeben,
Wie glücklich machſt Du mich!

Die unglückliche Liebe, die Falſchheit und Untreue, das Scheiden und Meiden war vorwiegend der Inhalt dieſer Lieder, und auch aus ihren Weiſen klingt der dem norddeutſchen Weſen ſo ver-

traute ſchwermütige Ernſt. Die Vermittler dieſer Poeſie waren neben dem wandernden Handwerksburſchen der guten, alten Zeit der gediente Soldat und der Leierkaſtenmann (de Kirdel mit 'n Dudelkaſſen), der zur Drehorgel ſang und die Texte verkaufte.[1])

So floß unter Sang und Scherz die Arbeit der Spinnſtube munter fort. Dem Mädchen wurde vom Burſchen der Faden abgeriſſen oder der Wocken weggenommen. Man gab Rätſel auf, darunter freilich auch jene zweideutigen, bei denen die Mädchen erröteten und für die der unſchuldig dareinſchauende Burſche eine harmloſe Löſung in Bereitſchaft hielt. Da wurde auch wohl zwiſchendurch ein Tänzchen gemacht, die Tagesneuigkeiten durchgenommen, Spukgeſchichten erzählt und Dorfreime gemacht oder weiter gegeben; dieſe Reime, die man übrigens ähnlich auch in den Städten auf die lieben Mitbürger dichtete, zählten die einzelnen Dorfbewohner auf und charakteriſierten ſie mit mehr oder weniger Witz und Laune, z. B.:[2])

Rehmens oewern Wegen (jenſeits der Wege),
Tittens mit ehr'n Tax (Dachshund) danewen,
Pets mit de velen jungen Kinner,
Hennings mit de velen jungen Rinner.

Dem bisher gezeichneten, im ganzen ſchönen und anmutenden Bilde der Spinnſtube fehlen nun aber auch die unſchönen Züge nicht. So war es ſtellenweiſe geradezu Sitte, daß, ſobald im Laufe des Abends die Mädchen aufſtanden, um ſich einmal im Freien zu ergehen, von einem Burſchen das Licht auf dem Flett ausgelöſcht wurde; ein wüſtes Geſchrei erfüllte das Haus, und allerlei Ausſchreitungen folgten.

Am Sonnabend war aus Achtung vor dem Feiertag keine Spinnſtube,[3]) die Mädchen gingen aber am Nachmittage einzeln mit dem Rade hierhin und dorthin, vielleicht zur Häuslingsfrau oder zu den im Dorfe wohnenden Eltern. Von Zeit zu Zeit er-

[1]) Die truppenweiſe herumziehenden fremden Muſikanten, gewöhnlich de Prager genannt, ſpielten nur auf.

[2]) Als Probe aus einem Dorfreim, der 1847 in Buchholz lebte (mitgeteilt in den Harburger Anz. 4. 1. 1904).

[3]) Offenbar eine weitverbreitete Sitte; ſelbſt im Elſaß fiel an dieſem Tage die „Maiſtube" (Mädchenſtube) aus.

hielten ſie auch Erlaubnis, nach einem Nachbardorf auf Beſuch zu gehen und dort zugleich den Sonntag zu verbringen. Zu dieſem Zwecke breiteten ſie ſich einen beſonders großen Wocken ein, um damit zu reichen, und nahmen auch mehrere Spulen mit. Frohlockend kehrten ſie dann am Sonntag Abend zur Bauerfrau zurück: So vel hew ik ſpunnen! Am Sonnabend Abend wurde gewöhnlich, wie ſchon erwähnt, gehaſpelt, und ſtattlich nahm ſich die Ecke der Stube aus, in der an den Haken Stück neben Stück hing.

Im Februar (üm Lichtmeſſen, 2. Februar) wurde in der Wohnſtube das Webetau, dat Wew-tau,[1]) aufgeſchlagen, und fortan hielt der Webſtuhl die Großmagd außer der Zeit des Melkens den ganzen Tag an ſich gefeſſelt.[2]) Die Hausfrau, die Häuslingsfrau und die Kleinmagd halfen ihr das Garn aufs Webetau bringen (en Wark up't Tau bringen, upmaken, uptehn oder uptrecken), der Großvater oder die Großmutter machte hinter dem Ofen die Spulen für das Weberſchiffchen. Der Webſtuhl blieb bis zum Mai in Benutzung; dann wurde er wieder auseinander genommen und bis zum nächſten Winter Stück für Stück weggeſetzt. Die Webſtühle waren durchweg aus altem Eichenholz gebaut und erbten von Geſchlecht auf Geſchlecht weiter: in manchen Häuſern hat nachweisbar ein zweihundertjähriger Webſtuhl geklappert. Das Holz war etwa 18 Centimeter dick und 30 Centimeter breit; die hintere Höhe betrug 1,70 Meter, die vordere 1,10 Meter.

War das Garn geſponnen, ſo wurde es zwei Stunden in dem großen Keſſel mit geſiebter Holzaſche gekocht. Dann wurde es mehrmals geſpült, auf eine Holzſtange gezogen und ruckweiſe gerade gezogen (ſtött, eigentlich geſtoßen). War das geſchehen, wurde durch jedes Stück unten eine zweite Stange gelegt, um das Garn vor dem Zerwehen zu ſchützen. Wenn das Garn

---

[1]) Tau bezeichnete früher jedes Gerät (ſo noch in Wagen-tau = das Holz, an dem die Schwengel des Wagens befeſtigt werden, und Haken-tau, vgl. S. 70), alſo Wew-tau (mnd. wewe-tau) = Webegerät. Daneben wird das einfache Tau für Webſtuhl gebraucht. In der Heidmark ſagt man Wew-ſtell (vgl. mnd. wever-ſtel), alſo „Geſtell zum Weben."

[2]) Die Kleinmagd lernte das Weben im Laufe der Jahre von der Frau oder der Großmagd.

trocken war, ging es an die Herſtellung des Aufzugs (Uptoch). Man ſpulte, wenn man ein „Werk machen“ wollte (it will en Wark von .. El maken), das betreffende Garn auf 20 große Spulen (vgl. Fig. 20 b). Die Zahl der Binde, die auf die Spule gehörten, richtete ſich nach der Ellenzahl des Gewebes. Die Spulen wurden dann auf die Scher-lidder geſteckt (Fig. 18), ein leiterähnliches Geſtell, das entweder, wie auf unſerer Abbildung, aufrecht auf beſonderen Füßen ſtand oder auf zwei Stühlen lag, und nun das Garn geſchert (ſchoren), d. h. geordnet. Der Zweck des Scherens war, die Fäden des Aufzuges in beſtimmter Ordnung auf den ſogenannten Scher-rahmen zu bringen.

In alter Zeit ſcheint als Scherrahmen ein Geſtell gedient zu haben, das aus zwei kürzeren ſenkrechten Leiſten mit Zapfen und außerdem aus zwei längeren wagerechten Verbindungsleiſten beſtand. Dieſes Geſtell wurde an beliebiger Stelle gegen die Wand gelehnt. Später iſt man auf den Gedanken verfallen, die Zapfen, über denen die Fäden zu liegen kamen, in den beiden zwiſchen Flett und Diele ſtehenden Höftſtändern (vgl. Fig. 31) und zwar auf der dem Flett zugewandten Seite zu befeſtigen. In alten Häuſern findet man noch vielfach Löcher an dieſer Stelle, das ſind, wie man belehrt wird, die Reſte eines „Scherrahmens“, ein nicht genauer Ausdruck, da ja von einem „Rahmen“ in ſolchen Fällen keine Rede ſein kann. Bei dieſer Art des Scherens liefen alſo die Fäden über den Vorplatz oder genauer über den Anfang des Vorplatzes; daher nannte man dies oewer dat Flett ſcheren. Das fortwährende Hinundhergehen von einem Höftſtänder zum anderen war nun aber ein Übelſtand. So hatte man denn in vielen Häuſern einen drehbaren, „runden“ Scherrahmen, bei dem der Scherer (die ſcherende Frau, das ſcherende Mädchen) ſelbſt ſtill ſtand. Einen ſolchen zeigt Fig. 18. Er beſtand aus zwei gekreuzten Rahmen; mitten durch den einen lief ein langer Stock, der gewöhnlich auf dem Flett zwiſchen dem Fußboden und der Decke eingeſtellt war und um den als Achſe ſich die vier von Zeit zu Zeit angeſtoßenen und die Fäden um ſich aufwickelnden Flügel drehten. Die Zapfen waren, wie die Abbildung zeigt, teils oben, teils unten angebracht; von den einen Zapfen bis zu den anderen geſchoren ergab jedesmal einen „Gang“.

Fig. 18. Scheren des Garns.

Die Anzahl der Gänge, die geſchert wurden, richtete ſich nach der gröberen oder feineren Beſchaffenheit des Garns, und jeder Anzahl der Gänge entſprachen ein beſtimmter Kamm und beſtimmte Hebel. Man kannte den ſechzehner, achtzehner, zwanziger Kamm und ſo fort bis zum vierziger Kamm. Der ſechzehner Kamm wurde beim gröbſten Leinen, der vierziger beim feinſten benutzt; beim ſechzehner Kamm wurden ſechzehn, beim achtzehner Kamm achtzehn Gänge geſchert u. ſ. w.[1]) Selbſtverſtändlich beſaß nicht jedes Haus ſämtliche Kämme und Hebel, wohl aber eine größere Anzahl, je nach Bedürfnis.

Auf die Einzelheiten des Scherens kann hier nicht eingegangen werden. Daß aber eine bedeutende Fertigkeit dazu gehörte, die zwanzig Fäden mit den zehn Fingern richtig zu leiten, leuchtet ein. Die Fäden mußten von den Spulen her ſo gegriffen werden, daß ſie auf jeder Hand fünf Kreuze bildeten (*fif ünnen, fif bawen*); dieſe kreuzartige Anordnung wurde dann auf die Zapfen und ſo auf die Kette übertragen. Der betreffende Teil der Kette hieß die *Liſt* (von dem *Leſen*[2]) der Fäden). Durch die Liſt wurde beim Weben, wie wir noch ſehen werden, der „Sprung“ bewirkt und ſo das Durchſchießen der Spule ermöglicht; den Sprung unterſtützten Stöcker, die hinter den Hebeln (von der Weberin aus gerechnet) durch das aufgezogene Garn gelegt wurden (*Liſt-ſtöcker*).

Nach je vier Doppelellen wurde beim Scheren das Garn bezeichnet; dieſe Stellen nannte man *Smitten*; die Schmitten ſtellte man gewöhnlich durch ein abfärbendes Blatt her, gewöhnlich ein Kohlblatt oder ein ſogenanntes Butterblatt,[3]) ſeltener durch ein Stück Holzkohle, da dieſe Flecken ſchwerer herauszuwaſchen waren. Man bezeichnete die betreffenden Stellen, um beim Weben zu wiſſen, daß wieder vier Doppelellen herum waren. Dem Scheren

---

[1]) War das Garn beiſpielsweiſe mit achtzehner Kamm auf das Webetau gebracht, ſo waren 18×20 Fäden vorhanden; dieſe liefen durch 180 Abteilungen des Kammes (je zwei durch dieſelbe Abteilung).

[2]) An dieſer Deutung iſt nicht zu zweifeln. So hieß es, wenn ein Verſehen vorgekommen war: *Du heſt bi't Leſen nich uppaßt, heſt en Draht utlaten.*

[3]) Dieſe Blätter wurden ſonſt zum Einwickeln verkaufter Butter verwendet, daher der Name.

folgte das Abſcheren (Af-ſcheren), und nun ging es mit der Kette zum Webſtuhl (Fig. 19).[1])

Zunächſt galt es, ſie auf den Garnbaum (Gorn-bom) zu bringen. Hierzu wurde das Garn unter dem Aufziehbaum (Up-tehner-bom) durchgezogen und um den vor der Webenden befindlichen Bruſtbaum (Boſt-bom) geführt, dann die einzelnen Gänge durch den Rêl-kamm[2]) gelegt und nun am Garnbaum befeſtigt. Dies Befeſtigen konnte auf zweierlei Weiſe geſchehen. In dem Garnbaum befand ſich eine Rille, und in dieſer lag ein herausnehmbarer Stock (Pitſch, Peitſche genannt). Um dieſen wurden die Fäden gelegt, dann die wieder eingelegte Peitſche durch vorgeſteckte Pflöcke in der Rille feſtgehalten. Einfacher war das Verfahren, das Garn an einem am Garnbaum ſitzenden Stück fertigen Leinens, dem Na-laters, zu befeſtigen. Dem Befeſtigen folgte das Aufziehen. Zwei drehten den Garnbaum an, eine hielt den Relkamm (ſe höl den Stirt, wie man ſcherzhaft ſagte),[3]) damit das Garn „ſchlicht auf den Baum kam", und die vierte recht ſtramm die Kette, damit das Garn „feſt darauf kam."[4]) Ging das Aufziehen nicht glatt vor ſich und mußten die Dreher deshalb öfter einen Augenblick mit dem Drehen aufhören, ſo ſcherzte man: Dor kummt all wedder en Sünndag. Durchſchnittlich wurden aber in einer halben Stunde hundert alte Ellen aufgezogen.

Nun galt es, die Enden des aufgezogenen Garns an den Enden des vorigen Aufzuges zu befeſtigen. Das vorige Gewebe war

---

[1]) Die Aufnahme des Webſtuhls iſt unter beſonders großen Schwierigkeiten erfolgt, und das Bild veranſchaulicht nicht alles. Trotzdem hoffe ich, daß das Bild und die beigedruckten Erläuterungen das im Text Gebotene in mancherlei Hinſicht verſtändlicher machen werden. Beim Garnbaum treten die einzelnen Fäden und der Buchſtabe (a) leider nicht deutlich genug hervor.

[2]) Köhler (Jahrb. 3, 161) giebt die Form Rêdel-kam, die auf mnd. rêden = fertig machen, bereiten zu weiſen ſcheint. Wahrſcheinlicher iſt mir aber die Herkunft von einem rêen, einer Nebenform zu mnd. rihen = reihen (vgl. Ten Doornkaat III 21). Der Relkamm bewirkte, daß das zwiſchen ſeine Stäbchen gelegte Garn breit auf dem Garnbaum zu liegen kam.

[3]) Vom Schweineſchlachten übertragen; Sinn: ſie tat wenig, ſo gut wie nichts dabei.

[4]) Vgl. Jahrb. 3, 161.

Fig. 19. Dat Wewtau oder Wewſtell (Webſtuhl).

a. Garnbaum, auf dem das zu verwebende Garn ſitzt und der vorn rechts drehbar iſt. Man beachte, wie das Garn (der Aufzug) von ihm durch die beiden Hebel (b) nach der Weberin zu läuft, vor der Weberin das Leinen um den Bruſtbaum (c) liegt und dann, ſchräg nach unten laufend, ſich um den Leinenbaum (d) aufrollt. Man erkennt, wie augenblicklich durch das Treten der der Weberin näher befindliche Hebel und damit die eine Hälfte der Aufzugsfäden heruntergezogen ſind. Durch den entſtandenen „Sprung“ ſoll der Einſchlagsfaden geſchoſſen werden, den dann die Kammlade (e) feſt an das Gewebe fügen wird. f. Uptehnerbom, nur für das Aufziehen des Garns in Frage kommend. g. Slut-ſche (Schließ-ſcheide). h. Reſte früherer Aufzüge. Loſe an den Webſtuhl gelehnt ſind die Peitſche (i) und der Reſtamm (k), über deren Verwendung beim Aufziehen des Garns der Text zu vergleichen iſt.

nämlich (von der Webenden gerechnet) jenſeits der Hebel abgeſchnitten worden, ſo daß die Fäden noch ein kleines Stück über die Hebel hinausragten.[1]) An dieſen Fäden wurden nun die neu aufgezogenen befeſtigt. Selbſtverſtändlich war hierbei die Vorausſetzung, daß wieder derſelbe Kamm mit denſelben Hebeln Verwendung fand.[2])

Jeder der aufgezogenen Fäden ſtand nunmehr mit demjenigen der beiden Hebel, durch deſſen Öſe er lief, in Verbindung, je zwei benachbarte Fäden mit verſchiedenen Hebeln. Waren die Liſtſtöcker (vgl. S. 114) eingelegt und die Tretvorrichtung an der Slut-ſchê,[3]) einem viereckigen Baume unterhalb des Garnbaums, befeſtigt, konnte das Weben beginnen. Die Tretvorrichtung hatte den uns ſchon vom Spinnrad her bekannten Namen Tre; auch das ältere Tred begegnet noch. Jedes Pedal war mit einem Hebel durch Riemen verbunden. Das abwechſelnde Treten der Pedale (dat Üm-pedden) bewirkte das umſchichtige Heruntergehen der Hebel[4]) und damit der Aufzugsfäden. Von dieſem Auf- und Niederſpringen der Fäden unmittelbar von der Weberin ſtammt die ſchon oben erwähnte Bezeichnung für dieſen Teil der Kette, de Sprunk.

Dem Einſchlag gab man, bevor er aufgeſpult wurde, durch folgendes einfaches Verfahren größere Weichheit und dadurch dem Leinen größere Feſtigkeit: Gröberes Garn ſteckte man in einen Sack, trug dieſen auf die Lehmdiele oder, wenn Eis war, auf die Eisdecke und bearbeitete ihn dort mit dem Dreſchflegel. Feineres Garn wurde ohne dieſe ſchützende Hülle gedroſchen.

Beim Herſtellen der Spulchen (Spölken oder lütte Spôlen) wurde die kleine, aus Rohr beſtehende Spule auf ein Spulrad[5])

---

[1]) Dieſe Aufzugsenden hießen dat Drömt, im Mnd. drom, drum, vgl. meine Beiträge S. 12f. Aus dem entſprechenden ſüddeutſchen Trumm iſt das hochd. „Trümmer“ entſtanden.

[2]) Andernfalls mußten die neuen Fäden zunächſt noch durch die Öſen der neuen Hebel gezogen werden.

[3]) Der Name (Schließ-ſcheide) hängt wohl damit zuſammen, daß dieſer Baum, der den beiden vorderen Seitenſtändern des Webetaus Halt geben ſollte, beim Zuſammenkeilen den Schluß bildete, zuletzt an die Reihe kam.

[4]) Hier und da liefen die betreffenden Riemen über Schwengel, die mit dem Pferdekopf verſehen waren.

[5]) Auf ein Spulrad ſteckte man auch die großen Spulen, auf die das Garn vor dem Scheren geſpult wurde (S. 112 und Fig. 20b).

geſteckt; das Garn, das aufgeſpult werden ſollte, befand ſich auf einer Garnwinde (dem Rêſter), die ihrerſeits auf den ſogenannten Rêſter-buck geſetzt war (Fig. 20a). Daß die fertige Spule in das Weberſchiffchen (Schott-ſpol, Schet-ſpol) geklemmt wurde und in dieſem beim Hinundherſchießen des Schiffchens durch den „Sprung" das Garn ſich entſprechend abwickelte, ebenſo daß die zurückgezogene Kammlade oder genauer der in ihr befindliche Kamm jeden durchgeſchoſſenen Faden glatt an das bisherige Gewebe fügte, darf als bekannt gelten.

Jedesmal, wenn etwa eine Handbreit gewebt worden war, wurde auf beiden Seiten die Spîr-rô ins Leinen geſpannt; ſie ſollte das gewebte Stück feſthalten, wie auch der Name andeutet, denn Spîr-rô iſt die Sperr-rute, Sperr-ſcheide (von mnd. ſperen ſperren, auseinanderbreiten). Das gewebte Leinen rollte ſich um den Linnen-bôm, der durch ein Zahnrad, de Klink, ſtellbar war. Zeigte es ſich, daß das Garn zu kladderich (fetzig) oder mürbe war, ſo ſchritt man zum Schlichten. Das Schlichten geſchah ſo: Mit dem Nalat-ſtock oder Nalat-bom ließ man das Garn, ſoweit unterhalb des Garnbaums angelegte Bretter (de Ut-längen = Verlängerungsbretter) es geſtatteten, ſich nach hinten abwickeln. Das abgewickelte Garn wurde mit einer aus Roggenfeinmehl, bei gröberem Garn aus Buchweizenmehl gekochten Schlichte (Slicht) und einer beſonderen Slichtel-böſt gebürſtet, hierauf nach dem Trocknen wieder aufgewickelt, um abgewebt zu werden.

Das Weben ging nicht immer ſofort glatt von ſtatten. Mennichmal[1]) wil't nich recht ſpringen, un de Wever mut twe,[2]) dre, ok wol ver Stöcker (Liſtſtöcker) in'n Uptoch leggen. Dat Sittelbredd[3]) licht oft ok nich topaß, un ſo gait mennichmal en hêlen Dag hen, bet't in'n Gank kumt. Wen't erſt ördentlich gait, mut en Spöulken maken un Enn's binnen, wenn de Uptoch mal rit;[4]) un de Wever

[1]) Köhler, Jahrb. 3, 161.

[2]) In meiner engeren Heimat war das ſofortige Hineinlegen von Liſtſtöckern die Regel.

[3]) Das Brett, auf dem die Webende ſitzt.

[4]) Man benutzte hierbei die Reſte früherer Aufzüge, die gewöhnlich oben an der Kammlade hingen.

Fig. 20. Das Bespulen.

a. Herstellung kleiner Spulen (für das Weberschiffchen), b. großer Spulen (für das Scheren, S. 112).

ſmit de Schotſpoul un klapt mit de Kamlad', dat man ſin egen Word nich verſtan kan. Bi ſoſtainer aber twindiger (ſechzehner oder zwanziger) Linnen tau't dat fix (arbeitet das Webetau ſchnell), un de Wever mut alle Ogenblick nalaten (das Garn nachlaſſen, mit Hilfe des Nachlaßbaumes); aver bi finer Linnen, as achtuntwindiger aber gar verdiger, gait't man lankſam.

An das fertig gewebte Stück wurden Strippen genäht, dann „ſtrippte" man es mit Pflöcken zu vierwöchigem Bleichen auf dem Raſen des Grashofes „auf." Alle acht Tage wurde es, in ein altes Laken geſchlagen, in Holzaſche gekocht und geſpült und die Lauge auf der Bük-bank mit dem Bük-holt[1]) entfernt. Das vierte und letzte Mal kochte man das Leinen in grüner Seife. War es in heißem und kaltem Waſſer geſpült, wurde es zum Trocknen auf das Rick gehängt. Dann packte die Hausfrau das Stück mit Stolz in den Leinenkoffer, in heimlicher Freude für die heranwachſende Tochter oder zum Zerſchneiden für die Dienſtboten (ik mut för de Denſten ſnirn, lautete der Ausdruck).

Im Grashof ſtand oft eine Leinenhütte (Linnen-hütt), in der, beſonders in den Frühjahrswochen, ein Knecht oder eine Magd ſchlief, um die ausgebreiteten Leinenſchätze zu bewachen. Die Hütte beſtand aus zwei Spann Sparren; ſie war mit Stroh gedeckt und ſo hoch, daß ein Menſch gerade aufrecht hineingehen konnte. In ihr ſtand der Tiefe nach ein Bett, neben dem ein ſchmaler Gang zum Aus- und Anziehen der Kleider lief. Vor der Hütte lag der Hund.

Der Leinenſtoff wurde gewöhnlich aus Hanfgarn (hempen Gorn) gewebt; Flachs war, wie erwähnt, ſeltener, und flächſerne Leinewand (fleſſen Linnen) fand höchſtens für beſſere Bettlaken,[2]) die Ärmel der beſſeren Hemden, z. B. der beim Tanz getragenen, und die am Hemd feſtgenähten Kragen der Männer Verwendung. Hanfener Aufzug mit weißwollenem Einſchlage (wullen Inſlag) ergab den Beiderwand (mnd. beider-want „Tuch von Lein und Wolle"), auch Halfwullen genannt. Weiter ſüdwärts, in der

[1]) Über dieſes das Nähere ſpäter (ſiehe Regiſter).

[2]) Dieſes Leinen war weicher als das zwar ſtarke, aber auch ſcharfe Hanfleinen. Vgl. auch S. 92.

Heidmark mit ihrem größeren Schafreichtum, webte man reine Wolle;[1]) im Nordweſten wurden reine Wollſtoffe (Laken), ſoweit man ſie überhaupt trug, ſchon damals gekauft. Aus der Hanfhede wurde, wie teilweiſe ſchon erwähnt worden iſt, das allergewöhnlichſte Leinen gewebt für Säcke, die Sludder- oder Windbüxen (vgl. Fig. 5), Schuten,[2]) d. h. die beim Melken und Futtern getragenen groben Stallſchürzen, grobe Handtücher und Eſcher-laken,[3]) die großen, viereckigen Laken, in denen man Gras oder Blätter heimſchaffte, indem man die Bänder der vier Ecken zuſammenband und das Laken über den Nacken ſchlug.

Die Handtücher wurden teils, wie erwähnt, aus Hede, teils aus Hanf hergeſtellt. Gern wurden aus einer Breite zwei Stücke geſchnitten,[4]) die man dann, zuſammengenäht, über die an einem Höftſtänder des Fletts feſtgehakte Rolle hängte. In dieſem — meiſt hanfenen — Rollhandtuch (Rull-handok) trocknete ſich jeder Hausgenoſſe; am Sonntag Morgen wurde ein neues eingeſpannt; zum Abtrocknen nach beſonders ſchmutziger Arbeit hing wohl ein kürzeres Handtuch aus Hede da. Bei Feſtlichkeiten — einer Hochzeit, Kindtaufe — ſchmückte gern ein Paradehandtuch die Rolle; ſtellenweiſe, z. B. in Brietlingen bei Lüneburg, war es das Zeichen, daß noch kein Wochenbeſuch angenommen wurde. Ein ſolches Paradehandtuch pflegte gleich in der ſpäteren Breite gewebt zu werden, und bei ihm zeigten die Frauen gern durch die Anbringung des beliebten Gänſeaugenmuſters[5]) ihre beſondere Geſchicklichkeit. Zur Verſchönerung diente oft noch ein geſtickter Zwiſchenſatz,

---

[1]) In der Südheide findet ſich dafür der Name „Dreikamm", z. B. Niederſ. 10, 203.

[2]) Vgl. Brem. Wb. IV 722 Schuut = Haut, Fell. Auch die lederne Schürze des Schmiedes heißt in der Heide Schute.

[3]) Das Eſcher-laken hängt mit „Aſche" zuſammen; vgl. Strodtmann, Idiot. Osnabr. (v. J. 1756): Aſchke-doock „ein grob Laken, worauf die Aſche zu liegen kommt, wenn die Wäſcherinnen bühken." (Nach freundlicher Auskunft Dr. Walthers in Hamburg.) Vgl. auch das S. 120 erwähnte Laken.

[4]) Daneben webte man aber auch ſofort in richtiger Handtuchsbreite.

[5]) Es hieß Gansogen-muſter, nicht, wie man erwartet, Gosogen-muſter; Wort und Sache ſtammen offenbar von den höheren Geſellſchaftsſchichten.

der einige Tiere oder Pflanzen aufwies, aber meistens gekauft war.

Aus derartigen besseren Handtüchern stellte man auch Tischtücher her, indem man zwei Bahnen aneinander nähte. Neben dem Gänseaugenmuster war hier das Dickdrahtmuster beliebt, bei dem umschichtig ein schlichter Faden und 4—6 dickere Fäden (doppelter Leinendraht oder dicker Baumwollendraht) durchgeschossen wurden (dickdrahtsch wewen, en dickdrahtsch Laken, en Laken ut Dickdraht wewen). Als besonderes Talent wurde ein Mädchen geschätzt, das das Buntweben[1]) verstand; die Einzelheiten in dieser Hinsicht sollen im Kapitel über die Tracht, zu der nunmehr überzugehen ist, mitgeteilt werden.

Bei der Tracht steht begreiflicherweise die Frauentracht im Vordergrunde. Die einzelnen Stücke der Kopfbedeckung sollen hierbei nur kurz erwähnt und erst hinterher im Zusammenhang näher erläutert werden. Den Abschluß möge die Brauttracht und eine kurze Darstellung der Männertracht bilden.

Die Arbeitstracht.

Das Hemd war nach alter Weise nur mit einem Ausschnitt zum Hindurchstecken des Kopfes (lütt Kopp-lock) versehen, seine Ärmel reichten bis zum Ellenbogen. Über ihm wurde — auch im Sommer, aus übertriebener Furcht vor Erkältungen — ein Untertuch getragen, das aus dem Halsausschnitt hervorsah, im Sommer ein kattunenes, im Winter ein dünnes wollenes. Über das Hemd zog man den ärmellosen, vorn mit Haken un Öschen versehenen Rump von blau gefärbtem oder gedrucktem Leinen (drückt Linnen), im Winter noch über diesen eine gefütterte Ärmeljacke aus Beiderwand, weiter südlich eine aus Wolle. Der an der Seite zugehakte Rock, ebenfalls aus Leinen oder (im Winter) aus Beiderwand, wurde durch ein auf dem Schoß der Jacke oder des Rumps aufgenähtes breites Queder gehalten. Man trug ihn

[1]) bunt wewen wurde übrigens auch vom Hineinweben irgendwelcher Muster in einfarbiges Garn gebraucht.

ſchlicht im Gegenſatz zu dem vielfach gefältelten[1]) Rock der benachbarten ſtadiſchen Gegenden. Stoff und Farbe des Rockes ſtimmte gewöhnlich zu Rump und Jacke, doch wurden auch (zunächſt allerdings wohl nur als Sonntagstracht) geſtreifte Beiderwandröcke mit von oben nach unten laufenden bunten Streifen (ſtripte Röck) getragen.[2]) Bei dieſem Buntweben wurde Wolle, die der Färber gefärbt hatte, eingeſchlagen, etwa einen Zentimeter lang ſchwarze, dann einen Zentimeter grüne, und ſo abwechſelnd weiter. Auch rote und braune Wolle wurde verwebt, und ſo ergaben ſich mannigfache Zuſammenſtellungen; oft wurde auch ein einfarbiger Einſchlag (z. B. einfaches Braun) gewählt. In der Südheide begegnen wir denſelben Röcken: „die Vorliebe der Landbevölkerung für bunte Farben zeigt ſich in den ſelbſtgewebten, aus leuchtend roten, grünen und blauen Streifen beſtehenden Balwand-(Beiderwand-)röcken.[3])

Im heißen Sommer, bei der Erntearbeit, trugen die Mädchen ſich teilweiſe anders. Auf S. 75 (vgl. Fig. 9) iſt dieſer Tracht bereits gedacht worden. Die dort erwähnte „Binderjacke“ hat aber ihre Geſchichte. In noch älterer Zeit trugen nämlich die Mädchen den ärmelloſen Rump, die gewöhnliche Sommertracht, auch in der Erntezeit auf dem Felde und ſchützten, da die Hemdärmel nur bis zum Ellenbogen reichten, den unteren Teil des Armes vor Sonnenbrand und Diſteln durch ſogenannte Sünnärmels (Sonnenärmel), die aus Leinen genäht waren, bis zu den Hemdärmeln über den Arm gezogen und mit dieſen durch ein Band zuſammengebunden wurden. Mit der Zeit ſchaffte man ſich aber ganze Binner-jacken aus ruſſiſchem Leinen an; dieſe waren, da ſie unmittelbar über das Hemd gezogen wurden, kühler, und es arbeitete ſich angenehmer in ihnen als in Rump un

[1]) Im Stadiſchen wird der Rock, nachdem die Falten eingereiht worden ſind, mit altem Leinen bedeckt, dann heiße, eben aus dem Ofen kommende Bröte darauf gelegt. Dieſe bleiben, bis ſie kalt ſind, darauf liegen. Die Falten ſollen ſich dauernd halten.

[2]) Ein ſolcher geſtreifter Rock iſt z. B. bei Suhr, Ausruf in Hamburg, Taf. 33 abgebildet.

[3]) Nach einer Korreſpondenz (Oehnings) aus Celle über Heidetrachten des dortigen Muſeums (Lüneb. Anz. 1. 10. 1902).

Sünnärmels. Der ebenfalls S. 75 erwähnte „Pferdekopf“ (Perkopp) war ein gewölbter, länglicher, mit einem ſchwarzen Samt- oder Atlasſtreifen benähter Strohhut; bei gutem Wetter ſetzten die Mädchen den beſten Perkopp zu Felde auf; überraſchte ſie der Regen, ſo ſchlugen ſie ihn in die Schürze. Wenigſtens im Stadiſchen haben in älterer Zeit die Mädchen ſich ſelbſt Roggenhalme geſchnitten, dieſe gebleicht und daraus die Hüte herſtellen laſſen.[1]) In anderen Gegenden der Heide hatte man Feldhüte aus weißem, über Pappe befeſtigtem Zeug. Noch verſchieden hiervon waren die Flunker-kapotten, nach der Elbe zu Helgoländner genannt, Hüte aus gewölbter dünner Pappe, die mit leichtem Kattunſtoff überzogen war und hinten durch Schnüre zuſammengehalten wurde. Zu Hauſe trug man im ganzen Jahre die zweite Garnitur einer Sonntagsmütze.

Bei der Arbeit wurde ſchließlich eine gefärbte oder eine vom Färber gedruckte blaue Schürze aus ſelbſtgewebtem Leinen, der Platen,[2]) getragen, bei gröberer Arbeit auch Beiderwandſchürzen, die man nicht ſelten aus anderen abgetragenen Kleidungsſtücken zurechtſchnitt; in dieſer Form feiert noch heute gelegentlich der Kirchmantel der Urgroßmutter ſeine Auferſtehung; die uns ſchon begegnete, beim Binden getragene weiße Schürze (Fig. 9, S. 75) hieß de Binnel-platen.

Zu Unterröcken nahm man mit Vorliebe die abgeſetzten oberen Beiderwandröcke. Wohlhabendere trugen mit der Zeit als unterſten Unterrock einen ſolchen aus Bergopſom (Bergen op Zoom). Es war das ein ziemlich teures, aber weiches und ſehr haltbares tuchartiges, gewöhnlich dunkelblaues Gewebe, das von der niederländiſchen Stadt Bergen op Zoom ſeinen Namen hatte; ſpäter trat an ſeine Stelle der Flanell. Als oberſter Unterrock wurde, wenigſtens im Winter, ſtets Beiderwand getragen. Beim Sonntagsſtaat beſtand er oft aus neuem Beiderwandſtoff, oft fand auch ein in der Trauerzeit als Oberrock getragener ſchwarzgefärbter

[1]) Vgl. H. Müller-Brauel, Niederſ. Volkstrachten (Bremen, Schünemann, o. J.) S. 10.

[2]) Mnd. plate (f.) war die eiſerne Bruſtplatte, der Bruſtharniſch; ſpäteſtens im 18. Jahrhundert hat das Wort die Bedeutung Schürze angenommen (Richey, Hamb. Id. und Brem. Wb. III 332).

Beiderwandrock dazu Verwendung. Im Sommer pflegten gedruckte leinene Röcke, die vorher Kleiderröcke gewesen waren, als oberste Unterröcke getragen zu werden.

Die Sonn- und Festtagstracht.

Am Sonntagnachmittag, auch beim Tanz, war die Tracht in Stoff und Schnitt die gleiche wie bei der Arbeit. Doch hatten Rump und Jacke gelegentlich Knöpfe aus einem mit Silber überzogenen Metall, dem Prinzmetall,[1]) und der Rock pflegte unten mit schmalen Samtstreifen besetzt zu sein, die weithin in den Volkstrachten begegnen und sicher einer Mode der höheren Gesellschaftsschichten nachgeahmt sind. Dazu kam ein gekauftes, gewöhnlich kattunenes Brusttuch (Bost-dok), dessen nach hinten fallenden Zipfel eine Stecknadel hielt, ebenso wie die beiden vorderen, übers Kreuz gelegten Enden, ferner niedrige Schuhe[2]) mit Spangen (Spänn', von mnd. dat span). Verheiratete Frauen trugen statt des Rumps stets eine Ärmeljacke.

Hier ist die passende Stelle, über den Metallschmuck, das sogenannte Goldgeschirr, zu sprechen. Diese Gesamtbezeichnung des weiblichen Schmuckes trifft aber erst für die letzte Stufe der Entwicklung zu, denn der Goldschmuck wurde erst allmählich, als die Zeiten besser wurden, an Stelle eines älteren Silberschmuckes Mode. Über der gedruckten blauen Schürze lag ein Gürtel (Lifband) von gemustertem Samt, der bei den Wohlhabenden durch ein rundes silbernes, am Rande abwechselnd mit je einem silbernen Buckel und mehreren Glasflüssen besetztes Filigranschloß, den Lif-haken, zusammengehalten wurde (Fig. 21). An die Stelle von Samtgürtel und Schloß trat später, als die alte spitze Taille der Aristokratie (de Knäp mit'n Snipp) von den bürgerlichen Kreisen auf die Landbevölkerung überging, ein seidener Gürtel,

[1]) In der Heide ist mir das Wort nur in verstümmelten Formen begegnet. Erwähnung des Prinzmetalls z. B. Niederf. 8, 65 (aus dem Alten Lande).

[2]) sige Schoh; bei besonders festlichen Anlässen, etwa bei der Trauung, bestanden sie aus schwarzem Lackleder.

dat Mor-band (d. h. Band aus Moiréeſeide). Seine beiden Enden wurden durch eine goldene Schnalle, wie ſie neuerdings wieder Mode geworden iſt, gezogen und hingen kreuzweis herab;

Fig. 21. Mädchen in Feſttracht.
Samtgürtel (Lif-band) mit Filigranſchloß (Lif-haken), Goldbroche (Dok-nadel), um den Hals ſilberne Ketten (ſülwerne Kern). Zur vollſtändigen Tracht gehört noch ein kreuzweis übergelegtes, mit Nadeln befeſtigtes Bruſttuch (Boſt-dok).

die Schnalle ſaß genau unter der Spitze der Taille, zum Feſtſtecken des Gürtels dienten einfache Stecknadeln oder zwei vergoldete, durch ein Kettchen zuſammengehaltene, rechts und links

von der Schnalle angebrachte Kopfnadeln. Zum vorhin erwähnten Gürtelſchloß trug man eine ähnliche Broche (Filigranarbeit mit Glasflüſſen), ſpäter traten Goldbrochen, die oft mit kleinen Bommeln verſehen waren, an die Stelle. Die Broche hielt gern ein über dem Kragen liegendes ſeidenes Halstuch zuſammen, hieraus erklärt ſich ihre Bezeichnung Dok-nadel.

Den Hals ſchmückten — auch noch in der Zeit des Goldſchmuckes — vier bis fünf ſilberne Ketten: ſie beſtanden aus kleinen, ineinander greifenden Gliedern und wurden hinten durch ein goldenes Schloß, ſeitwärts durch je einen goldenen Schieber zuſammengehalten (ſülwerne Kern mit golle Schüwers).

In der Zeit des Filigranſchloſſes trug man ſilberne, runde, mit einem geſchweiften Metallſtreifen durchzogene Ohrringe. Zum ſpäteren Goldſchmuck gehörten große goldene Ohrbommeln und als Armband ein zierlicher, vom Goldſchmied zu einem Muſter geformter Streifen Goldes, an deſſen beiden Seiten zum Feſthalten am Handgelenk ein Gummiband befeſtigt war.

Als letzter Beſtandteil der Sonntagstracht kommen die von Verheirateten und Unverheirateten ohne Unterſchied getragenen, ſpäter zu beſchreibenden Mützen in Betracht.

Die Kirchtracht

entſprach der geſchilderten Feſttracht,[1]) doch wurden ausſchließlich, alſo auch von den Mädchen, leinene oder halbwollene Ärmeljacken getragen, ſtatt des Kattuntuches von Vermögenden ein buntſeidenes. Auf dem mit beiden Händen gehaltenen Geſangbuch lag das weiße baumwollene Taſchentuch (Snuf-dok). Zur Kirchtracht gehörte ſchließlich ein Kragen und die mit einem Strich verſehene Mütze. Ein Reſt alter Kirchtracht hat ſich wohl nur an einer Stelle erhalten, in dem durch ſeine Beziehungen zur Miſſion bekannten Hermannsburg: dort begegnet man noch einer ſchwarzen Haube mit einem ſehr breiten Strich und hinten herabhängendem ſchwarzen Band.

[1]) Hervorhebung verdient, daß an den erſten Feſttagen, am Grünen Donnerstag und Stillen Freitag Frauen und Mädchen ganz in Schwarz erſchienen und eine ſchwarze Schürze überhaupt Regel war.

Die Abendmahlstracht.

In alter Zeit trugen die Frauen zum Abendmahl ein ſchwarzſeidenes, vorn kreuzweis übergelegtes und mit Nadeln feſtgeſtecktes Timpen-dok (Zipfeltuch). Um den Hals lag eine an den Kragen

Fig. 22. Frau in Abendmahlstracht.

der geiſtlichen Tracht erinnernde Freſ' aus weißem Shirting. Später fielen Tuch und Freſe fort, und ein weißer Kragen und weißes oder ſchwarzſeidenes Halstuch traten an die Stelle (Fig. 22). Die jungen Mädchen trugen die weiße Konfirmationshaube, die

Frauen eine ſchwarze Haube. Statt des weißen baumwollenen Taſchentuches fand ſpäter, wie bei der Hochzeit, ein weißes Mulltuch mit Spitzen Verwendung. Die jungen Mädchen trugen ſtatt der ſchwarzen Schürze, zumal in älterer Zeit, eine weiße; ſtellenweiſe (z. B. im Stadiſchen, in Hermannsburg, bei den Dienſtmädchen des bei Lüneburg liegenden Kloſters Lüne) hat ſich dieſes Weiß der Abendmahlstracht bis in die letzten Jahrzehnte und hier und da vielleicht noch bis auf den heutigen Tag gehalten. Die Wohlhabenden erſchienen beim Abendmahl im ſchwarzen Tuchkleid, ihrem alten Brautkleid. Die ärmeren Frauen und Mädchen begnügten ſich mit ſchwarzem Merino (Mirna).

Seit den vierziger Jahren warf der geſteigerte Verkehr, im Norden beſonders von der Elbmündung her, auch in die Stille der Heide einige Wellen; der Bauer lernte beſſer wirtſchaften und erzielte beſonders durch fleißiges Mergeln höhere Erträge; die Bevölkerung wurde — zumal nach der Verkoppelung — kaufkräftiger; der Goldſchmied und der Kaufmann wurden häufiger aufgeſucht; mit der ſteigenden Kaufluſt vermehrte ſich auch die Zahl der ländlichen Kaufleute, die dem Bedürfnis entſprechend auf eine immer größere Auswahl in Manufakturwaren (Elenwor, Ellenware) ihr Augenmerk richteten. Wie die Männer Samtmancheſter und Buckskin, ſo kauften die Frauen ſchwarzſeidene Schürzen, Bergopſom (vgl. S. 124), beſonders aber dunkelgrüne und braune Woll- und Tuchkleider, wie denn überhaupt die dunklen Farben in der Nordheide beſonders beliebt geweſen zu ſein ſcheinen im Gegenſatz zum äußerſten Süden der Heide, wo die helleren Farben überwogen. So ging mit der Beſſerung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe die Auflöſung der Volkstracht Hand in Hand.

Auch

die Kopftracht

zeigt, wie die Mode um ſich greift. Es wird ſich kaum bezweifeln laſſen, daß die mannigfaltigen Formen der Hauben, wie ſie uns in der Heide entgegentreten, in der Hauptſache erſt im 19. Jahrhundert dorthin gelangt ſind und das Aufkommen gerade der koſtbareren unter ihnen mit den verbeſſerten Wirtſchaftsverhältniſſen

der Heide zuſammenfällt. Wir müſſen uns alſo davor hüten, in ihnen etwa ſehr alte Reſte ländlichen Volkstums zu ſehen; es ſind vielmehr Erzeugniſſe neuerer Mode, und als ſolche ſind ſie, wie in andere Gegenden, auch in die Heide verpflanzt worden.

Bei der Kopftracht finden wir zwei Typen nebeneinander. Die Mädchen und Frauen bedienten ſich einer ſteifen Pappmütze,[1]) die alten Frauen trugen die weiche, bequemere Moppe (Mopp oder Mupp) in Verbindung mit einem ſchnabelförmigen Stirnband.

Unter der Moppe (z. B. auf Fig. 17, S. 101 abgebildet) iſt eine runde, den Hinterkopf bedeckende Mütze aus ſchwarzem Wollzeug zu verſtehen. Sie war rund herum, beſonders aber vorn, mit Wollſpitzen benäht, die Platte am Hinterkopf oft — nicht immer — wattiert; die Mütze wurde unter dem Kinn gebunden oder ſeitwärts zugehakt; hinten hingen zwei Bänder aus Wollſtoff herunter. Zunächſt wurde das Haar ganz zurückgekämmt (riſch oewer'n Kopp), am Hinterkopf zuſammengegriffen und feſtgeſteckt. Über das zurückgeſtrichene, ungeſcheitelte Haar legte man ſo die Binde, daß ſie mit der Spitze auf die Stirn reichte, und band ſie unten am Hinterkopfe feſt; dann erſt wurde die Moppe aufgeſetzt, deren vorderer Rand an die Binde ſtoßen mußte.

Während im Nordweſten die Frauen erſt in vorgerückten Jahren zur Moppe übergingen, ſcheint ſie in anderen Gegenden der Heide auch ſchon in jüngeren Jahren von ihnen getragen worden zu ſein. Das Lüneburger Muſeum beſitzt mehrere runde, weiche Mützen aus Hanſtedt (weſtlich von Lüneburg), die ebenfalls mit Stirnbändern getragen wurden, aber durch ihre koſtbare Ausſtattung die Vermutung nahelegen, daß ſie nicht für den Gebrauch von Greiſinnen[2]) angefertigt worden ſind (Fig. 23).

---

[1]) Die gewöhnliche Bezeichnung der Haube iſt Müz'. Daher auch ſe is ög' an de Müz ſtött (leicht beleidigt), während es von einem Manne heißt: ſe hebbt em an'n Hot ſtött. Aber auch vom Manne ſagt man: He is nich recht in de Müz (übelgelaunt), Dat is em nich na de Müz (paßt ihm nicht).

[2]) Vgl. auch für die Altmark Danneil (Mopp: die Frauenmütze) und für Göttingen-Grubenhagen Schambach (Moppe: eine den ganzen Kopf bedeckende Mütze der Bäuerinnen).

Die Moppe war wohl urſprünglich eine Schlafmütze (vgl. niederl. Mop-muts Nachthaube, engl. to mope träumen, mope Schlafmütze). Von der Heide wurde ſie jedoch nicht als ſolche

Fig. 23. Moppe mit ſchnabelförmigem Stirnband (Kopp-leppen) aus Hanſtedt (mit ſilberdurchwirkter Borte beſetzt). Muſeum in Lüneburg.

übernommen: nur die gänzlich abgetragenen Moppen benutzte man wohl als Nachtmützen, was übrigens oft auch mit den abgenutzten Pappmützen geſchah.[1])

Zur Moppe gehörte, wie bemerkt, die ſchnabelförmige Stirn-

[1]) Über die Moppen und die Taufmoppe der Kinder vgl. S. 1 u. 3.

binde. Die Stirnbinde iſt ſchon ein alter Beſtandteil der Tracht. Schon in mittelhochdeutſcher Zeit bildet ſie zuſammen mit der Kinnbinde das gebende. In der Stadt Lüneburg begegnet 1488 der Ausdruck bende, de men vor det hoved lecht und bendeken,[1]) etwa hundert Jahre ſpäter windelken und parll bindechen.[2]) Dieſe alten Stirnbänder hatten aber noch nicht die Schnabelform. Die Schnabelform erobert, wie von Heyden[3]) gezeigt hat, von Italien im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ausgehend und zunächſt als Trauerſchneppe auftretend, die vornehmen Kreiſe der Kulturländer, wird dann in Deutſchland in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Trauerſchneppe, aber auch in weitergehender Verwendung ein Beſtandteil der Bürgertracht und flüchtet, durch die hohen Puderfriſuren der zweiten Hälfte verdrängt, aus den Städten auf das Land.

Vermutlich iſt die ſchnabelförmige Binde ſpäteſtens im Anfang des 19. Jahrhunderts von der Heide übernommen worden und zwar gleichzeitig mit der Moppe. Die einſtige Beziehung der Binde auf die Trauer war damals ſchon unbekannt. In der Heide nannte man ſie gelegentlich Snipp, eine Bezeichnung, die auf das mnd. ſnebbe, ſnibbe (Schnabel) zurückgeht, weithin in Deutſchland in ähnlichen Formen (Snip, Sneppe, Snippe, Schneppe, Schnippe, Schnepfe) bekannt war und ſich landſchaftlich bis tief in das Jahrhundert belegen läßt, ſo im Bairiſchen, Oſtfrieſiſchen, Göttingen-Grubenhagenſchen. Aber noch häufiger war die Bezeichnung dat Leppken, Leppen, Kopp-leppken, alſo das Läppchen, in demſelben Sinne wie die Bardowieckerin vom Pletten[4]) (vgl. mnd. plet-Lappen und Schambach unter Pletjen, Pletchen) und die Bewohnerin des Wendlandes vom Pletki[5]) ſprach. Die Moppe hat wegen ihrer Bequemlichkeit die

[1]) Buch mit der Kette S. 57, 58. bendeken fehlt im mnd. Wb.; vgl. aber Schambach unter benneken, benneke.

[2]) A 50 (Stadtbibl.), S. 340 (Rückſ.)

[3]) „Die Entwickelung der Trauerſchneppe" (Ill. Frauenztg., Bd. 24, 1897).

[4]) Daher auch die Bezeichnung Pletten-mütz für die Bardowiecker Mütze; Mütze und Stirnband ſitzen übrigens bei ihr zuſammen (Exemplar im Lüneburger Muſeum).

[5]) Exemplar in der Wendiſchen Sammlung des Lüneburger Muſeums (Verzeichnis, Nr. 24).

Pappmütze noch überdauert. In einigen Fällen ist sie sogar — so von der Besitzerin eines in meinem Besitz befindlichen Exemplars — bis nahe an das Ende des 19. Jahrhunderts getragen worden, gewöhnlich dann aber schon seit einigen Jahrzehnten ohne das Stirnband.

Die Pappmütze hieß Snipp-mütz (Schnabelmütze) nach dem vorn spitz zulaufenden Rande, dem genau über dem Scheitel liegenden Snipp, der allerdings hinter der ausgeprägten Schnabelform anderer Gegenden zurückbleibt. Eine Stirnbinde wurde dabei nicht angelegt.

Die Ausstattung dieser Pappmütze war im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch sehr einfach. Schwarzes und buntes Baumwollenband bildeten in der Hauptsache die Zutaten. Erst in den dreißiger und vierziger Jahren begann die Verwendung von Seide, Spitzen und Brokat. Die Form war aber schon damals dieselbe wie bei den späteren Mützen, die nunmehr im Anschluß an eine von mir zusammengebrachte Sammlung näher beschrieben werden sollen.

Die aus drei Stücken (zwei Seitenteilen und dem Kopfteil) bestehenden, aus leichter Pappe zugeschnittenen Mützen wurden inwendig mit weißem Futter versehen und mit einem schmalen Band rund eingefaßt. Unten an beiden Seitenteilen befand sich ein Bändchen (z. B. bei Fig. 24a sichtbar), mit dem die aufgesetzte Mütze vorläufig unter dem Kinn befestigt wurde. Die bisher genannten Teile lieferte die Mützennäherin (Mützen-neierſch): die übrigen Zutaten wurden beim Kaufmann erstanden. So die 7—9 cm breiten Bänder, die am linken Ohr in einer Schleife mit herabhängenden Enden zugebunden wurden. Die Gesamtlänge der beiden Bänder betrug gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ Meter. Das Haar wurde gescheitelt und bis zu den Schläfen hinuntergekämmt; hinten wurde es lose gelassen, um die Hand gewickelt und auf dem Kopfe festgesteckt. Das aufgewickelte Haar trug dann die Mütze, unter der es hinten 4—5 cm heraussah. Dieser sichtbare Teil hieß der Pudel;[1]) jedes Mädchen legte Wert darauf, den schönsten „Pudel" im Dorfe zu haben.

[1]) = Beutel, beutelähnlicher Wulst? mnd. pudel = Beutel, auch ostfries. pudel neben büdel.

Beim Gottesdienſt und bei Hochzeiten waren die Mützen mit einem etwa 1—1½ cm hervorſtehenden Strich aus weißem Tüllband benäht: dagegen wurde dieſer zu Hauſe, am Sonntagnachmittage, bei gewöhnlichen Tanzmuſiken nicht getragen; über den Strich der Trauermützen iſt nachher zu ſprechen. Von der Näherin wurde

Fig. 24. Frauenmützen.
a. Knüppels-müß (Spitzenmütze, Kirchtracht). b. Silberbrokatmütze aus dem Nordweſten. c. Silberbrokatmütze aus der Gegend von Suderburg.

ein fortlaufendes Glanzgarnmuſter hineingeſtickt und der Strich dann geſtärkt und durch die Rillen der Knippmaſchine gezogen; ſchließlich wurden die Fältchen (Knippen) mit einem Faden durchzogen, der beim Aufſetzen ſtraff angezogen wurde, damit ſich der Strich feſt anlegte.

Eine Braut bekam eine ganze Schachtel voll Mützen mit. Der Lüneburger Patriziertochter wurde am Ende des 16. Jahr-

hunderts[1]) eine goldene Haube mit vier Reihen Perlen und fünf weitere Hauben (eine goldene oder goldene und silberne, eine von Gold und Seide, eine seidene und zwei weiße) mitgegeben: seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde die Tochter des wohlhabenden Heidbauern etwa mit einem Dutzend Mützen, vielleicht zur Hälfte Seiden- und Brokatmützen, ausgesteuert. Also auch in der Kopftracht greift damals, ebenso wie in Kleidung und Schmuck, der Luxus um sich.

Die erwähnten Mützenschachteln verdienen eine nähere Erörterung. Sie haben nicht nur ihrer Zeit das ihnen anvertraute Gut geschützt, sondern es auch nach dem Aussterben der alten Tracht zusammengehalten und aufbewahrt. Wer nach altem Kopfputz sucht, wird gut tun, zunächst immer nach diesen Schachteln zu fragen. Zwischen Holzwürmern und Kellerasseln, die sich inzwischen eingenistet haben, pflegt der gesuchte Schatz unbeschädigt dazuliegen. Diese — länglichrunden — Schachteln wurden beim Kaufmann, also in einer benachbarten Stadt oder beim Landkaufmann, wo schon ein solcher vorhanden war, erstanden. Die Kaufleute pflegten die Schachteln „satzweise" (zu einem Satz gehörten 4—6 Stück) von auswärts, wie behauptet wird, aus Thüringen, zu beziehen. Es zogen aber auch auswärtige Händler herum und verkauften die Schachteln unmittelbar an die Frauen und Mädchen. Die Schachteln waren bunt angestrichen, der Deckel mit Blumen oder Figuren bemalt, oft auch mit einem Spruch versehen. Eine aus Hollenstedt stammende und jetzt mir gehörige Schachtel, die ersichtlich für katholische Gegenden bestimmt war, zeigt die Gottesmutter mit dem Jesuskinde. Im Museum zu Harburg[2]) befinden sich Schachteln aus Artlenburg, Jesteburg, Lürade, also Orten der Heide oder ihrer Nachbarschaft; die aus Lürade zeigt ein Liebespaar im Gespräch:

„Ich bin die liebe Frömmigkeit" —
„Dort mit hats noch lange Zeit."

Eine andere unbestimmter Herkunft hat die Aufschrift:

„Mein hertz und dein hertz ist ein hertz,
Im Jahr Christi 1795."

---

[1]) A 50 (Stadtbibl.), S. 340 (Rückf.)
[2]) Vgl. den Katalog Nr. 125 ff.

Im Muſeum zu Lüneburg iſt eine mit der Jahreszahl 1796; die dort aufbewahrten Exemplare ſtammen durchweg aus dem Wendlande, denn der Criwitzer Johannismarkt, der Lüchower Oſtermarkt, der Markt zu Satemin werden in den Aufſchriften erwähnt. Da heißt es z. B.:

„Auf dem Lüchower Oſter Markt
Ich in dich verliebet ward“

(dazu ein Bild: er führt ſie ſpazieren), oder:

„Weil die (!) Schwein iſt fett und ſchön,
Will ich mit ihr langſam gehn“

(dazu als Bild ein Bauer, der eine Sau treibt), oder:

„Liebe Mich Wie ich Dich“

(mit einem Liebespaar). Danach ſcheint an manchen Stellen der Burſche dem Mädchen eine derartige Schachtel zum Geſchenke gemacht zu haben.

Was

die einzelnen Arten der Mütze

betrifft, ſo ſchicke ich die Bemerkung voraus, daß im Nordweſten die durch Fig. 24a und b wiedergegebene Form weit verbreitet war. Bei der Sonntagsmütze, die, wie ſchon geſagt, nach einiger Abnutzung bei der täglichen Hausarbeit getragen wurde, war in der Mitte des oberen Kopfteils (an der Stelle, die bei der im übrigen noch nicht hierher gehörigen Haube Fig. 24a hervortritt) ein Stück buntgeblümtes Seidenzeug angebracht; um dieſes lief in Form eines Dreiecks eine ſchmale ſchwarze Spitze. Die übrige Mütze war mit ſchwarzem Atlasband benäht. Zum Binden dienten bunte Seidenbänder.

Von der Sonntagsmütze verſchieden waren die Kirchmützen, die man aber auch bei Hochzeiten trug. Zu dieſen gehörte einmal die Fig. 24a abgebildete Knüppels-mütz, d. h. Spitzenmütze (von mnd. knuppels Spitzen, vgl. nd. knuppeln = klöppeln). Die ganze Pappe war mit bunter Seide beſetzt, über dieſer lag, nur in der Mitte einen kleinen Raum freilaſſend, wo die bunte Seide voll zur Wirkung kam, ſchwarze Spitze. Der Farbe des ſeidenen Beſatzes entſprach die der Bindebänder: bei der abgebildeten Haube z. B. ſind beide blau. Zu der Mütze gehörte ein Strich.

Bei anderen Kirchmützen war die Pappe mit schwarzer oder grüner Seide, auch wohl mit Samt übernäht. Auf dem oberen Kopfteil und den Seitenklappen lagen Messing- oder Blechornamente, die rote Glasflüsse umschlossen, auch runde Plättchen, die durch Kantiljen (Fransen, frz. cantille) verbunden waren. Über die Mütze zog sich schwarze Spitze, die den Metallschmuck des Kopfteils in der Hauptsache freiließ. Zu der Mütze gehörte buntes Bindeband und Strich. Ihren Namen hatte sie von dem Metallschmuck; man nannte derartige Mützen nämlich Blank-mützen und unterschied de Gel-blanke und de Witt-blanke, je nachdem die Ornamente (de Zieraten) aus Messing oder Blech bestanden. Noch wertvoller als die Blankmützen waren die mit Gold- oder Silberbrokat überzogenen, etwa 4—6 Taler kostenden Mützen; eine solche hieß de Golle, de Sülwerne. Fig. 24b zeigt eine Silberbrokatmütze: zwischen den breiten Brokatstreifen lugen oben und seitwärts Messingornamente durch, die aber hier spärlicher als auf den eigentlichen Blankmützen angebracht sind. Zu der Mütze gehörte außer dem Strich Bindeband von wechselnder Farbe. Natürlich waren die Blank- und Brokatmützen empfindlicher als die schlichte Kirchmütze, und der Himmel mußte schon besonders freundlich herabschauen, wenn er die Kirchgängerinnen in diesem Schmucke sehen wollte; hüt is Blankmützenwer — mit diesem Ausdruck meinte man deshalb das denkbar schönste Wetter, und Blankmützendag' hießen im besonderen die zweiten Festtage, an denen mit Vorliebe die Blank- und die Brokatmützen aufgesetzt wurden.

Die Abendmahlsmütze zeigt einen Unterschied zwischen Mädchen- und Frauenmütze. Die schon bei der Konfirmationsfeier erwähnte Mütze der jungen Mädchen war mit weißem Atlas überzogen. In der Mitte faßte weiße Spitze in Form eines Dreiecks ein Stück des Atlas ein; auf anderen, kostbareren umgab sie ein Stück weißgeblümter Seide. Diese kleidsame Mütze trugen die Mädchen bei der Einsegnung und dann ständig wieder zum Abendmahl, dazu weißes Bindeband und Strich. Bei der Frauenmütze war das Modell mit schwarzer Seide (oder Moirée) überzogen; darüber lagen, die Mitte freilassend, Spitzen; dazu kam schwarzgeblümtes Seidenband und Strich. Auch diese Mütze hieß wie die eine Art der Kirchmützen Knüppelsmütze.

Digitized by Google

Die Trauermützen.

Die in tiefer Trauer getragenen bedeckte schwarzseidener duffer (glanzloser) Taft; in der Mitte waren sie mit einem größeren oder kleineren Stück schwarzen Tuches (swatt Laken) besetzt. Dazu gehörte glanzloses Band, ferner (zur Kirche) ein schlichter Strich. Bei Halbtrauer wurde das glänzendere Atlasband verwendet. Die Mitte zierte dann ein mit Spitze umgebenes Stück Seide. Dazu trug man geblümtes schwarzseidenes Band mit Strich.

Der gleichmäßigen, ausnahmslosen Verwendung dieser Kopftracht standen natürlich die ungleichen Vermögensverhältnisse im Wege. Die ärmeren Mädchen und Frauen brachten es nur selten zu einer Blankmütze, oft genug nicht einmal zu einer einfachen Kirchmütze, sondern trugen zur Kirche die mit einem Strich versehene Sontagsnachmittagsmütze.

Die geschilderte Kopftracht ist weithin in der Heide zu treffen, aber auch darüber hinaus (z. B. in der Winsener und Neuhäuser Elbmarsch) begegnen strichweise ähnliche Mützen. Andere Gegenden der Heide zeigen dagegen abweichende Formen: beispielsweise trug man in der Umgegend von Suderburg runde, sehr kleine Mützen mit um so breiterem Tüll- und Spitzenvorstoß (vgl. Fig. 24c). Westlich des Westerbecker Moors wurden die sogenannten Stürtjenmützen[1]) getragen; die Bezeichnung gehört offenbar zu Stîrt (mnd. stert Zipfel) und bezieht sich auf die drei Paar Bänder, die je 40, 80 und 120 cm lang herunterhingen, während die auf das aufgetürmte Haar gesetzte Kopfform nur klein, etwa 14 cm breit, war. Überhaupt scheinen im Süden die beiden Bänder zum Binden im Gegensatz zu anderen Gegenden gleiche Länge gehabt zu haben. Doch all diese, vielfach von Willkür und Zufälligkeiten abhängenden Verschiedenheiten des Kopfputzes beweisen nur die Herrschaft der Mode.

In den siebziger Jahren wurden die Pappmützen und in der Hauptsache auch die Moppen aufgegeben: die Frauen gingen zu der aus Band und Spitzen hergestellten städtischen Putzmütze über,

[1]) Nach G. Wrede in Niederf. 10, 203 und näherer schriftlicher Auskunft desselben.

die jungen Mädchen begannen das Haar geflochten und zum Neſt aufgeſteckt zu tragen (in Horen to gahn). Heute, wo die Gegenſätze zwiſchen Stadt und Land noch mehr verwiſcht ſind, wo die Wellen der ſtädiſchen Moden ſich nicht erſt ein oder mehrere Menſchenalter ſpäter, ſondern faſt gleichzeitig über das flache Land ergießen, herrſcht die jeweilige ſtädtiſche Friſur.

Die Brauttracht.

Auch die Brauttracht zeigt den Einfluß der ſtädtiſchen Mode. Am Ende der ſechziger Jahre wurde die Tracht, wie Fig. 25 ſie zeigt, verdrängt. Dem ſchwarzen Orleans- oder Tuchkleid folgte das ſchwarzſeidene, der mit ſeidenen Bändern geſchmückten Krone der Myrtenkranz; auch die oberhalb der Taille befeſtigten Sträuße aus künſtlichen Blumen und buntem Bande wurden durch Myrtenſträuße mit weißen Atlasbändern erſetzt. Zu der alten Tracht gehörte ferner eine ſchwarzſeidene Schürze (de ſirn Platen), die mit breitem Samt und Spitzen beſetzt war, außerdem ein kleines weißes Halstuch, über dem die ſilbernen Ketten lagen. Zur Trauung trug die Braut mit gefalteten Händen das Geſangbuch, auf dem Geſangbuch lag ein Mulltuch.

Das Haar war hochgetürmt und in einen Knoten gebunden, daran die Krone mit Haarnadeln befeſtigt; ſtellenweiſe nähte man ein kleines Stück Geld in den Kranz, die Frau hatte dann ſtets Geld im Hauſe.[1]) Die Stirn umgab ein Samtband. Die Breite der Kronenbänder entſprach derjenigen der Mützenbänder, Roſabänder mit grünen oder weißen Blumen waren beſonders beliebt. Die Höhe der Krone betrug etwa 15 cm. Ihre Herſtellung erfolgte in der Weiſe, daß ein Drahtgeſtell mit Futter überzogen und an dieſem die künſtlichen Blumen und die ſich zitternd bewegenden Flittern (Bewers) feſtgenäht wurden. Neben der kleinen, oben offenen Form der Krone in Fig. 25 begegnet eine höhere, oben geſchloſſene, die einem Bienenkorb ähnelt. Die Bänder waren im Süden der Heide durchweg länger, ſie fielen dort etwa bis in die

[1]) Anderwärts (in Moisburg, Germania 37, 115) wurde ihr Salz und Brot vor der Trauung in die Taſche geſteckt.

Kniegegend herab. Während im Nordweſten die an ſogenanntem Silberſchlangendraht befeſtigten Perlen[1]) klein waren, erreichten ſie in anderen Gegenden die Größe eines Taubeneies, ſo an der aus Weſtergellerſen bei Lüneburg ſtammenden Krone (Fig. 26). Die Kronen wurden im Pfarrhauſe hergeſtellt und aufbewahrt und gegen Entgelt ausgeliehen; ähnlich war es in vielen Gegenden Deutſchlands, und ſchon bei Voß birgt die Kommode von Luiſens Mutter unter anderem

„die flitternden Kronen,
gewünſcht von den Bräuten des Dorfes."

Fig. 25.
Brauttracht im Kirchſpiel Hollenſtedt (Koſtümpuppe).

Über den Urſprung der Krone hat neuerdings Hottenroth (II 177) behauptet, ſie ſei „ohne Zweifel von Haus aus ein ſlawiſches Erzeugnis." Aber der Hinweis, daß ſie noch heute vorzugsweiſe in ſlawiſchen Gegenden verbreitet ſei, beweiſt für die Herkunft der bekanntlich auch über ganz Deutſchland, von den Alpentälern bis zu den Nordſeeinſeln, verbreiteten Krone wenig, er iſt höchſtens für das zähere Feſthalten der Slawen an alter Tracht zu verwenden. Vielmehr iſt mit Weinhold anzunehmen, daß die Sitte des Brautkranzes römiſchen Urſprungs und durch die Vermittlung der Kirche üblich geworden iſt; aus dem kirchlichen Urſprung aber erklärt ſich ungezwungen die gleichmäßige Verbreitung über germaniſche und ſlawiſche Gegenden.

Der Weg, den die Krone bei ihrer Wanderung zurückgelegt hat, ſteht im allgemeinen feſt; erfreulich war es mir, ihre Spur auch im

[1]) Die Hauptbezugsquelle der Perlen und des Silberſchlangendrahts war das noch jetzt beſtehende Geſchäft von Cordes in Hamburg, vom Volke Perlcordes genannt.

alten Lüneburg zu entdecken. In mittelhochdeutſcher Zeit dient die Krone neben dem ſchapel als Brautkranz, aber auch ſonſt als Kopfſchmuck der adligen Jungfrau, wie beiſpielsweiſe auf Föhr[1]) noch um 1820 die Krone bei der Arbeit und mit einigen Änderungen

Fig. 26. Brautkrone aus Weſtergellerſen. Muſeum in Lüneburg.

bei der eigenen Hochzeit getragen wurde. Dann hält ſie ihren Einzug in die Städte, zunächſt jedenfalls als Schmuck der Patriziertöchter. Die erwähnten Lüneburger Quellen des 15. Jahrhunderts kennen die Brautkrone nicht. Dagegen ſcheint in den letzten Jahr-

[1]) Vgl. Hottenroth II 198.

zehnten des folgenden Jahrhunderts unter der weiblichen Jugend Lüneburgs ob der Berechtigung, die Brautkrone zu tragen, ein Streit entbrannt zu sein. Wenigstens verordnet der Rat,[1]) daß dieſe Brauttracht hinfort ein ausſchließliches Vorrecht der Sülfmeiſtertöchter und derer von den Geſchlechtern ſein ſolle; während es dieſen Bräuten auch freiſtehen ſoll, ſtatt „under der Cronen“ ſich mit einem „zimlichen Perln Crantz“ trauen zu laſſen, wird in allen anderen „folgenden und geringeren Ständen“ die Krone „abgethan und vorpotten“ und ſtatt ihrer „eine andere junckfrowliche zimliche und ehrliche Zierung [etwa der Perlenkranz] vorgonnet.“ Die Zeit, in der die Krone ſich die Heide erobert hat, läßt ſich nicht beſtimmen.

Die Männertracht.

Die Männer begnügten ſich an den Arbeitstagen mit ungefärbten Stoffen; ſtrichweiſe wurde das ganze Jahr hindurch Leinen getragen, in anderen Gegenden trat im Winter Halbwolle oder Wolle an die Stelle. An die Weſte mit zwei Reihen blanker oder ſchwarzer Knöpfe ſchloß ſich die über den langen Strümpfen zugebundene Kniehoſe mit gleichen Knöpfen am äußeren Knieſtück. Über die Hoſe wurde oft im Sommer zur Schonung, im Winter auch zum Schutz gegen die Kälte die Sludder-büx, über die Weſte der blauleinene Kittel gezogen. Vor dem Viehfuttern warf der Knecht eine kurze Überjacke aus ſelbſtgewebtem greiſen oder blaugefärbten Leinen oder aus Beiderwand mit einer Reihe ſchwarzer Knöpfe, das For-hem,[2]) über; es ſollte verhindern, daß die Pferde an den weißen Hemdsärmeln herumſchnubberten und ſie beſudelten.

---

[1]) A 50 (Stadtbibl.), S. 339 (Rückſ.) und 354 (Rückſ.).

[2]) D. h. „Futterhemd“ (von foërn, mnd. voderen = füttern; „Hemd“ hier im Sinne von Kleidungsſtück.) Vgl. auch Ten Doornkaat I 541 fôrhemd Futterhemd, Unterjacke, Bruſttuch. Die Niederſ. 8, 369 gegebene Ableitung des „Futterhemds“ der Jamunder in Pommern von dem roten Unterfutter iſt verfehlt. Auch die Unterjacke der Mädchen hat früher ſtellenweiſe die Bezeichnung Foder-hemd geführt; ſo ſchreibt der aus Fehmarn ſtammende Joachim Beccau 1719 (Niederſ. 9, 160):

Bei der Feldarbeit trug man einen abgenutzten cylinderförmigen Filzhut, das Spint, weiter im Süden einen Dreimaſter, dre-eckten Hot. In weitem Umkreis um die Stadt Lüneburg, auch in der Winſener Marſch, im Wendland, in Bardowieck, war die Soewen- oder Negendalersmütz verbreitet, eine ziemlich hohe Schirmmütze von Seehundsfell (Sel, vgl. mnd. ſel Seehund). Weſtlich des Weſterbecker Moors in der Südheide, bei den ſogenannten Hinnermoorsken (den hinter dem Moor Wohnenden), waren ſchirmloſe ſchwarze Pelzmützen von der Haut der jungen, tiefſchwarzen Heidſchnuckenlämmer (Lämmerſch-meuſchen, vgl. mnd. muſche aus lat. almucium = die Kappe) in Gebrauch.[1]) Außerdem muß in der Heide — nach Abbildungen Suhrs[2]) zu ſchließen — auch ein dunkler, breitkrämpiger, halbhoher Hut getragen worden ſein. Die gewöhnliche leichte Kopftracht, ſchon der Schulknaben, war die Zipfelmütze (vgl. Fig. 5), die im Winter gern über beide Ohren gezogen und von Erwachſenen unter dem Hute getragen wurde, die Klingbüdels-mütz oder Kepitel-mütz.[3])

Bei feſtlichen Gelegenheiten, etwa beim Tanze, am Sonntagnachmittage, wurden dieſelben Stoffe, aber blaugefärbt getragen. Um den Hals wurde ein dünnes, buntes Tuch gebunden. An den Knieen und auf den niedrigen, weit ausgeſchnittenen Schuhen waren dann Spangen befeſtigt; neben den Schuhen begegnen Stulpſtiefeln. Getanzt wurde in Hemdsärmeln. Zur Kirche zog man über die — im Süden oft aus buntem Kattun hergeſtellte — Weſte eine ſehr kurze blaue Jacke mit zwei Reihen derſelben Knöpfe, die im Schnitt der Alltagsjacke entſprach und auch Forhem hieß. Zum Abendmahl wurde ein — oft geliehener — langer ſchwarzer oder

---

Dat Foderhemd ſitt dy ſo ſchicklich in de Follen (Falten),
Un drepelck an de Lief, aſ't diner Moder ſatt,
Do ſe noch Jumfer was.

Wie wir ſehen werden, iſt in der Lüneburger Heide die Bezeichnung allmählich auf die ähnlich ausſehende Sonntagsjacke der Männer übertragen worden.

[1]) G. Wrede in Niederſ. 10, 203.

[2]) z. B. Ausruf, Taf. 11 u. 41.

[3]) Der zweite Ausdruck bezeichnet eigentlich wohl die Mütze, die das Kapitel, die Stiftsherren, beim Gottesdienſt herumgehen läßt.

blauer Lakens-rock[1]) mit einer gleichen, auch wohl einer gelben hirschledernen oder mancheſternen Kniehoſe getragen; die zugehörige langſchößige Weſte erreichte faſt die Länge des Rockes. Im äußerſten Süden, in der Celler Gegend, ſcheint — nach den Modellfiguren des Celler Muſeums — in der Feſt- und Kirchtracht die rote Weſte mit Meſſingknöpfen eine beſondere Rolle geſpielt zu haben. Die oben erwähnten Hinner-moorsken[2]) trugen kurze, weißgefütterte Jacken und Hoſen aus oft ſelbſtgefärbtem Dreikamm (S. 121, Anm. 1) mit einem Schlitz an der Außenſeite.

So viel über die Männertracht. Sie iſt in der Heide wie weithin im weſentlichen nur das erſtarrte Rokokokoſtüm. Auch in der Heide wiederholt ſich die bekannte Erſcheinung, daß die Männer dem Modiſchen gegenüber eine geringere Widerſtandskraft gezeigt und eher als die Frauen die Volkstracht aufgegeben haben.

Den ſauren Wochen folgten die frohen Feſte, dem Tage und ſeiner Arbeit die Erholungsſtunden des Abends. In zwei Reihen hintereinander — wie anderwärts in Deutſchland — zogen die Burſchen und die Mädchen durchs Dorf und auf der Landſtraße dahin, und feierlich klangen die im Winter in der Spinnſtube (bi't Rad) geſungenen Lieder durch die lauſchige Stille von Dorf und Flur.

Neben dieſen ſtimmungsvollen und ſich forterbenden Liedern der Spinnſtube ſtanden die flacheren, leichteren Lieder des Tanzſaals. Die Muſikanten vermittelten dieſe modernen Erzeugniſſe der Stadt dem Lande, und manches Lied wanderte dann natürlich vom Tanzſaal ins Haus und auch auf das Feld mit. Fortgeſetzt drangen neue Weiſen und Texte ein; die älteren wurden bald vergeſſen, nur einige haben ein zäheres Leben gehabt.

An Gelegenheit zum Tanzen fehlte es nicht. So war am zweiten Tage der großen kirchlichen Feſte regelmäßig im Kirchdorfe Meſik, und zwar gewöhnlich, wenn das Dorf mehrere Gaſtwirte hatte, gleichzeitig bei allen. Nach der Kirche begann der

[1]) Einen ſolchen trägt auch der Strumpfverkäufer aus der Heide bei Suhr, Taf. 11, während der Honigverkäufer aus der Lüneburger Heide, Taf. 41, die kurze Jacke zeigt.

[2]) G. Wrede in Niederſ. 10, 203.

Tanz, aber es iſt auch vorgekommen, daß der zum Nachmittagsgottesdienſte ſchreitende Pfarrer, den Tanzlärm hörend, unter die entſetzten Muſikanten trat und Ruhe gebot. Auch die etwaigen Scheibenſchießen brachten Tanzmuſiken, und ſelbſt ohne derartige Anläſſe wurden ſie dann und wann von geſchäftseifrigen Wirten veranſtaltet. An den Tanzmuſiken beteiligte ſich nur die junge Welt, die Söhne und Töchter, Knechte und Mägde, wie noch heute. Außerdem gab es die ſogenannten Kaffeebälle, zu denen die Verheirateten beſonders eingeladen wurden, häufig mit der ſcherzhaften Bemerkung: Bringt man dat Hus up 'n Boen un ſmitt de Ledder in 'n Sot[1]) (in den Brunnen); aber die Jugend gab auch bei dieſen Veranſtaltungen die Haupttänzer ab. Dazu kamen der Jahrmarkt, das Erntefeſt, der Faſtnachtsabend und die Hochzeiten. Außerhalb des Kirchdorfes wurde auch oft ohne obrigkeitliche Erlaubnis eine Tanzmuſik abgehalten. „So geſchah es denn auch (ſchreibt der S. 10 angeführte Heidebewohner), daß ſie das Tanzen nicht frei hatten. So kam der Vogt ..... aus H. und wollte einen Fang machen. Wenn der ins Dorf kam, das wurde verraten. Gleich wurde der Spieltiſch (Muſikantentiſch) hinter den großen Feuerherd geſtellt, die Branntweingläſer und Kröſe (Bierkrüge) weggeſetzt, und die Leute flüchteten in N. N. ſeinen Holzhof. War der Vogt weg, ſo kamen die Leute wieder. Der Spieltiſch und die beiden Muſikanten darunter wurden hinter dem Herd herausgeholt, die Gläſer und Kröſe wieder hingeſetzt, und ſo war alles wieder mobil." Was die hier erwähnten „beiden Muſikanten" betrifft, ſo ſei bemerkt, daß Violine und Baß die Inſtrumente der Tanzmuſiken waren; bei Hochzeiten traten Clarinette und Blechmuſik hinzu. Bei dem Tänzchen, das Knechte und Mägde dann und wann am Sonntagabend auf dem Flett veranſtalteten, begnügte man ſich ſchon mit einem geblaſenen Kamm.

Man unterſchied bunte und runde Tänze (nu gift 'n Bunten, 'n Runnen). Für die erſteren, die dem altdeutſchen Reihentanz entſprechen, gab und giebt es auch die Geſamtbezeichnung Kuntra

[1]) Faſt gleichlautend bei der Einladung zur Hochzeit im oldenburgiſchen Saterland (E. H. Meyer 172); unter Hus iſt aber das Haus, nicht „der Hausrat", wie Meyer meint, zu verſtehen. Man ſoll das ganze Haus auf den Boden bringen, da alle erwartet werden, alſo niemand auf das Haus paſſen kann!

(= Contretanz), zu der man noch den besonderen Namen hinzusetzte. So tanzte man einen Cuntra Twetritt, Cuntra Dretritt und Cuntra mit de Windmoehl; später traten die Schottskedrilje (frz. quadrille) und die Française hinzu. Für das niedersächsische Trachtenfest in Scheessel (am 24. und 25. September 1904) stellte die Einladung flotte „Bunte" in Aussicht: Schottisch-Kadrillje un Kuntrahupsa, Föftehalfturigen un Kuntraachterrüm, Windmüller un Kuntradreetritt. Auch in der Südheide werden neuerdings alte Tanzweisen wie Lustig vörn Disch und Achterhalfturig mit en Nahklapp besonders gepflegt und so lebendig erhalten oder erneuert (vgl. Niedersf. 9, Heft 11).

Der Cuntra mit de Windmoehl hatte beispielsweise seinen Namen von einer sich mehrfach wiederholenden Tour, bei der die Tanzenden eine Windmühle darstellten. Die vier Mädchen jedes Carrés, jeder Petê (Partie), traten mit dem Rücken zusammen und waren die Windmühle, die vier Tänzer drehten sich als Flügel, in die Hände klappend, um sie herum. Die bunten Tänze, zumal die älteren, wurden wenigstens teilweise mit Gesang begleitet. Diese Texte waren vielfach nur Einfälle der Musikanten, wie diese denn auch mit Vorliebe an den betreffenden Stellen mitsangen. Aber auch die Burschen stimmten ein, und die Mädchen sahen nicht selten verlegen drein, denn salonfähig waren die Texte nicht immer.

Diejenigen Paare, die bei einem Rundtanz getanzt hatten und nun hintereinander stehend ausruhten, bis die Reihe wieder an sie kam, hielten, wie der Ausdruck lautete, „Solo"; hier liegt anscheinend eine Begriffsverschiebung vor, denn Solo (allein) läßt vermuten, daß diese Wendung ursprünglich von solchen, die allein tanzten, gebraucht und erst später auf die Pausierenden übertragen worden ist.

Heute überwiegen die Rundtänze, und zwar so, daß auf mehrere (etwa drei bis vier) erst ein Contretanz folgt. Vor fünfzig Jahren stand man dem altdeutschen Gebrauche, der bekanntlich nur Reigen kannte,[1]) noch näher: man tanzte nur bunte Tänze, hinterher folgte dann wohl ein kurzer Rundtanz. Vier Paare stellten sich beim

[1]) Über das Aufkommen der Rundtänze (in Ditmarschen um 1550) vgl. E. H. Meyer 159.

„Cuntra“ oben vor dem Muſikantentiſch auf. Derjenige, der den Tanz beſtellt hatte, warf ein Vierſchillingsſtück auf den Muſikantentiſch, außerdem gab jeder der drei anderen Tänzer einen Doppelſchilling. Die übrigen Carrés tanzten umſonſt mit. Bei dem folgenden Tanze wurde das erſte Carré das zweite, und das frühere zweite hatte die Ehre, bawen vör'n Diſch to danzen, und zahlte dafür. So ging es weiter. Es gab aber auch ſolche, die ſich nicht nach oben drängten und dieſem Ehrgeiz auch nicht huldigen konnten, ſondern den Abend und die Nacht umſonſt dem Tanze huldigten: eine derartige Runde pflegte ganz unten bei der Großen Tür, bis wohin die Tanzbrücke gewöhnlich nicht reichte, auf der bloßen Diele zu tanzen, und ſolche Tänzer hießen deshalb Mull-dänzers. Das war die gute alte Zeit, in der man das teure Tanzgeld von heute noch nicht kannte und, wie ein ergrauter Bauer gelegentlich meinte, mit einem Schilling in der Taſche (ſoviel koſtete nämlich ein Schnaps) ein frohes Tanzfeſt mitmachen und doch „ehrlich“ bleiben konnte.

Getanzt wurde durchweg linksum. Burſchen und Mädchen waren, wie früher bemerkt, wenigſtens bei den ſommerlichen Tanzmuſiken in Hemdsärmeln. Daß der Tänzer ſtundenlang mit demſelben Mädchen tanzte, war die Regel. Daher traten die Tänzer zum Contretanz für ſich an, ohne Tänzerin; ihr Händeklappen genügte, daß ſich bei jedem ſeine Partnerin einfand. Die Mauerblümchen tanzten, wie der Volkswitz ſagte, mit Stänner-fritz (Ständerfritz) un Bank-jehann oder Bank-hans oder mit Lur-up un Stah-man (Laure auf, Steh nur).

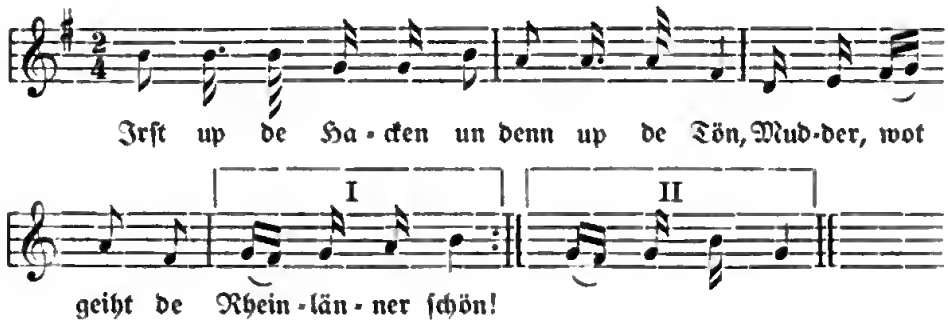
Unter den zum Teil aus dem Hochdeutſchen herübergenommenen Singweiſen waren folgende beſonders beliebt: Lott' is dot, O Du lewer Auguſtin, As unſ' Großvader de Großmudder nöhm, Giſtern Awend wür Vadder Michel dor. Nach der Melodie von „Feinsliebchen unter dem Rebendach“ erklang der Walzer:

Hatten Lena mit de Newelkapp,[1])
Kiek mal to'n Finſter rut,
Mak apen mal din Etelſchapp (Eßſchrank),
Min Magen bellt gans lut.

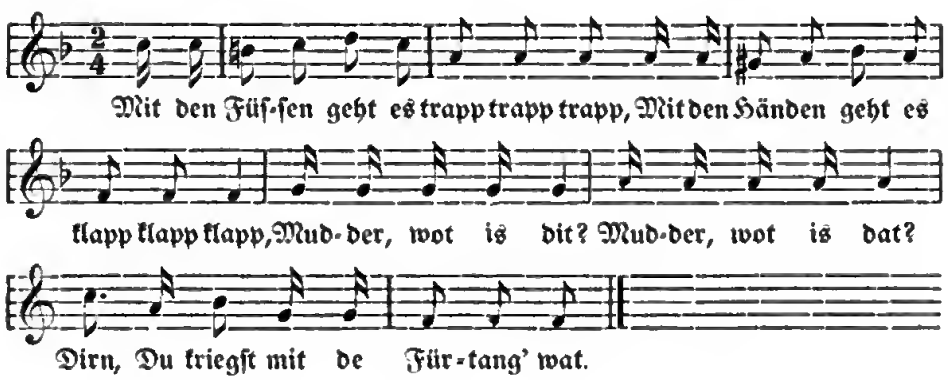
[1]) Die im Winter getragene Nebelkappe beſtand aus gefüttertem Wollatlas und war mit billigem Pelz verbrämt. Sie bedeckte Kopf und Nacken und wurde unter dem Kinne zugehakt oder zugebunden.

Un wenn Du noch wot oewer heſt,
So lang man her den leſten Reſt!
Hatten Lena mit de Newelkapp,
Kiek mal to'n Finſter rut!

Ein Rheinländer war:

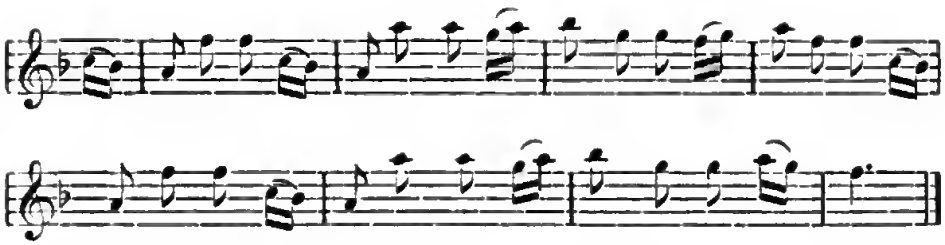


In vorgerückter Stunde tanzte man gern den Finger-ſchotts. Die Paare traten hintereinander an, indem Tänzer und Tänzerin ſich anſahen:



Bei trapp trapp trapp wurde aufgeſtampft, bei klapp klapp klapp in die Hände geklatſcht, die folgende Zeile mit ſchalkhaftem Drohen des rechten und dann des linken Zeigefingers begleitet (woher der Name des Tanzes ſtammt), bei der Schlußzeile drehte man ſich.[1]) Daran ſchloß ſich ein kurzer Rundtanz ohne Geſang nach folgender Muſik:

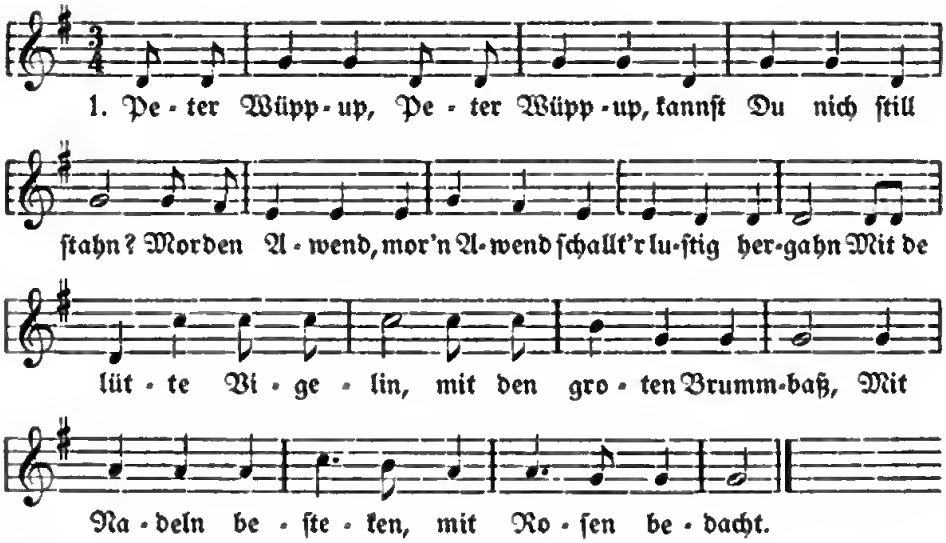
[1]) In anderen, leider nicht näher bezeichneten Gegenden der Lüneburger Heide ſang man auch den Anfang plattdeutſch: Mit de Fäuten trapp trapp trapp, Mit de Händen klapp klapp klapp (Niederſ., Nr. vom 1. Febr. 1903).



Nach dieſem Rundtanz trat man aufs neue an. —

In derſelben Weiſe ſtellten ſich die Tanzenden bei dem nach Text und Weiſe wohl bekannten Liede „Herr Schmidt, Herr Schmidt, Was kriegt denn Julchen mit?“ auf, doch ſo, daß die untere Hälfte des Saales freiblieb; bis etwa zwanzig Paare konnten ſich nach den gewöhnlichen Raumverhältniſſen beteiligen. Mit Vorliebe wurde der Tanz verlangt, wenn die Feſtfreude ihren Höhepunkt erreicht hatte, auch als letzter Tanz. Neben dem hochdeutſchen Text wurde auch ein derberer niederdeutſcher geſungen. Bei dieſem „luſtigen“ Tanz pflegten alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen, Burſchen und Mädchen, auch die ſich vom Platze erhebenden Muſikanten, mitzuſingen. Tänzer und Tänzerin hatten ſich kreuzüber bei den Händen gefaßt. Der eine Fuß war vorgeſtellt: „Herr Schmidt“, die Fußſtellung wurde gewechſelt; „Herr Schmidt“, wieder Wechſel der Fußſtellung; „Was kriegt denn Julchen mit“, dreifacher Wechſel, und ſo fort. Bei der zweiten Hälfte (’n Schleier und ’n Federhut Der ſteht dem Julchen gar zu gut) rutſchte man, indem man die Hände ohne Kreuzung ineinander legte, die Diele hinab und hinauf, bis die Tour aufs neue begann. Laute Juchzer begleiteten den Geſang und die ſprunghaften Schritte, die Mützenbänder der Frauen und Mädchen flatterten, und in die hellen Töne der Violine miſchten ſich die dumpfen des Brummbaſſes und der auf den beiden Seiten der Diele in den Ställen ſtehenden Kühe. Alte Frauen erzählen noch heute mit Begeiſterung von dieſem Tanz, dem „Rutſcher“. „Wot würen we man nich vergnögt in unſ’ linnen, drückten Röck un de Jungens in ehr Hemmsmaugen, ewenſo vergnögt as nu up de groten Saalen (den großen Sälen) un in ſiden un halfſiden Kleder!“

Ein Walzer war folgender Tanz:[1])



2. Hans, hür ins, Hans, hür ins, unſ' Wittkopp hett'n Kalf,
Hett'n Kohkalf, hett'n Kohkalf, gift'n Stewel vull Melk.
Unſ' Großmudder ehr Gôtheit (Güte) kummt ok noch rup de Del,
Hett'n Mütz up, hett'n Band an von de achtteihnſterhalf El.

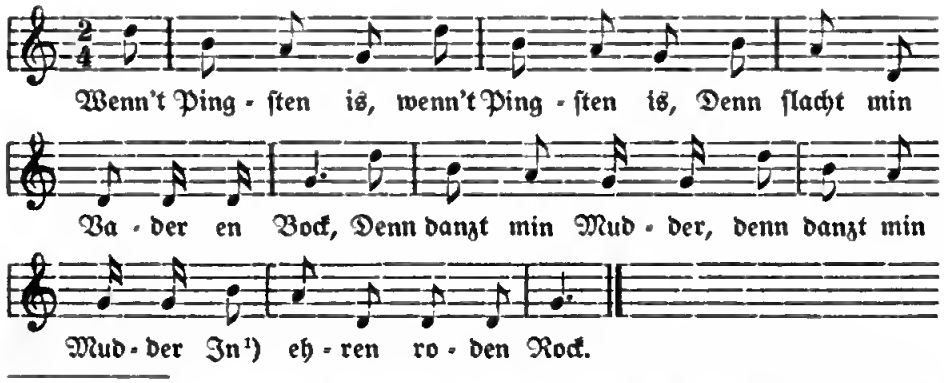
3. Eija poleija, wot weiet de Wind?
Achter unſen Huſ' dor ſtünn ſo'n grot Ding,
Harr ſunn' lang'n Snawel un harr ſunn' lange Ben,
Heff in min Lewen ſunn' Dings noch nich ſehn.

4. Achter unſ' Backhus dor danzen por Zegen,
Mudder, wot wullt Du Din Dochder mitgewen?
Twintig Por Tüffeln un dörtig Por Schoh,
Dor lat ſe mit reiſen na'n Kuckuck hinto.

Ein wohl den meiſten Leſern bekanntes Tanzlied, das ebenfalls den Kindern vorgeſungen wurde, war: Hänsken ſet in 'n Schoſtên un flickte ſine Schoh.[2]) Ein anderes war:

[1]) Vielleicht handelt es ſich um zwei Lieder; jedenfalls wurden ſie nach derſelben Weiſe getanzt. Ich gebe den Text wieder, ſoweit er mir einigermaßen feſtzuſtehen ſcheint; auch die Reihenfolge der Strophen iſt zweifelhaft. Str. 3 und 4 waren vielleicht einſt ein Wiegenlied.

[2]) Vgl. Böhme Nr. 578, Niederd. Liederbuch (Hamburg und Leipzig 1884) S. 53 und zur Überlieferung ebenda S. 104.



[1]) In Weferlingen (a. d. oberen Aller, außerhalb der Heide) ſang man: Denn krieg ik en nien Rock (Niederſ. 8, 288). Zu dem Text vgl. auch Böhme I Nr. 617.

Der folgende Vers:

Danz mit mir, danz mit mir,
Ik heff ſunn' bunten Platen für.
Mit mi ok, mit mi ok,
Min de is von Kammerdok[1])

gehört nach Böhme (II Nr. 178) zu dem weithin nachweisbaren Mädchenreigen der „naſſen Brücke" (Nr. 170 ff.). Die Mädchen drehten ſich im Kreiſe und ſangen:

Es regnet auf der Brücke,
Und alles das war naß;
Es hat mich was verdroſſen,
Ich weiß wohl was.

Darauf paarweiſer Tanz, indem die obigen Worte geſungen[2]) wurden, deren Anfang bei Böhme lautet:

Komm, tanz mit mir, komm, tanz mit mir,
Ich hab' ne bunte Schürze für.

Zu den mit Tanz verbundenen jährlich wiederkehrenden Feſten gehörte der Jahrmarkt des Kirchdorfes (dat Mark). Ein Karuſſel und ein halbes Dutzend Buden waren aufgeſchlagen. Beſonderen Zuſpruch von den Mädchen und Frauen hatte der „Bandjude",

[1]) Batiſt, eigentlich Tuch aus Cambray in Frankreich (mnd. kamer-dôk).

[2]) Nach der Weiſe „Lott' iſt tot", Böhme S. 706. Die Reime ſprechen dafür, daß die beiden erſten Zeilen urſprünglich hochdeutſch (mir: für), dagegen die beiden letzten (ôk: Dôk) ſofort niederdeutſch waren.

der oft in Ermangelung eines Zeltes auf einer Scheunendiele seine Waren ausgelegt hatte. Um die Hüte des Stadtkaufmanns rissen sich die Mädchen; jedes wollte den schönsten Perkopp erstehen. In allen Wirtshäusern war Tanz, auf der Diele oder im oberen Stockwerk des Speichers, zu dem man auf schmaler Treppe emporklomm. In den einzelnen Bauerhäusern waren regelmäßig Verwandte und Bekannte von auswärts; mit ihrer Abspeisung hatten die Hausfrauen den ganzen Tag zu tun, so daß ihnen selbst die Festfreude in unliebsamer Weise beschränkt wurde — ein Umstand, der neben der zunehmenden Zahl eingesessener Kaufleute später an vielen Stellen zur Abschaffung des Jahrmarktes geführt hat.

Dem Karneval entsprach der Fastlam oder Fastabend (eine Zusammenziehung des mnd. vastel-avent, das sich an einigen Stellen der Heide noch erhalten hat). Auch der Ausdruck Notenber (Genossenbier, vgl. S. 79, Anm.) kam und kommt dafür vor, weiter südlich auch Bu(e)rn-ber. Gefeiert wurde am Sonntag und Montag; anderwärts wurde am Sonntag alles vorbereitet und von Montag bis Donnerstag Mittag gefeiert. Während das Fest heute lediglich ein Tanzvergnügen ist, war es früher wenigstens mit einem volkstümlichen Bestandteil verbunden. Am zweiten Tage zogen die jungen Leute mit einigen Körben, die Musik voran, um die Mittagszeit ins Dorf. In den einzelnen Häusern tanzten sie unter sich und baten dann um Gaben, Eier und Würste. Schließlich ging es zum Wirtshaus, wo sie sich die Gaben bereiten ließen und verzehrten. Allmählich fanden sich die Mädchen, auch die verheirateten Leute, ein — und nun begann der Tanz. Stellenweise (z. B. in Emmelndorf bei Hittfeld) war es Sitte, am Schluß des Festes, Donnerstag Mittag, eine gefüllte Branntweinflasche einzugraben, die bei der nächsten Fastnacht wieder hervorgeholt wurde; anderwärts (z. B. in Rade bei Hollenstedt) geschah dieses am Erntefest; man nannte diesen Akt, der sinnbildlich das Ende der Feier vorführte, den Fastlam (den Ohrendag) ingrawen.

Ein Volksfest im besten Sinne des Wortes war das Erntefest, der Ohrendag.[1]) Man feierte das Fest nicht wie heute, wo

[1]) In der Südheide begegnet der Name Vergoden-deel (z. B. Niederf. 9, 308). Der letzte Busch Roggen, den man umtanzte, bevor er abgehauen wurde, hatte dort den Namen Vergodendeels-struß (Zeitung 1902),

es ebenfalls zu einer bloßen Tanzerei herabgesunken ist und nur noch der Erntekranz und das bekränzte Orchester an den eigentlichen Zweck erinnern, bei einem Gastwirte, sondern abwechselnd in den Bauerhäusern. Hatte in dem einen Jahre der Besitzer von Haus 1 das Fest, so im folgenden der von 2, und so fort. Auf der Großen Diele wurde eine Tanzbrücke gelegt, etwa an der Grenze zwischen Diele und Flett kam der lange Musikantentisch zu stehen. Es wurde geschlachtet und gebacken. Alles war für Geld zu haben; nur das Bier und den Koem (Kümmel, Branntewein) hielten die Burschen selbst, beides gab es umsonst. Dafür hatte aber jeder, mit Ausnahme der auswärtigen Frauen und Mädchen, einen bestimmten Betrag zu entrichten; selbst die einheimischen Mädchen zahlten (8 Schilling) und gaben außerdem noch etwas für das Papier und Gniddergold des Erntekranzes.

Über dem Musikantentische war ein Tannengewinde angebracht, in dem man bunt durcheinander Roggen- und Haferähren, Buchweizen, Wurzeln, Steckrüben, Runkeln, Vogelbeeren, Blumen und Äpfel sah. Auf der Diele hingen geliehene Lampen am Boden, der wegen der Feuersgefahr gewöhnlich durch Koken-platen (Kuchenplatten) geschützt war.

Der Hauptschmuck war die Erntekrone; schon tagelang vorher hatten die Mädchen sie in dem Hause, an dem das vorjährige Erntefest begangen worden war, und in dem auch die Reste der letzten Krone aufbewahrt wurden, hergestellt. Über zwei etwa 60 Centimeter langen Querhölzern erhoben sich die Bügel (gewöhnlich Tonnenreifen). Diese wurden mit Tannenzweigen, Vogelbeeren, Ähren und Buchsbaum bebunden und an ihnen Bänder aus buntem Papier befestigt, die mit allerlei zurechtgeschnittenen Figuren aus Gniddergold benäht waren. Auch an den Querhölzern wurde Tannengrün befestigt, und Vogelbeerketten und Vögel (ausgepustete Eier, mit Kopf und Schwanz versehen und mit Gold- und Silberpapier beklebt) schaukelten darunter.

Am Nachmittage des ersten Tages, des Sonntags, wurde in

---

d. h. Strauß, der den Anteil der hier als Erntegöttin auftretenden Frau Gode bildete. Von diesem Strauß, der übrigens in älterer Zeit wohl nicht abgehauen wurde, sondern stehen blieb, ist der Name auf das ganze Fest übertragen worden.

feierlichem Zuge — die Muſikanten voran, die Burſchen und Mädchen dahinter — der Kranz abgeholt. Auf einer Stange trug man ihn zum Feſthauſe, wo er mittelſt einer Stricköſe am Boden aufgehängt wurde. Und nun flog das junge Volk der Schnitter zum Tanz, und zu ihnen geſellten ſich die Alten. Am anderen Vormittag durften Knechte und Mägde, wenn das Vieh gefüttert worden war, ausſchlafen; es war ja ihr Feſt. Am Nachmittag begann die Feier aufs neue. Zum Schluß ging es an das Plündern des Kranzes. Die Kinder wurden hinangehoben; jedes pflückte, was es bekommen konnte, heraus.

Wenn in der Heide der Mutter ſtatt des erwarteten Söhnchens ein Mädchen beſchert wird, meint ſie wohl mit einem verbreiteten Troſtwort: Dor kann 'n de Jungens mit fangen. Und die „Jungens" laſſen und ließen ſich fangen, und auch das Mädchen ohne Schönheit fand ſeinen Liebhaber.' Dor is ken Putt ſo ſchef, dor paßt 'n Deckel up und — De Lew fallt towilen up 'n Roſenblatt, towilen up 'n Kohklack. Es hieß auch: Dat is man 'ne ulle ſlechte Dirn, de kenen Broegam hett. Es hängt eben vom Mädchen ſelbſt zum Teil ab, ob ſie einen Mann bekommt: Dat is nich allên 'n Gottbeſcheren, dat het ok: Mäken, dreih di dor nah! Wie ſah nun das Ideal der Bauerſöhne aus? Rothaarige Mädchen, enen Voß (Fuchs), mochten ſie nicht leiden, die waren falſch,[1]) die hatten „einen im Sinn." Ein geſundes Mädchen mußte es ſein, rejalig (reell), un düchdig arbeiden müß ſe künnen[2]) un 'n beten inne

[1]) Vgl. auch W. Schröder, De plattd. Sprückwörder-Schatz Nr. 846: Rohde Haar un Ellernholt waßt up keenen gooden Grund.

[2]) Der Vorwurf der Trägheit (de ull Dirn arbeit nich) war einer der ſchlimmſten für ein unverheiratetes Mädchen; nach einem ſolchen pflegte „keine Nachfrage zu ſein," ja die Dorfmädchen ſelbſt verachteten und verhöhnten ſie.

Melk to krömen (zu brocken) hemm'n, d. h. eine Ausſteuer, ein paar Kühe und Schweine und etwas Geld mitbekommen; un ſchier un ſlank müß ſe wen, ken ulle Slentertaſch.

Lütt un dick
Hett ken Schick,
Slank un klen (zierlich, in der Taille)
Dat lett ſik ſehn.

Ein anderer Vers ſagte:

Kopp glatt, Fot glatt
Is de halwe Brutſchatt. [1])

Die Frage, ob er und ſie gut miteinander auskommen würden, war von untergeordneter Bedeutung. In einem Läuſchen des Heidedichters Friedrich Freudenthal, dem „Upgebot", fragt der Paſtor einen Bauern, der ſeine Verlobung anzeigt und aufgeboten werden will: Un hett dat Mäken ok enen goden Charakter? Ward Se ok glücklich mit ehr lewen? und erhält die Antwort: Ja — a, Herr Paſtor, dar is mi nich bang vör — ſe weet mit Kalwer un Swin got ümtogahn. Stellenweiſe bedeutete „Charakter" in der Heide ſo viel wie eigenſinniges oder aufſäſſiges Weſen und wurde ſo beſonders mit Bezug auf die Dienſtboten gebraucht. Beſcheidenheit, Gehorſam und Arbeitswilligkeit waren eben ſelbſtverſtändliche Dinge, dagegen wurde Eigenſinn und Aufſäſſigkeit als etwas Beſonderes, als eine Abweichung von dem Typus der dienenden Jugend empfunden und daher mit „Charakter" bezeichnet. So wurde denn ein Mädchen, in dem „ein Charakter ſteckte", eher gemieden als begehrt.

Die Mädchen teilten die junge männliche Welt in zwei Gruppen: die einen mochten die Sinnigen (Verſtändigen, Ruhigen) lieber, die anderen die Bratſchigen (Derben, Ausgelaſſenen). Bezeichnenderweiſe tritt der einzige Reſt der Wortſippe „Treue, treu", das Wort tro-hattig, faſt nur in der Verbindung en trohattigen Burßen auf; das war und iſt in der Heide die Bezeichnung für den treuen Liebhaber. Gemiſchte Ehen waren in dieſen rein

[1]) In Bülſtringen an der Ohre (Prov. Sachſen):
Köppken glatt un Fäutken glatt,
Mäkens beſte Middegaft (Niederſ. 9, 16).

lutheriſchen Gegenden an ſich ſo gut wie ausgeſchloſſen, aber der Volkswitz hat ſich doch gemüßigt geſehen, auch hier ſein Urteil abzugeben:

Twe Glowens up enen Küſſen,
Dor ligt de Düwel mirden (mitten) twüſchen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mannigfacher Volksglaube dieſen erwartungsvollen Lebensabſchnitt erfüllt. Das Mädchen muß die Katzen, die Lieblingstiere der altgermaniſchen Liebesgöttin, gut füttern, damit an ſeinem Hochzeitstage die Sonne ſcheint. Regnet es dann doch, ſo fehlt es auch nicht an einem Troſte: Wenn't de Brut in 'n Kranz regent, denn regent dat Glück rin. Kochendes Aufwaſchwaſſer und drei brennende Lampen in einem Raume deuten auf eine heimliche Braut. Löſt ſich bei einem Mädchen das Schürzenband, ſo daß die Schürze wegzufallen droht, ſo freit „er" mit einer andern. Spitze und ſcharfe Gegenſtände dürfen Verliebte ſich nicht ſchenken, da die Liebe durch ſie zerſchnitten wird. Ißt ein Mädchen den unterſten Brodknuſt, den Brumm-knuſt, ſo ſind die „Jungens" fortgeſetzt brummig zu ihr; ſollen ſie mit ihr ſcherzen, ſo muß ſie den oberſten, den Lach-knuſt, eſſen.[1]) Ein Spinngewebe bezeichnet man als ein grot Brutlaken.[2]) Durch ein eigenartiges Mittel verſchafft ſich das Mädchen über den Zukünftigen Aufſchluß: wenn ſie in einer Erbſe zehn Erbſenkörner findet, ißt ſie neun und legt das zehnte unter den Süll (die untere Lage) der Stuben- oder Haustür. Der Anfangsbuchſtabe vom Vornamen desjenigen Mannes, der zuerſt hinübergeht, iſt der Anfangsbuchſtabe vom Zunamen ihres einſtigen Mannes. Dieſelbe Wirkung erzielt man, wenn man ein im Grobbrod gefundenes heiles Roggenkorn dorthin legt.

[1]) Man glaubt auch, daß das Eſſen dieſer Knüſte auf das Mädchen ſelbſt dieſe Wirkungen übe.

[2]) In Markoldendorf (Südhannover): Da hänget mal 'n graut Briutlaken, Niederſ. 8, 390. Im Stadiſchen (z. B. zwiſchen Stade und Cuxhaven) deutet man ſolches Spinngewebe als einen großen Brutſleier. Verwandt iſt der aus dem Braunſchweigiſchen (Andree 296) bezeugte Glaube, daß viel Spinnen in den Häuſern viel Freier der Jungfern bedeuten, anſcheinend deshalb, weil eine Braut beſonders eifrig ſpinnen und weben muß. Wie hier die Spinnen als „Vörlat" der Braut zu faſſen ſind, ſo das Spinngewebe als „Vörlat" des Brautlakens oder Brautſchleiers.

Ein bemerkenswerter und ähnlich auch anderwärts [1]) begegnender Brauch ist der folgende: wird einem Burschen das Mädchen, mit dem er schon halb und halb verlobt gesagt wurde, weggeheiratet, so wird ihm von den schadenfrohen anderen Burschen nachts ein Bienenkorb aufs Haus gesetzt; genau so ergeht es einem Mädchen im umgekehrten Falle.

In der Regel sollen die Mädchen einer Familie der Reihe nach sich verloben. Wird ausnahmsweise eine jüngere zuerst gefreit, so entschuldigen die Bekanntenkreise das mit der launigen Bemerkung: de Üllst is so lang' in 'n Backawen schawen.

Oft fand sich das Herz zum Herzen, er tanzte mit ihr und erschien zum Fensterln (wür achter ehrn Finster). Oft war der hartnäckige Wille der Eltern maßgebend; der Tochter wurde vorgeredet: dat is en gode Frê,[2]) und gewöhnlich heiratete dann das Geld das Geld; se sünd tohop snackt, sagte die Welt. Manche Ehe stiftete der Freiwerber oder die Freiwerberin.

Wollte ein Bauersohn heiraten, so schickte er den Freiwerber zu seiner Erkorenen, wenn er sich vorher nicht selbst mit ihr versprochen hatte. Gewöhnlich war es der nächste Verwandte. Goden Dag — Goden Dag ok — dann einige gewöhnliche Redensarten und schließlich rückte er mit der Sache heraus: Wüllt Ji uns jon (euer) Lischen don? War der Antrag willkommen, so wurde tüchtig aufgetischt. Der Freiwerber nahm das Jawort gleich mit; für seinen Dienst erhielt er (ebenso eine Freiwerberin) [3]) ein flächsenes

---

[1]) So wird im Kreise Einbeck (Südhannover) in der Brautnacht dem verlassenen Teil ein Strohmann oder ein Strohweib in die Nähe seines Wohnhauses gesetzt, Nieders. 8, 390. In Scheessel (im Stadischen) war es Brauch, daß beim Bekanntwerden einer Verlobung die Altersgenossen der Braut nachts eine Immenkiepe auf den vorderen Giebel des Brauthauses setzten, Nieders. 10, 160.

[2]) = Heirat. Der gewöhnliche Ausdruck für „heiraten" ist frêen daneben kennt man in der Südheide den Ausdruck sik beminschen im Sinne von „sich beweiben," wie schon mnd. minsche, mensche nicht nur „Mensch" bedeutet, sondern auch, und zwar ohne verächtlichen Nebensinn, weibliche Wesen bezeichnet.

[3]) Von einer Frau, die mehrere Schürzen vorgebunden hat, sagt man, sie gehe auf Freiwerberei aus. Über den Grund dieser Ausdrucksweise habe ich nichts Näheres ermitteln können.

Hemd. Auch ſchickten, wenn ein Bauerſohn vor dem Heiraten ſtand, verſchiedene Eltern[1]) Freiwerber hin und ließen ihm ihre Tochter mit näheren Angaben über die Mitgift anſtellen. Oder wenn einer ein Mädchen heiraten wollte, das er nur hatte rühmen hören und ſelbſt nicht kannte (harr noch gor nich mal mit ehr danzt), ſo wurde der Freiwerber geſchickt, um ein Schwein oder eine Kuh zu kaufen. Er ſah die Tiere; das Mädchen erſchien und mußte Auskunft geben; dabei lernte er ſie näher kennen; nun erklärte er, er wolle ſich wegen des Handels beſinnen, und fragte, wenn jene ihm gefiel, die Eltern, ob der und der ſie haben ſolle. Heute iſt die Sitte der Freiwerberei faſt ganz außer Gebrauch gekommen. Der Bauerſohn iſt ſein eigener Freiwerber, und oft ſind die Betreffenden jahrelang heimlich verlobt. Gar nicht ſo ſelten war und iſt die gegenſeitige Heirat zwiſchen Geſchwiſterpaaren verſchiedener Höfe; eine ſolche hieß eine Tûſchfrê (Tauſchheirat).

Die jüngeren Geſchwiſter eines Bauerhofes heirateten vielfach in eine Kötnerſtelle oder den „lütten Stand“, den der Brinkſitzer, Anbauern, Abbauern, ja vereinzelt der Häuslinge. Von den jüngeren Söhnen ſuchten manche ihr Glück in einem andern Berufe, der ſie dann gewöhnlich von der heimatlichen Scholle fortriß. Das Heiraten eines Bauermädchens in einen höheren Stand erweckte leicht Neid, und, gelang es einer ſolchen nicht, ſich in die neuen Verhältniſſe zu finden, fühlte ſie ſich vielleicht gar unglücklich darin, ſo hieß es: Ja, ſo geiht, wenn ut'n Nachtputt en Bratputt ward.

Die Verlobung.

Die Verlobung wurde zweimal gefeiert. Die volkstümliche Bezeichnung war dat Loeft (mnd. lovete).[2]) Das erſte Mal feierte man an einem Sonntag im Hauſe des Bräutigams, wobei die Braut in Begleitung ihrer Eltern und Verwandten den ganzen

[1]) Die Töchter ſelbſt durften ſich natürlich nicht hervorwagen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollten, als fren-dull (heiratstoll) bezeichnet zu werden.

[2]) Die Bezeichnung entſpricht nicht, wie J. Grimm meinte, dem hochd. Braut-lauf(t), ſondern iſt von mnd. loven (laven) = geloben, zur Ehe verſprechen abzuleiten, vgl. meine Beiträge S. 18f.

Beſitz ihres zukünftigen Mannes „beſah“. Der nächſte Sonntag brachte eine gleiche Feier im Hauſe der Brauteltern. War alles zur Zufriedenheit ausgefallen,[1]) ſo wurde die Sache faſt makt. Die Zeit der Hochzeit, auch die Zahl der Einzuladenden wurde feſtgeſetzt; bei großen Hochzeiten wurden oft 3—400, ſpäterhin ſogar bis 700 oder 800 Perſonen geladen, während kleinere Beſitzer oder gar Häuslinge eine entſprechend kleinere Hochzeit gaben. Ringe trug man noch nicht, lieh aber vor der Trauung von der Pfarre zwei tombakne oder Meſſing-Ringe[2]) für Geld, die nachher ſofort wieder hingebracht wurden. Bei der Verlobung wurde auch das Nähere über die Mitgift und etwa nötige bauliche Veränderungen feſtgeſetzt. Daß der Vater des Bräutigams am Tage der Heirat „abgab“ und der Sohn den Hof „anfaßte“, war die Regel. So wurde denn auch der Altenteil der Bräutigamseltern gleich bei der Verlobung beſtimmt, ebenſo die Mitgift der anderen Kinder. Beides, Altenteil und Mitgift, wurde mit Rückſicht auf den Anerben, der bei den dürftigen Verhältniſſen der Heide von vornherein keinen leichten Stand hatte, gewöhnlich knapp bemeſſen. Der Hof mußte lebensfähig erhalten werden, de Hof mutt beſtahn, he kann nich mihr lirn (leiden), dieſem höheren Geſichtspunkt hatten die jüngeren Geſchwiſter ſich unterzuordnen. Auch wenn ein jüngerer Bruder oder eine jüngere Schweſter nicht heiratete, blieb ſein oder ihr Erbteil auf dem Hofe und wurde nicht etwa unter die Geſchwiſter verteilt. Bei der Übergabe des Hofes wies gern ein Verwandter auf jene Bevorzugung hin: Ja, he (der Älteſte) is orig in 'n Böddel na den Anpatt (iſt verhältnismäßig ſehr im Vorteil) vör de Bröder un Sweſtern, um dann abſchwächend, wie einen Troſt für die Geſchwiſter, hinzuzuſetzen: Na, he hett ok all de Laſten, un denn mut he de beiden Olen ok in de Kuhl hegen (bis zum Grabe pflegen).

Mit dem Loeft, der Verlobung, galt jedenfalls in alter Zeit die Ehe bereits als geſchloſſen. v. Hammerſtein (Bardengau, S. 613)

---

[1]) Gefiel ausnahmsweiſe das Geſehene einem Teile nicht, insbeſondere den Brauteltern (der Ausdruck lautete: wenn't in'n Unſchick wür), ſo wurde aus der Verlobung nichts.

[2]) In Hollenſtedt haben ſich Brautleute zuerſt 1857 goldene Ringe geſchenkt.

hebt dieſe alte Volksauffaſſung mit Nachdruck für den Bardengau, der beſonders die Nordoſtheide umſchloß, hervor; die Auffaſſung hat ſich dort bis in die neuere Zeit behauptet: die Verlobten betrachteten ſich als Vermählte, „ungeachtet Trauung und Hochzeit erſt einige Wochen nachher zu kommen pflegten.“ Aber dieſelbe Anſchauung hat auch in dem benachbarten Nordweſten geherrſcht; dort konnte man noch vor einigen Jahrzehnten mit Bezug auf zu früh geborene Kinder die Behauptung hören: Dat Kind ſtammt von 't Loeft. Hierbei ſei bemerkt, daß die Kinder, wohl in der ganzen Lüneburger Heide, der Storch (de Äbä) bringt; die unehelichen Kinder führt der Volkswitz — jedenfalls im Nordweſten — auf den Eſel zurück: dieſer nieſt ſie nämlich hinter den Zaun (dat Kind hett de Eſel achter'n Tun prôſt).

Waren die Höfe der Braut- und Bräutigamseltern gutsherrſchaftliches Beſitztum, ſo hatten dem amtlichen Ehekontrakt Verhandlungen mit dem oder den betreffenden Adligen voranzugehen. Der Gutsherr mußte die Übertragung des Hofes an den heiratsluſtigen Anerben und die Heirat ſelbſt genehmigen. Dafür war eine beſtimmte Erlaubnisgebühr[1]) zu entrichten. Ebenſo hatten ſich die Eltern der Braut zu bemühen, daß die Gutsherrſchaft das der Tochter als Brautſchatz und Abfindung Zugedachte genehmigte. Das betreffende Aktenſtück hieß ein „Ablobungsſchein.“[2]) Ich laſſe einen derartigen Schein, 1834 von der Gutsherrſchaft in Bötersheim (Kr. Harburg) ausgeſtellt, hier folgen:

Actum Bötersheim, den . . . . . 1834.

Von dem zu den Gütern Bötersheim gehörenden M.ſchen Hofe zu . . ., welchen ſeit 1810 . . . . als Interims-Wirth cultivirte und der ihm mit der Bedingung zugeſchrieben, daß er dieſe Stelle nach Ablauf von 24 Jahren an ſeinen Stiefſohn . . . . . übergeben ſolle, erſchienen: der Interims-Wirth . . . . . ., der Stiefſohn desſelben . . . . . und deſſen zweite Schweſter . . . . . ., welche Letztere ſich bis auf prieſterliche Einſegnung mit . . . . . zu . . . bereits verlobt hat. Sie wünſchten

[1]) z. B. zwei Reichstaler Kaſſenmünze als Stiefelgeld, ein Reichstaler als Brauthemdgeld. Das ius primae noctis iſt jedenfalls ſtellenweiſe, wenn auch nur de facto et absque iure, ausgeübt worden.

[2]) Offenbar, weil der Vater darin gelobte, der Tochter von ſeinem Beſitztum das und das „ab“zugeben. Für gewöhnlich bedeutet af-lawen etwas anderes, nämlich „geloben, etwas abzuſtellen, zu unterlaſſen.“

nunmehr, den Brautſchatz und die Abfindung für dieſelbe zu beſtimmen und die Genehmigung der Gutsherrſchaft zu derſelben zu erhalten.

Demnach erhält .... bey ihrer Verheuratung aus der Stelle: Sechs Stück Rindvieh, Sechs Schweine, Zwanzig Schaafe, Sechszehn Himpten Roggen, Zwanzig Reichsthaler Caſſen Müntze, ferner ein Ehrenkleid, nebſt Kiſte und Kiſtenpfand[1]) nach Ortsgebrauch; wovon Ein Stück Rindvieh, ein Schwein, Kiſte und Kiſteupfand gleich bey der Verheuratung, das Uebrige aber, ſo wie es die Reihe trift, erfolgen ſoll.

Da nun die ältere Schweſter ..... (geb. ....) zu .... einen gleichen Brautſchatz und Abfindung erhalten hat und ....., 25 Jahre alt, ebenfalls als demnächſtiger Annehmer des Hofes damit einverſtanden ſich erklärt hat, ſo iſt dabey nichts zu erinnern befunden und wird hiedurch die Genehmigung der Gutsherrſchaft ertheilt.

Bald darauf begaben ſich die Beteiligten auf das Amt, um dort „ſchreiben zu laſſen". Die Eheſtiftung oder Eheberedung wurde aufgeſetzt; auch der Ausdruck Verſchreibung war dafür geläufig, weil gewöhnlich der Braut für den Fall, daß der Mann ſie kinderlos hinterließ, der Hof verſchrieben wurde.

Als Beiſpiel folgt die Eheberedung desſelben Brautpaares.

Eheberedung zwiſchen ...., Sohn des verſtorbenen Herrſchaftlichen Halbhöfners ..... aus ...., als Bräutigam, und ...., Tochter des verſtorbenen von Weyheſchen Vollhöfners .... aus ...., als Braut. Actum Moisburg, den ..... 1835.

Das vorgedachte Brautpaar erſchien vor hieſiger Hausvoigtey, und zwar der Bräutigam in Beiſtand ſeines Stiefvaters und zeitigen Interimswirths auf der elterlichen Stelle, ... aus ..., und ſeines Vormundes, des Kleinköthners .... aus ...., die Braut aber in Beiſtand ihres Stiefvaters, ... aus ..., ihres Bruders ..... daher und ihres Vormundes, des Vollhöfners .... daher, und gab zu vernehmen, wie ſie die ſich gegenſeitig verſprochene Ehe nächſtens durch prieſterliche Trauung vollziehen laſſen wollten, der zeitlichen Güter wegen aber Folgendes unter ihnen verabredet und beſchloſſen worden ſey.

1.

Die Braut heirathet zu dem Bräutigam auf ſeine ihm nach dem Anerberechte zuſtehende elterliche Halbhöfnerſtelle zu ...., welche ihm

[1]) Kiſten-pand = „allerhand Sachen, die man in den Kaſten pflegt zu verwahren, z. E. ungeſchnitten Leinwand und dergl." (Brem Wb. II 777). Vgl. mnd. kiſten-ware die in Kiſten oder Truhen bewahrte Ausſtattung der Braut und das gleichbedeutende kiſten-gerede.

nach abgelaufenen Mahljahren[1]) von seinem vorgedachten Stiefvater und Interimswirth ..... aus .... und seinem erstgedachten Vormund[2]) ..... aus .... hiermit mit Schuld und Unschuld[3]) übergeben wird, und bringet demselben alles dasjenige zu, was sie von Elternwegen zu hoffen hat und ihr laut Ablobungs-Schein de dato Bötersheim den ..... 1834 verschrieben worden ist, und zwar:

Sechs Stück Rindvieh (u. s. w. wie oben S. 161 bis „erfolgen soll").

2.

verpflichtet sich der Bräutigam, seinem als Häusling zu .... verheiratheten Bruder, ..., die noch rückständige Abfindung als: 3 Rinder, 2 Schweine, 4 Himten Rocken und 10 Thaler Cassenmünze folgendermaßen abzutragen: Martini 1835 3 Thaler Cassenmünze, Martini 1836 1 Rind, Martini 1837 1 Schwein und 4 Himten Rocken, Martini 1838 3 Thaler, Martini 1839 1 Rind, Martini 1840 1 Schwein und 2 Thaler, Martini 1841 1 Rind, Martini 1842 2 Thaler, ferner seiner noch unverheiratheten Schwester ..... folgende Aussteuer zu verabreichen:

4 Rinder, 4 Schweine, 8 Himten Rocken, 10 Schaafe, 15 Thaler Cassenmünze, ein Ehrenkleid, ein volles Bette und Kiste und Kistenpfand, wovon am Hochzeitstage eine unter den obigen vier Rindern mit begriffene[4]) Kuh, ein Schwein, 4 Himten Rocken, 5 Schaafe, 10 Thaler Cassenmünze, das Ehrenkleid, das Bette und Kiste und Kistenpfand erfolgen, alles Uebrige aber binnen den nächsten zehn Jahren nach ihrer Verheirathung abgetragen werden solle. Ueberdem soll sie das im Hause befindliche, vom Interimswirth ... angeschafte Webetau am Hochzeitstage erhalten.

3.

Hinsichtlich des Altentheils für den (so!) jetzt angehenden Altentheilsleuten, ... und dessen Ehefrau ...., verwittwete ..., geborne ..., behält es dabei sein Bewenden, was dieserhalb in der zwischen diesen errichteten Ehestiftung vom 23. May 1821 bestimmt und festgesetzt worden ist. Es ist jedoch unter den Contrahenten die Vereinbarung getroffen, daß die dem Altvater verschriebenen 6 Himten Hafer Aus-

---

[1]) Mahljahre sind die vom Gericht (mnd. mâl Versammlung, mâlstat Gerichtsstätte) festgesetzten und nach der Volljährigkeit des Anerben bemessenen Jahre der Interimswirtschaft.

[2]) Im Texte „seines Vormundes".

[3]) Vgl. mnd. unschult = das Nichtschuldigsein; es wird oft mit dem Gegensatz schult verbunden, „um den ganzen Inhalt eines Besitztums nach seiner negativen und positiven Seite zu bezeichnen."

[4]) Die Brautkuh, von der noch zu sprechen sein wird. Diese soll nicht noch besonders, außer den vier Rindern, verlangt werden, daher dieser Zusatz.

ſaat nicht in 6 einfache (ſo!) Himten, ſondern in 6 doppelte Himten oder 12 einfache Himten beſtehen ſolle und daß, wenn die Altentheiler ſich mit den jungen Leuten an einem Tiſche nicht vertragen und die ihnen verſchriebene kleine Stube beziehen ſollten, auch außer den (ſo!) ihnen alsdann verſchriebenen Altentheil noch die benöthigte Feurung und Licht von dem Beſitzer der Stelle unentgeldlich verabreicht werden ſolle.

4.

Setzen beide Verlobte ſich, im kinderloſen Todesfalle, mit der gemeinüblichen Regel: „längſt Leib — längſt Gut“ [1]) zu Erben ein.

Ex poſt erklärte der Stiefvater der Braut, . . . aus . . ., daß er ſeiner erſtgedachten Stieftochter, der gegenwärtigen Braut, . . ., von ſeinem Vermögen 10 Piſtolen in Golde zur Ausſteuer, und zwar am Hochzeitstage, verabreichen wolle.

(Folgt die gerichtliche Beſtätigung des Königl. Amtsgerichts Moisburg).

Nach der öffentlichen Verlobung beſuchten die Brautleute zuſammen die Luſtbarkeiten und beſchenkten ſich: ſie erhielt von ihm etwa eine ſilberne Broche (Doknadel), er von ihr ein wollenes oder ein ſeidenes Halstuch für die Trauung. Allmählich ging es nun an die Vorbereitungen zur Hochzeit, die etwa zwei Monate nach der Verlobung gefeiert wurde. Der Tiſchler wurde beſtellt, um die Ausſteuer auf Tagelohn zu arbeiten; das Holz wurde ihm geliefert. Ebenſo kaufte man Zeug und nahm Schneider und Schneiderin ins Haus. In beiden Häuſern wurde Schlachtvieh gemäſtet. Die Hochzeit fand grundſätzlich in dem Hauſe ſtatt, das der Wohnſitz des Paares wurde; alſo in der Regel in dem des Bräutigams, wenn dieſer aber „einheiratete“ (in-frê), in dem der Braut. Hochzeiten waren in allen Jahreszeiten, bevorzugt wurde aber, beſonders bei großen Hochzeiten, der Herbſt, wenn die Kartoffeln heraus waren und man die Saat beſtellt hatte. Dann hatten die Leute am beſten Zeit; das Eingeſchlachtete hielt ſich beſſer, und, was übrig blieb, konnte eingeſalzen werden.

Das Aufgebot hatte an zwei Sonntagen zu erfolgen und wurde etwa vierzehn Tage vor der Hochzeit vom Brautpaar perſönlich beim Paſtor beſtellt. Das erſte Aufgebot hieß up-beden,

[1]) In der Faſſung des Volkes Längſt Liw — längſt God oder Längſt lewt — längſt arft.

das zweite af-beden. Se ſünd von Dag' (heute) von de Kanzel pultert war der ſcherzhafte Ausdruck für das Aufgebot. Kam es aber zu einer Aufhebung der Verlobung, ſo hieß es: Se ſünd up de Kanzel behingen blewen. An den beiden Tagen hielt ſich das Brautpaar von der Kirche fern.

Ehe ein Nichteingeſeſſener heiratete, mußten die Bauern des Dorfes, in dem er ſeinen Wohnſitz nehmen wollte, ſich damit einverſtanden erklärt haben. Der Bauermeiſter befragte ſie im Burmal (Gemeindeverſammlung), und auf ihre Befürwortung wurde vom Amte für eine beſondere Gebühr ein „Wohnſchein" ausgeſtellt, eine Maßregel, deren eigentlicher Zweck die Fernhaltung arbeitsſcheuer, der Gemeinde vielleicht einmal zur Laſt fallender Menſchen war.

Die Einladungen und weiteren Vorbereitungen zur Hochzeit (Köſt).[1])

Die Einladungen erfolgten mündlich durch die Hochzeitsbitter (Köſten-bidder), d. h. zwei Brüder oder nähere männliche Verwandte der Braut oder des Bräutigams. Stellenweiſe, z. B. in Halvesboſtel bei Hollenſtedt, beſorgte die Braut die Einladungen im Heimatdorfe ſelbſt. Die Hochzeitsbitter zogen in den letzten Tagen gemeinſam von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Die Einladungen im Hochzeitsdorfe ſelbſt wurden bis zuletzt, gewöhnlich bis zum Donnerstag, aufgeſpart. Grundſätzlich wurde im Heimatsdorfe jeder, ob reich, ob arm, geladen; war die Hochzeit weniger groß, ſo ergingen die Einladungen wenigſtens an ſämtliche Nachbarn, die in einem kleineren oder größeren Umkreiſe des betreffenden Hauſes wohnten. Auf dem Kopf einen niedrigen Hut mit einem Kranz aus künſtlichen bunten Blumen, über dem vorn von der Braut ein Taler feſtgenäht worden war,[2]) vor der Bruſt einen Strauß mit einer langen rotſeidenen Schleife und in der Hand

[1]) Eigentlich „Beköſtigung, Speiſung", dann wurde das Wort (wie ſchon mnd. koſte) von jeder mit einem Schmaus verbundenen Feier und beſonders der Hochzeit gebraucht.

[2]) Der Ausdruck für die Ausſchmückung des Hutes lautete ſik den Hot blank maken laten.

einen Stock mit eiſerner Spitze, in deren Ringe die Geladenen bunte „Bändelein“ binden mußten (Fig. 27), wanderten die Hochzeitsbitter dahin. Einſt war ihre Kleidung noch wunderlicher; ſie

Fig. 27. Köſtenbidder (Hochzeitsbitter) mit dem bändergeſchmückten Spieß.

trugen einen hohen ſchwarzen Hut mit vier großen goldpapierenen Medaillons in Herzform, die mit einem ſeidenen oder rotwollenen Bande umgeben waren und an denen ein Strauß aus künſtlichen

Blumen saß. Mit dem Stock klopften sie an die Haustür, nachdem sie mit lautem Juchen den Hof betreten hatten. Juchend kamen sie dann in die Stube und sagten ohne vorherigen Gruß, auf- und niedergehend und sich wechselseitig ablösend, der neugierig umherstehenden Familie ihr Einladungsgedicht, ihr „Gebet", auf. Da hieß es etwa:

Hier komme ich her zu Euch geschritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, so wär' ich geritten.
Von zwei Verlobten sind wir ausgesandt,
Deren Name ist Euch gar wohl bekannt.

(Folgt in ungebundener Rede das Einschiebsel: „Es ist der Junggeselle N. N. und die Jungfer N. N.")

Sie bitten Euch freundlich zur Hochzeit am Freitag,
So lang' es die Zeit erlauben mag.
Die nicht können gehn, die müßt ihr tragen,
Die Ihr nicht könnt tragen, müßt Ihr setzen auf einen Wagen.
So helfet uns denn alle verzehren,
Was der liebe Gott uns tut bescheren
An Speise und Trank,
Zwei lustige Tage lang!
Da wird zugerichtet sein an Bier und an Wein,
Auch fünf fette Ochsen und fünf fette Schwein,
Dreißig Paar Tauben[1] . . .,
Zwanzig Tonnen Branntewein,
Daß daran wird kein Mangel sein.
Dann wollen wir mit Braut und Bräutigam
Wohl über die Heid' und die Felder gehn,[2]
In der Kirche die Kopulation zu hören,
Wie sie einander sollen ehren.
Wenn dasselbige ist geschehn,
Wollen wir wieder ins Hochzeitshaus gehn.
Da wollen wir uns setzen oben an den Tisch,
Wo der Braten und der Wein am meisten ist! —

---

[1]) Nach Aussage eines alten Mannes hat diese Stelle einst gelautet:

Dörtig Por Duwen
De lat sik in'n Awen schuwen.

Auf die Frage, ob das ganze Gedicht ursprünglich niederdeutsche Form gehabt hat, gehe ich hier nicht ein.

[2]) Vor etwa fünfzig Jahren war schon das Fahren die Regel. Aber sehr alte Leute wissen sich der einstigen Sitte noch zu erinnern.

Dann werden die Pfeifen und Violinen klingen
Und Jungfern und Junggeſellen luſtig danach ſpringen.
Doch müſſen die Jungfern geſchmücket ſein,
Ihre Schuhe blank, ihre Schnallen fein,
Ihre Wangen rot, voll Blumen der Hut,
Damit es den Junggeſellen gefallen tut. —
Nun müßt Ihr Euch nicht lange bedenken
Und den Hochzeitsbittern ein klein Trinkgeld ſchenken,
Auch verehrt Ihr mir wohl ein Bändelein,
Und verehrt Ihr mir kein Bändelein,
So mögen in dieſem Hauſe auch
Wohl keine Jungfern und Junggeſellen ſein.

Natürlich wurde dieſe Drohung mit gutem Humor aufgenommen und der Aufforderung gern entſprochen. Erſt jetzt begrüßten die Hochzeitsbitter mit Händeſchütteln die Familie: „Und damit ſage ich Euch allen guten Tag!“

Während die Einladungen erfolgten, wurde im Hochzeitshauſe emſig geſchafft. Mehrere Schweine und eine Starke, wohl gar auch eine Kuh, ſtanden bereit, ihr Leben zu laſſen. Große Eier- und Buttervorräte waren aufgeſpart. So kamen denn, wenn nach alter Sitte die Hochzeit auf den Freitag[1]) angeſetzt worden war, am Montag die Köchin und einige verwandte Frauen, um die Hochzeit zu bereiten, d. h. die Vorkehrungen für die Arbeiten der nächſten beiden Tage zu treffen. Denn am Dienstag wurde geſchlachtet und Wurſt gemacht, am Mittwoch gebacken und die Hausdiele zum Tanzſaal hergerichtet. Vom Kaufmann, mit dem die Köchin das Nähere verabredet hatte, traf ein ſchwerbefrachteter Wagen ein, mit Rum und Wein, Kaffee und Gewürzen, Böcken und Brettern für Tiſche und Bänke und allerlei geliehenem Eß- und Kochgeſchirr, Schüſſeln und Tellern, Kochkeſſeln und Kaffeekannen, Kuchenplatten und Kloßtüchern, Meſſern, Gabeln und Löffeln. Im Hofe wurde eine Feuergrube ausgeworfen und darüber ein Holzgerüſt errichtet, deſſen Querbalken an eiſernen Ketten die großen kupfernen Kochkeſſel trug.

[1]) Kleinere Hochzeiten wurden auch auf den Dienstag gelegt, häufig mit Rückſicht auf die Köchin, die nicht zwei Paare an einem Tage bedienen konnte. Der Donnerstag wurde wegen des Donnerns gemieden (vgl. E. H. Meyer 175), aber nicht ohne Ausnahme.

Der Kiſtenwagentag.

Am Donnerstag wurde die Ausſteuer aus dem Hauſe der Brauteltern in das neue Heim überführt. Die betreffenden Wagen hießen die Kiſtenwagen[1]) und darnach der Tag der Überführung der Kiſtenwagentag.

Am Vormittag kamen die vom Bräutigam entſandten nächſten Verwandten oder Nachbarn jenes mit zwei bis drei langen, ſtellenweiſe mit vier Pferden beſpannten Leiterwagen auf den Hof. Sie brachten einige Muſikanten mit, die bei der Abfahrt und in jedem Ort ihre Weiſen erſchallen ließen, außerdem auf jedem Wagen eine Frau, die darauf zu achten hatte, daß alles mitkam, und beim Verpacken half. Dieſe Männer und Frauen hießen die Kiſten-füllers. Die Männer hatten ein rotes Peitſchenband, und jeder bekam ein rotes Taſchentuch, die Pferde trugen künſtliche rote Blumen am Kopf. Einer der Männer führte nach alter Sitte einen unterſiegelten „Paß" mit, der alles vom Bräutigam Beanſpruchte aufzählte. Wenn die Kiſtenfüller mit klingendem Spiel angekommen waren, fanden ſie das Heck, das zum Hofe führte, durch Ketten feſtgemacht und die Türen zugeſteckt. Hinter der „Großen Tür" ließ ſich auf das Pochen der Brautvater hören. Er giebt in polterndem Tone ſeiner Verwunderung über den ungewohnten Lärm und den ihm vorgetragenen Wunſch der Fremden Ausdruck und will nicht öffnen, ſchließlich aber erſcheint er und bequemt ſich zu dem Geſtändnis, daß er eine Tochter des und des Namens habe, die mit dem N. N. Hochzeit machen wolle; hierauf läßt er ſich den Paß vorleſen, überzeugt ſich von der „Richtigkeit der Papiere" und erklärt ſich bereit, ſein Haus zu öffnen und die Sachen auszuliefern. Ein derartiger „Kiſtenfüllerpaß" aus dem Kirchſpiel Hollenſtedt lautet:

Wir Bürgermeiſter und Ratsherrnleut'
Wir geben hierdurch zum Beſcheid:
Vorzeiger dieſes kommt hier an,
Um mancherlei hier zu empfangen.[2])
Hört zu, was unſere Bitte iſt,
Vielleicht, daß Ihr's ſchon alle wißt.
Das erſte iſt, wonach man ſtrebt,

[1]) Vgl. „Kiſte und Kiſtenpfand", S. 161. [2]) empfahn?

Des Herren Wort, wonach man lebt.
Das zweite das iſt Fleiſch und Blut,
Daß es mag bleiben treu und gut.
Zum dritten gebt nach ſeiner Bitt',
Wie es ſich hört nach Brauch und Sitt',
Ein ſchönes, weiches Ehebett,
Worunter es ſich ſchläft ſo nett,
Zehntauſend Taler blankes Geld,
Denn das liebt ja die ganze Welt,
Ein Dutzend Stühle noch dabei
Und ſonſt der Sachen mancherlei,
Als Grapen, Keſſel, Feuerzang',
Eine Miſtgabel, die zwei Ellen lang,
Ein neu Schatoll[1]) muß dabei ſein
Mit vielen Fächern und hübſchen Piſtolen darein,
Ein ſchönes, hübſches Ehrenkleid,
Das ſie erfreut noch manche Zeit,
Einen Koffer und einen Kleiderſchrank,
Die beide ſein recht hübſch und blank.
Dreihundert Ellen doppelt Linnen,
Damit kann man ſchon viel beginnen,
Ein Dutzend Gabeln und zwölf Meſſer,
Denn die ſind gut für gute Eſſer,
Einen Haſpel, Spinnrad und eine Schwingen,
Das mögt Ihr fordern und mitbringen,
Eine Brake noch und einen Beſen,
Doch muß es hübſch ſein, auserleſen,
Und ſollte was vergeſſen ſein,
So mag er's fordern hübſch und fein.
Doch gebt ihm auch nach Brauch und Sitt'
Ein ſchönes, gutes Trinkgeld mit!
Kurz, daß Eure Rede kommt zu ſtand,
Ihr fordert Kiſt und Kiſtenpfand. —
Gegeben iſt es in unſrer Stadt,
Die Wein und luſtig Leute hat,
Geſchehen iſt es in dem Jahr,
Als einſt der große Wind mal war.

Hans Nimmerſatt, Bürgermeiſter.
Jacob Immerdurſt, Ratsherr.
Michel Luſtig, Gerichtsſchöffe.
Paul Ochſenkopf, Sekretär.
Harm Knochenfreſſer, Nachtwächter.

[1]) Vgl. Fig. 32.

Nach einem Imbiß begann das Aufladen. Große Gegenſtände, wie Kleiderſchrank und Schatull, wurden von den Muſikanten zum Wagen geblaſen. Das Ehebett knotete man in ein großes Betttuch, ſo daß die Ecken der Inlette durchſahen: etwa 40 Pfund Federn und Daunen[1]) waren in das Unterbett, die Decke, das Pfühl, die fünf Kopfkiſſen und das für das Erſtgeborne beſtimmte „große Kiſſen“ (S. 3) gekommen,[2]) und die Eltern waren ſtolz, wenn es bekannt wurde, dat ſe luter Fellern (Federn) von lebennige Gös in ehr Bett mitkregen harr, denn die Federn der geſchlachteten Gänſe galten für weniger gut. Fertige Leinenſachen bekam die Braut nur in geringer Anzahl mit, dafür aber eine ganze Lade voll gröberen und feineren gerollten Leinens; der Leinenſchatz, der dem Hauſe der Braut und zum großen Teil ihrer eigenen Arbeit ſeine Entſtehung verdankte, war ihr größter Stolz, und die Familie freute ſich, wenn es nachher hieß: De La' wür ſo vull, ſe müſſen ſe öllig todrücken. Es würde zu weit führen, alles aufzuzählen, was in Behältern oder Stroh untergebracht wurde, von den Kleidungsſtücken der Braut und den Möbeln bis zum Spinn-, Küchen- und Dielengerät herab: ein ſchwarzes, ein blaues, ein braunes Tuchkleid, mehrere halbwollene ſelbſtgewebte Kleider, wenigſtens eins aus buntem Shirting (Schötting), mehrere halbwollene Röcke, die das Mädchen gewöhnlich ſich ſelbſt verdient hatte, eine Schenilje (frz. chenille), d. h. ein wattierter Tuch- oder Beiderwandmantel mit flanellenem oder wollenem Futter und Pelerine, Rollen ungefertigten Zeuges, Laken, Hemden, Handtücher, Strümpfe, niedrige Schuhe, gedruckte leinene und baumwollene Schürzen. Zur Zimmereinrichtung gehörten auch ſechs Stühle und zwei mit den Anfangsbuchſtaben des Bauers und ſeiner Frau bemalte Lehnſtühle; in ganz alter Zeit pflegte ſie der Bauer ſelbſt mit Weiden- oder Haſelnußſtauden (ſogenannten Twegen) zu überziehen, damals band ſie bereits der Drechsler mit grünlichem Schilfgras, das freilich mit der Zeit ein weißes und gelbes Ausſehen bekam (Leſch). Für den Sitz der Lehnſtühle waren mit groß-

[1]) Nach der Hochzeit wurden aber gewöhnlich Federn herausgenommeu und anderweitig verwendet.

[2]) Alſo 6 Kiſſen, wenn die Braut alles ſechsfach (vgl. ſpäter) erhielt. Andere bekamen 4 Kiſſen (je 2 für den Mann und die Frau) und das große.

blumigem Wollzeug überzogene, auf jeder Seite eine bunte Wollroſette (Toß) aufweiſende Federkiſſen, für die Stühle des bunt vermalten Ausfahrwagens mit Beiderwand oder geblümtem Wollzeug überzogene und mit ſchlechteren Federn gefüllte Kiſſen beſtimmt. Grapen und Pfanne, Holzlöffel, Waſchbalge und Butterkarren, Plattſchaufel und Äſcher (Spaten), Dreſchflegel, Beſen, Harke, eine dreizinkige Miſt- und eine zweizinkige Heuforke, alles fand ſeinen Platz; auf dem Schoße einer mitfahrenden Frau ſtand weithin ſichtbar das Spinnrad, was an den von Riehl erwähnten deutſchen Hochzeitsbrauch erinnert, daß bei der Überführung der Ausſteuer zwei Brautmädchen Spinnrad und Haſpel als Sinnbilder des Fleißes und traulicher Familiengeſelligkeit voranzutragen pflegten. Wie an anderen Stellen Deutſchlands wurde auch in der Heide von den jungen Mädchen nach vergeblichen Verhinderungsverſuchen der Kiſtenfüller eine kleine Puppe unter die Ausſteuer geſchmuggelt. Hinten ſaß oft als ſcherzhafte Andeutung der Braut eine große Puppe, ein bekleideter Beſen mit Locken von Hobelſpänen.

Am Nachmittage oder gegen Abend wurde mit Muſik die Rückfahrt angetreten, den Wagen folgte im Blumenſchmuck die Brautkuh.[1]) Die reichen Bauertöchter bekamen, wie der Ausdruck lautete, ſüs üm ſüs, d. h. alles ſechsfach, 6 Stühle, 6 Schweine, 6 Schafe,[2]) und ſo auch 6 Rinder. Die Tiere wurden gewöhnlich allmählich geliefert, aber die Brautkuh mit der Ausſteuer. Die Braut ſuchte ſie ſelbſt im Stalle aus,[3]) nachdem vom Bauern eine Kuh — alſo die beſte — ausgenommen worden war. Auch eine Anzahl Himten Roggen gehörten, wie wir ſahen, zur Ausſteuer. Hierbei ſei bemerkt, daß überhaupt die bisherigen Angaben ſich

[1]) Nach Tacitus (Germ. 18) ſchenkte der Bräutigam der künftigen Gattin unter anderen Gaben auch Rinder, während ſie ihm einige Waffen zubrachte (armorum aliquid adfert). An die Stelle dieſer Beſchenkung der Braut durch den Bräutigam (oder genauer der Kaufgeldzahlung an ihren Vater) iſt bekanntlich allmählich die ſogenannte Ausſteuer der Braut durch die eigenen Eltern getreten; ſo gaben denn auch die Brauteltern ſpäter die Rinder.

[2]) Die Vollhöfnerstochter auf S. 161 ſogar 20 Schafe.

[3]) Ähnlich wurde dem Bräutigam, wenn er zu einer Holzgenoſſenſchaft gehörte, ein Hochzeitsbaum (Köſt-bom), gewöhnlich eine Buche, angewieſen, vgl. Jahrb. 23, 56.

auf die Ausſteuer eines wohlhabenden Mädchens bezogen; ſchon die Tochter eines Halbhöfners pflegte nicht ſo viel mitzubekommen wie die eines Vollhöfners, noch weniger die Tochter eines Anbauers, Abbauers oder gar Häuslings. Es kam wohl ſelten vor, daß eine ſolche ganz neue Sachen erhielt (gans to Nêen köm, zu Neuem kam); ſtatt eines neuen Kleiderſchrankes (Klîr-ſchapp) gab es einen auflackierten alten, ſtatt des Schatulls einen Milchſchrank, alte Bettſtücke mit erneuerten Überzügen u. dgl. Klempner-, Porzellan- und anderen Hausrat ſchenkten bei derartigen kleineren Hochzeiten die Brautjungfern, die ſich vorher nach den Wünſchen der Braut zu erkundigen pflegten.

Gleich nach der Ankunft wurden die Ausſteuerſachen an Ort und Stelle gebracht. Gleichzeitig wurde die Mitgift, die vor fünfzig Jahren bei einem wohlhabenden Mädchen etwa 150 Taler betrug, von einem der mitgefahrenen männlichen Verwandten dem Bräutigam überbracht, und dieſer ſchloß den Beutel voll Münzen und Wertpapiere ſchmunzelnd in das neue Schatull. Im Namen der Braut überreichte die erſte Brautjungfer, die dafür von jedem ein Trinkgeld erhielt, den Hausbewohnern Geſchenke: dem Bräutigam ein fertiges Flachshemd, ſeinen Eltern und Geſchwiſtern, den Knechten und Mägden je ein Hemd und Halstuch. Jede Schweſter erhielt noch beſonders eine Haube mit Silber- oder Goldbrokat,[1]) die Bräutigamsmutter eine dunkle. Dagegen ſcheint die alte Sitte der Morgengabe, bei der umgekehrt der Bräutigam die Braut (am Morgen nach der Hochzeit) beſchenkte und die in der Stadt Lüneburg um 1400[2]) und vermutlich auch noch ſpäter nachweisbar iſt, auf dem flachen Lande ſeit langem, vielleicht ſeit Jahrhunderten, ausgeſtorben zu ſein.

Am Abend wurde, aber nicht überall, Pulterawend ſmeten; der Sinn dieſes Lärms, der die das Eheglück bedrohenden böſen Geiſter verſcheuchen ſollte, wurde kaum mehr verſtanden. Ferner pflegten die ermüdet heimkehrenden Hochzeitsbitter der Köchin ein „Küchenlied" aufzuſagen. Nach dem Aufſagen wurden für ſie zwei Lehnſtühle mit hochaufgeſtapelten Kiſſen herbeigeſchleppt, ſie

[1]) Statt der Mütze wird neuerdings ein Kleid geſchenkt.
[2]) Kraut, Stadtrecht von Lüneburg, S. 42 u. 44.

ſtiegen — oft mit Hilfe einer Leiter — oben hinauf und ließen ſich da in fürſtlicher Weiſe bedienen. Ein derartiges „Küchenlied“ möge in der verſtümmelten Form, in der es noch im Gedächtnis einiger alter Leute lebt, hier folgen:

„Nun hab' ich meine Bitte vollbracht,
Nach meiner Meinung recht gut gemacht.
Ich habe gebeten Juden und Heiden,
Türken und Chriſten,
In vielen Häuſern hab' ich gefragt,
Doch haben mir nicht viel zugeſagt:
Die einen waren aufs Feld hinaus,
Der andere war auf einen Schmaus,
Der dritte aber war garnicht zu Haus.
Ich habe aber wohl vernommen,
Es werden doch Leute genug kommen.
Nun hab' ich der Frau Köchin noch etwas zu ſagen.
Will ſie meine Bitte gewähren,
Geb' ſie mir einen gebratenen Haſen zu verzehren
Oder ein zugerichtetes Rebhuhn,
Oder Berghuhn[1]) kann es auch tun.
Und dann will ich haben eine Pfeife Tabak,
Ein Pfund Fliegenfett und ein Pfund Mückenfett,
Damit ich die wunden Füße einfett'.
Dann will ich haben einen Stuhl mit zwei Lehnen,
Auch ſechs Dutzend Kiſſen,
Damit ich nach der langen Reiſe mich kann erfriſchen!“
Und damit ſage ich Euch allen „Guten Abend!“

Unter den mit dieſen letzten Worten Angeredeten befanden ſich auch die Gäſte, gewöhnlich näher ſtehende Verwandte, die ſich mit ihren Geſchenken — meiſtens nützlichen Haushaltungsgegenſtänden — bereits am Donnerstag im Haus des Bräutigams eingeſtellt hatten, wo jene überſichtlich aufgebaut wurden, um am eigentlichen Hochzeitstage weitere Bereicherung zu erfahren. Vorausgreifend ſei hier bemerkt, daß die Hochzeitsgabe der meiſten Gäſte, zumal der dem Ehepaar ferner ſtehenden, in einem Geldgeſchenk beſtand, das der Familienvater nach der Hochzeit beim Abſchiednehmen dem jungen Ehemann mit einem Glückwunſch in die Hand drückte. Man unterſchied zwiſchen Geſchink, dem Hochzeitsgeſchenk im gewöhn-

[1]) Eine falſche Verhochdeutſchung. Gemeint iſt das Birkhuhn, mnd. barkhôn, jetzt Barkhen' oder Barkhahn (Birkhenne, Birkhahn) genannt.

lichen Sinne, und der Gaw, dem Geldgeſchenk (de en gift en Geſchink, de anner gift Gaw). Der Grund dieſes Brauches[1]) iſt durchſichtig: der Bräutigam ſollte für ſeine Aufwendungen einigermaßen entſchädigt werden,[2]) und ſo kann man noch heute, wenn viele einer Einladung nicht gefolgt ſind, die Bemerkung hören: De makt'n Barg Schaden bi de Hochtid, dor hört gor to vel in (da hüten gar zu viel ein, ſind gar zu viel zu Hauſe geblieben). Den Schluß des Kiſtenwagentages bildete ein Tanz der Knechte und Mägde. Die Hochzeitsbitter ſtießen den bändergeſchmückten Spieß mit der Eiſenſpitze in die Decke, darunter ſchwangen ſich die Paare.

Der Hochzeitstag.

Schon früh war es im Hochzeitshauſe lebendig. Aus jedem Bauerhauſe des Dorfes trafen als Geſchenke mehrere Schalen Milch ein,[3]) da der eigene Vorrat nicht reichte. Um zehn Uhr kamen die erſten Gäſte, unter ihnen die Bräutigamsjungfern. Einſt hatte nur die Braut eine Brut-dirn, ſpäter kam eine Bräutigamsjungfer hinzu; allmählich vergrößerte ſich die Zahl bis auf ein Dutzend. Die Kopftracht dieſer Mädchen war die goldene oder ſilberne Haube, ſpäter ein Kranz aus künſtlichen Blumen. Die Gäſte ſetzen ſich, ohne ſich viel nötigen zu laſſen, an den Frühſtückstiſch und tun ſich an Schweineſülze, gebratener Rinderwurſt und Suppenfleiſch gütlich; mit Bier und Grog warten die Hochzeitsbitter auf. Iſt ein Trupp geſättigt, ſo nimmt ſofort ein anderer ſeine Plätze ein, denn unaufhörlich füllt ſich das Haus. Etwa bis ein Uhr zieht ſich das

[1]) Der Brauch begegnet in etwas abweichender Form an anderen Stellen Deutſchlands und iſt ſchon alt. Riehl in der „Familie" erwähnt, bis ins 17. Jahrhundert hätten auch arme Leute üppige Hochzeiten, ſogenannte „Schenkhochzeiten", gehalten: nach dem dritten Gange habe jeder in ein herumgehendes Becken ein Geldgeſchenk als Beitrag zu den Hochzeitskoſten geworfen; geſondert davon ſei die „Hausſteuer" (Hausgerät und dergl.) am Tiſche der Braut niedergelegt worden.

[2]) Nur der Paſtor und der Lehrer waren frei (Frê-freters, wie man ſcherzweiſe ſagte).

[3]) Ähnliches wird aus dem Landkreis Kiel berichtet, Niederſ. 8, 257.

Frühſtück hin, dann wird die Tafel ſofort zum Kaffeetiſch umgewandelt; ſeit elf Uhr iſt auch der Tanz im Gange. Während dieſer ganzen Zeit ſitzt der Bräutigam in ſeinem, vom Vater gekauften „Ehrenkleid“, einem ſchwarzen Tuchanzug, mit den Bräutigamsjungfern in der „guten Stube“; die linke Bruſtſeite ſchmückt ein bunter Strauß mit einer Atlasſchleife, in den ſüdlicheren Gegenden trägt der Cylinder links einen kleinen Myrtenkranz. Etwa zwiſchen zehn und elf ſchickt der Bräutigam zwei der jungen Mädchen mit zwei Muſikanten auf dem „Staatswagen“ fort, um die Braut abzuholen und nach dem Standesamts- und Kirchdorf zu fahren.[1]) An die Peitſche ſind rote Bänder geknotet, den Pferden iſt an das Geſchirr auswärts neben dem Ohr ein Stern von buntem Papier und Rauſchgold genäht, dem Fuhrmann ein rotbuntes Taſchentuch auf der linken Schulter feſtgeſteckt.

Unterdeſſen feiert die Braut im Hauſe ihrer Eltern mit den nächſten Angehörigen bei einer Mahlzeit ihren „Ausgang“ (Utgank). Für die Brautmutter, deren im Hochzeitshauſe, wie wir ſehen werden, noch weitere Pflichten harren, iſt es ein anſtrengender Tag, aber das Mutterglück überwiegt, und mit Stolz hebt ſie, wenn es ihre letzte Tochter iſt, hervor, dat nu ehr Döchder all' beſchrêt (beſchrien, beanſprucht, weggeheiratet) ſind. So vergeht die Zeit, bis der vom Bräutigam geſandte Wagen eintrifft. Die Muſikanten nehmen vor der offenen Tür der Stube Aufſtellung, das iſt das Zeichen zum Aufbruch. Weinend verabſchiedet ſich die Braut von den Hausgenoſſen und dankt den Eltern für alles Gute. Der Ullersmann (Ältermann,[2]) gewöhnlich ein Bruder des Vaters oder der Mutter oder der älteſte Bruder der Braut, auch Brutvader genannt) faßt ſie an die Hand und führt ſie, indem die

[1]) Es iſt hier der Fall angenommen, daß Braut und Bräutigam nicht in dem Dorf wohnen, in dem die Trauung erfolgt.

[2]) Der Ullersmann ſchenkte einen kupfernen Keſſel zum Aufhängen über dem offenen Herd. Sprachlich entſpricht mnd. older- oder alderman (Vorſteher einer Körperſchaft), angelſ. ealdor-man (Vorſteher der Grafſchaften, des Reiches) und engl. alder-man (Ratsherr), fachlich mnd. brude-knecht (Brautführer). Vgl. auch meine Beiträge S. 5, wo ich die Herleitung des nhd. Aldermann (Älteſter) aus dem Engliſchen als verfehlt nachzuweiſen verſucht habe; es handelt ſich vielmehr um ein altes einheimiſches Wort.

Muſikanten voranblaſen, über die Diele durch die Große Tür zum Wagen. Der Hochzeitsbitter nimmt neben dem Fuhrmann Platz, dahinter die Braut neben dem Ullersmann und einer Brautjungfer; unter Muſik ſetzt ſich der Wagen in Bewegung, oft ſchließt ſich ein zweiter und dritter mit Brautjungfern und ſonſtigem Gefolge an. Die Peitſchen werden tüchtig gehandhabt; je ſchneller es geht, deſto beſſer. Unaufhörlich kreiſen unter den Männern und jungen Leuten die Branntweinflaſchen, und jeder Entgegenkommende, auch der Bettler, muß Beſcheid tun. Früher warf die Braut[1]) unterwegs in den Dörfern Äpfel und Birnen aus unter dem Zuruf der Jugend: Brut, Brut, ſmit ut, ſmit Appel un Beren (Birnen) ut; jedenfalls von dem Apfel ſteht feſt, daß er ſchon in uralter Zeit als Sinnbild der Fruchtbarkeit galt, ähnlich wie die bei den altrömiſchen und ſlaviſchen Hochzeiten geſpendeten Nüſſe.

In derſelben Weiſe wird der Bräutigam in das Kirchdorf geleitet; vor den Augen der Hochzeitsgeſellſchaft ſteigt er auf; auch er hat einen älteren Verwandten, den Broegamsvader, ſeine Kranzjungfern, einen Teil der Gäſte und mehrere Muſikanten bei ſich. Vor der Abfahrt iſt ihm von der Köchin mit Nachdruck die Zeit der Rückkehr feſtgeſetzt worden: Dat Du mi awer nich vör Klock ... werkummſt (wiederkommſt). Während der nächſten Stunden ſpielt der Reſt der Muſikanten weiter zum Tanz auf; die auswärtigen Frauen gehen in das Dorf und beſehen von Haus zu Haus das Vieh, die Räume, die Möbeln, die Vorräte: ſe nehmt Inventorn up, wie die Männer das ſcherzweiſe[2]) nennen. Auch

[1]) Über das Apfelwerfen von Braut und Bräutigam in Mecklenburg-Schwerin vgl. Niederſ. 8, 79. In der Südheide (z. B. in Bergen) werfen noch heute die Braut und die Kranzjungfern Äpfel und verteilen aus Mehl mit Honig und Anis gebackene Jarfs-kauken, d. h. zu dem Feſt bereitete Kuchen oder Feſtkuchen (von mnd. garwen = bereiten), Niederſ. 8, 113 und Korr. 24, 25. In einigen Kirchſpielen der (Süd-?) Heide ſchenkt die Braut am Abend vor der Hochzeit einer armen Witwe einen beſonders ſchönen geldgeſpickten Apfel; einen zweiten, in den Braut, Bräutigam und alle zur Kirche mitfahrenden Gäſte ein Geldſtück geſteckt haben, legt die erſte Brautjungfer auf den Altar als Opfer für die Armen oder den Prediger (Zeitungsnachricht 1899).

[2]) Der Ausdruck bezieht ſich eigentlich auf die Aufnahme des beweglichen Vermögens durch das Gericht, wenn eine verwitwete Bauerfrau den Hof für den minderjährigen Anerben weiter verwaltet.

Haus und Hof des neuen Paares werden beſichtigt; man erkennt an oder äußert auch Bedenken: He kriegt 'n hatten Staf, einen harten Stab,[1]) ein ſchweres Regiment.

Wenn die Braut einheiratete, etwa den zweiten oder dritten Sohn eines anderen Hofes auf den Hof ihres Vaters freite, ſo bekam umgekehrt der Bräutigam im Elternhauſe ſeinen „Ausgang". Er hatte in dieſem Falle Ehebett, Koffer, Schrank und, was ſonſt dazu gehörte, in die Ehe mitzubringen, entſprechend den Feſtſetzungen der Eheſtiftung.

In einem Wirtshaus des Kirchdorfes treffen Braut und Bräutigam mit ihrer Begleitung zuſammen. Unter Vorantritt der Muſik begiebt man ſich zum Standesamt: der Brutvader geht mit der Braut als ihr ſtandesamtlicher Zeuge, den Bräutigam geleitet der Broegamsvader.[2]) Zur rechten Zeit benachrichtigt die erſte Brautjungfer den Paſtor und den Küſter (we ſünd ſo wit), und nun geht es unter Glockengeläute und Muſik mit großem Gefolge zur Kirche. In der Nähe der Kirche treten die Muſikanten zur Seite und warten, um nach der Einſegnung das Paar zum Wirtshauſe zurückzublaſen. Braut und Bräutigam gehen bereits zur kirchlichen Einſegnung als Vermählte nebeneinander. Vor der Einführung der bürgerlichen Ehe legten ſie den Weg zur Kirche getrennt zurück, die Braut mit dem Brut-, der Bräutigam mit dem Broegamsvader.

Die kirchliche Feier verläuft ſo: Sobald die Muſikanten ſich abgezweigt haben, trennt ſich der Hochzeitszug. Unter den Klängen der Orgel (indem dat Öddel ſpelt) betritt die Braut, der die

---

[1]) „Stab" ſinnbildlich als Zeichen der Herrſchaft. Derartige Übertragungen aus adligen Kreiſen ſind beliebt. Hierher gehört z. B. der Ausdruck „regieren" von der bäuerlichen Wirtſchaft (de beiden Olen ſünd dat Regêrn leid), ferner hômeiſtern (hofmeiſtern, de Bur homeiſtert den ganzen Dag mit de Knechen rüm); von einem, der von verſchiedenen Leuten Zinſen einzukommen hat, ſagt man: he is jüm ehr Godsherr.

[2]) Wohnen Braut und Bräutigam beide in dem Kirchdorfe, ſo entſendet der Bräutigam zur Braut mehrere Muſikanten; auf ein Zeichen ſetzen ſich beide Teile mit Muſikbegleitung in Bewegung und ſtoßen auf dem Wege zum Standesamte zuſammen.

Brautjungfern einzeln vorangehen,[1]) die Kirche durch die untere Tür, geht durch das Schiff, umschreitet mit ihnen den Altar, auf dem alle ein Geldstück als „Opfer" für den Pastor und den Küster niederlegen, und nimmt dann vor dem Taufbecken, am rechten Flügel der in einem halbrunden Kreis stehenden Brautjungfern, Aufstellung. Unterdessen tritt der junge Ehemann mit dem übrigen Gefolge durch die andere Kirchtür ein und geht in das Chorgestühl. Hinter der Braut schritten früher zwei, jetzt vergessene Gestalten, die beiden Nachbarsfrauen, in ihrem Abendmahlskleid; sie hießen Naslans-mudder oder Naslans-möhm (von einem unbelegten nâ-slân = hinterherziehen abzuleiten).

Nach der Beendigung des Gesanges begeben sich die Neuvermählten ungeführt vor den Altar. Früher spielten hier der Broegams- und der Brutvader ihre Hauptrolle: jener reichte dem Bräutigam die Hand und treck em vör den Altor, dieser machte es ebenso mit der Braut, he treck se em to. Dann machte er eine einladende Verbeugung vor dem Prediger; er hat seine Pflicht getan, jener soll nun die seinige tun und die beiden trôn (trauen) oder tohop don. Dieser ganze Brauch wurde später aufgegeben, weil man ihn nicht mehr zeitgemäß fand, und zwar schon vor der Einführung der bürgerlichen Ehe; die beiden Verwandten sind dann später die standesamtlichen Zeugen geworden.

Der Glaube, daß tränenleere Augen vor dem Altar Unglück für die junge Ehefrau bedeuten, spricht für das ernste und fromme Gemüt des Volkes. Das hindert aber die Gäste nicht, darauf zu achten, wer bei dem Zusammenlegen der Hände die Hand oben bekommt; er hat auch in der Ehe das Regiment. Bedeutungsvoller aber als dies schalkhafte Volksorakel ist ein Sprüchwort, das wie eine Übertragung des „Er soll Dein Herr sein" klingt und an

---

[1]) Sonderbarerweise will keine gern die erste sein; de irst stött den Koetel üm, sagt man scherzend. Wurde eine Braut mit kirchlichen Ehren getraut, so konnte beim Küster gegen besondere Vergütung der mit der Orgel in Verbindung stehende Stern bestellt werden; das Register, das den Stern in Bewegung setzte, wurde in demselben Augenblick gezogen, wo die Braut den ersten Schritt in die Kirche tat.

das auch die Bauersfrau der Heide glaubt: Mannshand hürt bawen!

Nach der Rückkehr von der Kirche wird im Wirtshaus getrunken und getanzt; dann fahren die Wagen, nachdem den Pferden mit Branntwein getränktes Brot gegeben worden ist, in sausendem Galopp unter den Klängen der Musik zum Hochzeitshause. Ehemann und Ehefrau sitzen neben einander.

Um die Zeit, wo im Gotteshause das Amen gesprochen wird, ruft im Hochzeitshause die Köchin den Musikanten ein kräftiges „Uphüren!“ zu. Auf der Großen Diele, bei besonders gutem Wetter auch im Freien unter den Apfelbäumen des Hofes, werden Tische und Bänke aufgeschlagen und die Tische mit Rollen gemusterten Leinens aus dem Schatz der jungen Frau gedeckt. Auf dem Hofe hantieren Schlachter und Bedienung unter dem Oberbefehl der Köchin, die in den mächtigen Kesseln das Essen bereitet. Da donnern die Wagen zum Dorfe herein; die Musik voran, führt der Ehemann seine Frau durch die Große Tür die hinfort ihrer Aufsicht unterstehenden Viehställe entlang zu Tische, denn sofort beginnt de grote Mahltit. Oben an der mittelsten Tafel nimmt das junge Paar mit dem Brut- und dem Broegamsvader und den Kranzjungfern Platz. Die beiderseitigen Eltern, die an der Trauung sich nicht beteiligen, und nahe Verwandte stehen zum Uppassen (Bedienen) bereit und bilden mit anderen Aufpassern eine fortlaufende Reihe, damit Suppen- und Braten-, Kartoffel- und Tunke- (Schü-), Obst- und Klößeschüsseln[1]) durch der Hände

[1]) Diese puddingartigen Klöße (Grote Klüten) wurden auf folgende Weise bereitet: In einer Balge oder bei kleineren Hochzeiten in einer Mulde brachte man zerschnittene Semmel durch aufgekochte frische Milch zum Aufquellen. War die Masse erkaltet, so wurden folgende Zutaten mit ihr verrührt: etwas Gest, abgebrühte Korinten, geschmolzene Butter, das durcheinander gerührte Gelbe und Weiße von dreimal so viel Eiern, als Klöße hergestellt werden sollten, etwas Salz und feiner Kanel, viel feiner Zucker. War die Masse nicht steif genug, wurde noch Weizenmehl hineingerührt. Zur Probe setzte man einige kleine Klöße in kochendes Wasser. Gelang diese, so ging mit Hilfe mehrerer Frauen das Ausfüllen des Teiges in die Kloßtücher vor sich, während in zwei oder drei der im Hofe hängenden Kessel das Wasser bereits kochte. Jede Frau nahm eine irdene Schale, breitete das mit warmem Wasser angefeuchtete und ausgedrückte Tuch darüber und

lange Kette ſchnell zu den Schmauſenden gelangen. Der Suppenteller dient für das ganze Mahl. Das Ehepaar ſaß früher in den beiden Lehnſtühlen der Ausſteuer, jetzt gewöhnlich in geſchenkten und bekränzten Seſſeln; vor ihm ſtehen zwei Talglichter, die „Lebenslichter“ genannt, weil nach dem Volksglauben der, deſſen Licht zuerſt erliſcht, zuerſt ſterben muß, und die geſchickt geformte und bekränzte Brautbutter. Eingeleitet wird das Eſſen durch ein Gebet des Lehrers, beendigt durch ein von allen geſungenes kirchliches Lied und ein zweites Gebet. Während des Eſſens geht wiederholt ein für Trinkgelder beſtimmter Teller herum: för Koekſch Mudder (die Köchin), för de Upwaſchers oder, wenn nur eine Aufwaſcherin da iſt, för Schöttelwaſchers Mudder, för den Slachter, för den Tapper (den Bierverzapfer), för de Muſkanten und för de Armen. Die junge Frau ſchenkt der ärmſten Frau des Dorfes ein Brot, in das ſie ein Geldſtück geſteckt hat. Für die Stimmung ſorgen die andauernd einſchenkenden Hochzeitsbitter. Die Glückwünſche ſind dem Paare zum Teil bereits nach der kirchlichen Feier ausgeſprochen worden; wer ſich an dieſer nicht beteiligt hat, bringt ſeine Wünſche beim Aufheben der Tafel dar: ik wünſch ok vel Glück in 'n Ehſtand.

Nach dem Eſſen nehmen die Ehrentänze (Ihren-däns') ihren Anfang. Sie ſind der ſinnbildliche Ausdruck für die Aufnahme der Frau in die Familie ihres Gatten und zugleich die Beſiegelung des neuen Verwandtſchaftsverhältniſſes zwiſchen den beiderſeitigen Geſchlechtsgenoſſen. Tiſche und Bänke werden fortgeräumt, die

---

beſtreute es mit trockenem Weizenmehl, wodurch ſpäter beim Umſtülpen der Kloß ſich leichter und glatter ablöſte. Hierauf tat die Köchin einen Schlef voll Teig auf das Tuch, eine Frau band mit Bindfaden die Zipfel des durch die Schwere des Teiges in die Schale geſunkenen Tuches ſo über dem Rand der Schale in eine Schleife, daß der Teig zum Aufgehen Platz behielt. Die Bindfadenſchleifen wurden auf Stöcke gezogen und dieſe über das kochende Waſſer gelegt: 5—6 Klöße hingen an einem Stock, 4—5 Stöcke über einem Keſſel. Nach 1½—2ſtündigem Kochen wurde jeder Kloß in einen weißen, runden Kump geſtülpt, ſo daß das runde beſte Ende nach oben kam. Zu den Klößen gehörte früher eine Tunke aus Syrup, Butter, Mehl, Waſſer, Eſſig und Korinten, heute eine Fruchttunke mit Rotwein. Statt der viereckigen, aus ſogenanntem ruſſiſchen (gelbweißen) Leinen gefertigten Kloßtücher benutzt man jetzt Formen.

Muſikanten nehmen ihre Plätze wieder ein, alles außer der Früntſchaft (d. h. den Verwandten) zieht ſich in angemeſſene Entfernung zurück. Das Ehepaar läßt ſich in einer Ecke der Tanzdiele auf den Lehnſtühlen oder Ehrenſeſſeln nieder, vor ſie wird ein Tiſch mit den weiter brennenden Lebenslichtern geſetzt. Hinter jeden Stuhl ſtellt ſich eine ältere Verwandte; ſobald ſich einer der Vermählten erhebt, hat ſie den Platz einzunehmen, denn wenn ihn während der Ehrentänze ein anderer beſetzt, wird das Haus bald einen neuen Herrn oder eine neue Herrin erhalten. — Jeder Ehrentanz (d. h. Tanz mit der jungen Ehefrau) beſteht aus zwei kurzen Rundtänzen, zwiſchen denen ihr jedesmaliger Tänzer den Muſikanten ein größeres Geldſtück (neuerdings einen Taler) zuwirft. Zunächſt tanzt der eine Hochzeitsbitter, ihr Bruder, dann der andere mit ihr. Hierauf führen beide — und zwar beginnt wieder der Bruder der Ehefrau — der Reihe nach ihre Verwandten zum Ehrentanz heran, Brüder, Väter, Onkel, Vettern und Schwäger; ſelbſt der etwa noch lebende Großvater wird geholt und ſträubt ſich nicht lange, die alten Glieder noch einmal nach dem Takt der Muſik zu bewegen. Iſt ausnahmsweiſe die Reihe der Verwandten bald erſchöpft, ſo wird auch wohl dieſer oder jener gute Bekannte der Familie (Kaufleute, Nachbarn) zu einem Tanz mit der jungen Frau aufgefordert, ein bedauerliches Durchbrechen der verwandtſchaftlichen Schranken aus Rückſicht auf die Kaſſe der Muſikanten. Wer mit der Neuvermählten getanzt hat, fordert bei den nächſten Tänzen der Reihe nach die Brautjungfern auf, ſo daß von Tanz zu Tanz mehr Paare auftreten; ſchließlich ſtellen die Tanzenden die beiden ganzen[1]) Sippen dar und tanzen, in zwei Reihen aufgeſtellt, ſich anſehend und vorwärts und rückwärts ſchreitend, „gegen einander.“ Bei den Ehrentänzen feiert auch die deutſche Trinkfeſtigkeit ihre größten Triumphe; in jeder Pauſe wird für die Frauen leichter Wein-, für die Männer der ſtärkſte Rumgrog herumgereicht. Unaufhörlich trinken die Männer ſich zu und gießen unglaubliche Mengen des dampfenden goldgelben Gebräues hinunter. Durch den Tanz, die Muſik, die aufregenden Getränke wird das Gefühl der Familienzuſammengehörigkeit all-

[1]) Nur der Ehemann fehlt dabei, ſ. weiter unten.

mählich zur höchsten Festesfreude gesteigert. — Den Höhepunkt und Abschluß der Ehrentänze bildet der Tanz des Ehemannes mit seiner jungen Frau, die von ihrem Bruder zu ihm geführt wird. Die Musikanten erheben sich, und ganz allein tanzt das Paar dahin. In der Zwischenpause spendet ihnen jeder der Ehegatten — wenigstens heute — ein Goldstück, und einer der Gäste bringt auf das Ehepaar ein Hoch aus, dem ein Tusch und allgemeines Zutrinken folgt. Da die beiderseitige Verwandtschaft gewöhnlich sehr ausgedehnt ist, oft der größte Teil einer Ortschaft in verwandtschaftlichem Verhältnis steht, so begreift man, daß die Ehrentänze nicht selten viele Stunden beanspruchen.

Auf die Ehrentänze folgt wieder allgemeines Tanzen. Zugleich wird in den Stuben für den eßlustigen niederdeutschen Magen der Tisch zum Abendessen und später in der Nacht nochmals zum Kaffeetrinken gedeckt. Flott klingen die Weisen der „runden" und „bunten" Tänze über die Tenne, und unter fröhlichem Schmausen und Trinken wird bis zum frühen Morgen gefeiert. Gewöhnlich kräht schon der Hahn auf dem Wiemen, wenn die letzten Gäste sich verabschieden; erst jetzt begiebt sich das Ehepaar zur Ruhe. In den nächsten vier bis sechs Wochen darf die junge Frau das Haus ihrer Eltern nicht aufsuchen: anners wahnt[1]) se nich (wohnt sie nicht). Das etwaige Heimweh schwindet, wenn sie erst en Schepel Ruggen oder en Spint Sult im neuen Hause verzehrt hat.

Die Art der Feier ist seit Jahrzehnten im ganzen dieselbe geblieben, im einzelnen macht sich aber neuerdings ein gewisser Luxus bemerkbar. Die wohlhabende Braut schenkt dem Bräutigam eine goldene Kette, er ihr eine goldene Uhr mit Kette. Die Braut erhält einen Phaethon (Phaithon) in die Aussteuer; dieser wird mit Laub- und Blumengewinden bekränzt, und Pferde mit silberbeschlagenem Geschirr ziehen ihn. Der Altar ist mit Blumen besetzt; vor ihm liegt ein Kranz, in den das junge Paar hineintritt. Da ein Phaethon höchstens sechs Personen trägt, so haben Braut und Bräutigam eine größere Anzahl Wagen im Gefolge. Auch Brautbouquet und Handschuhe beginnen schon ihren Einzug zu halten.

[1]) wahnen im eigentlichen Sinne von Haustieren und Vögeln, die sich dauernd im oder beim Hause ansiedeln.

Weſentlich anders geſtaltet ſich das Bild, wenn wir in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückgehen. Man feierte drei Tage. Die Gäſte brachten Klappmeſſer, Gabel[1]) und hölzerne Löffel ſelber mit. Die auswärtigen ſchliefen in den Nachbarhäuſern auf Strohlagern mit übergebreiteten Laken, und da die Frauen ſelbſt ſäugten, ſo wurden die Säuglinge zu den Hochzeiten mitgenommen. In großem Kreiſe ſaßen die Frauen, die Kleinen ſäugend, um das rauchige Feuer des damals noch mitten auf dem Vorplatz ſtehenden Herdes. Das Mitbringen der kleinen Kinder war ſo eng mit einer Hochzeitsfeier verbunden, daß man ſagte: wenn't na Hochtid geiht, de ken lütt Kind hett, de lehnt (leiht) ſik en. Am erſten Tage, dem der Trauung, gab es Sülze und Würſte als Frühſtück, als Hauptmahlzeit in irdenen Schalen, in deren jede immer mehrere Zuſammenſitzende mit den Holzlöffeln langten, Suppe mit Klößen, Suppenfleiſch, ſpäter Kaffee mit Semmel und Feinbrot, am zweiten Tage von Brotreſten Warmbier (Warm-ber, ſchon mnd. warm-bêr), eine in Dünnbier gekochte Brotſuppe mit Syrup und etwas Salz, außerdem Würſte, Speck und Kaffee, am dritten Schwarzſauer, greiſe Buchweizenklöße und Schwarzbrot. Die junge Frau erſchien am zweiten Tage in goldener oder ſilberner Mütze. Das Feſt ſchloß am dritten Tage mit einem Brauch, der lebhaft an die uralte dreimalige Umführung der Frau um den Herd, den Mittelpunkt ihres Schaffens und der Familie, erinnert: die Hochzeitsgeſellſchaft, unter ihr die Braut, reichte ſich die Hände und drehte ſich tanzend in einem großen Kreiſe um den Herd und den Mittelpfoſten der Großen Tür.

Die Frau trägt fortan den Namen ihres Mannes, außerdem aber den Namen des Hauſes, in das ſie hineingeheiratet iſt. Jedes Haus hat nämlich ſeinen eigenen Namen; dieſer bleibt für alle Zeiten, mögen die Beſitzer noch ſo oft wechſeln. Der Hausname iſt in der Regel der Name desjenigen, der die Hofſtelle gegründet und das Haus gebaut hat. Hieß der Erbauer Menck oder Mencke, ſo heißt das Haus für immer Menckens oder Minckens

---

[1]) Statt der Gabeln wurden aber in manchen Gegenden noch geſpitzte Holzſtäbchen (Spielen) oder Stricknadeln (Knütt-ſticken) verwendet.

Hus,[1]) hieß er Lange, Langens Hus, hieß er Holſt, Holſten oder Hulſten Hus, während der augenblickliche Inhaber vielleicht ein Meier, Cohrs oder Heins iſt. Mit dieſem Hausnamen[2]) wird fortan die Frau im täglichen Leben bezeichnet und angeredet: iſt ſie z. B. in Langens Haus geheiratet, ſo heißt ſie fortan Langens Mudder,[3]) wie ihr Mann Langens Vader und ihre Kinder Langens Hans, Langens Trina; auch die etwa im Hauſe noch lebenden Geſchwiſter des Mannes und das Geſinde werden nach dem Hauſe benannt.

Wenn der Bauer von ſeiner Frau ſprach, ſagte er gern unſ' Mudder, ſie ebenſo unſ' Vader; beides wurde von ihnen genau ſo auch in der Anrede gebraucht. Ebenſo drückten ſich die Kinder und das Geſinde aus; als ehrenvolle Anrede galt daneben das Ji (Ihr), ſtellenweiſe das He und Se. Für Va(de)r und Mudder hieß es in alter Zeit Voar (mit Zerdehnung aus Var) und Möhm (Muhme),[4]) ſpäter, wohl unter hochdeutſchem Einfluß, Va(de)r und daneben Mudder. So verſteht man es, daß in manchen Häuſern Großvater und Großmutter als Voar und Möhm, Vater und Mutter als Va(de)r und Mudder bezeichnet wurden.

---

[1]) Richtiger würde man vielleicht umgekehrt ſagen: Heißt ein Haus heute Minckens Hus, ſo darf man auf einen Menck oder Mencke als Erbauer ſchließen.

[2]) Auch die kleineren Beſitzer (Anbauer, Abbauer, Brinkſitzer) werden nach dem Hausnamen genannt, dagegen die Häuslinge nach dem Hauſe ihres Bauern, z. B. Minckens Hüſſel Mudder (die Frau von Menckens Häusling.)

[3]) Ebenſo giebt ein Mann, wenn er „einheiratet", den bisherigen Hausnamen gegen den Hausnamen ſeiner Frau auf.

[4]) So auch im Sprüchwort: Rik Voar, rik Möhm, gaht bei' barft (gehen beide barfuß; von Leuten, die ohne Grund mit ihrer Herkunft prahlen).

Dritter Abſchnitt.

Eignes Haus und eigner Herd, Altenteil und Tod.

Der Landmann baute lieber um als neu. Das Feſthalten am Altgewohnten beſtimmte ihn wohl am meiſten dazu, außerdem koſtete nach dem Sprüchwort Bauen Geld. Auch glaubte man, daß nach dem Bau eines neuen Hauſes bald einer der Gatten ſterben müſſe. Neuere Verordnungen,[1]) die für Neubauten Ziegeldächer vorſchrieben, haben jene Neigung in dem ſein Strohdach liebenden Bauer noch verſtärkt.

Ein Neubau pflegte ſich lange hinzuziehen, und mancher verlor die Geduld dabei. Dem rief man zu:

Dat Hus ward noch ihr trecht,
Ihr de Katt en Ei legt,

d. h. Habe nur Geduld, das Haus wird ſchon fertig werden, noch ehe ein Wunder geſchieht. Das im Winter gehauene und von den Zimmerleuten verarbeitete Holz blieb bis zum zweiten Frühjahr zum Trocknen liegen. Erſt dann ging es an die Auskellerung und die Aufſtellung des Fachwerkes. Das Richten geſtaltete ſich zu einer beſonderen Feier, de Hus-börn (mnd. hûs-boringe, wörtlich Hausaufrichtung). Die Knechte des Dorfes wurden zum Richten beſtellt (anſegt), die verſchiedenen Familien zur Richtfeier

[1]) „In ſtadtähnlich zuſammenhängend gebauten Orten dürfen die Dächer bei Neubauten oder völliger Erneuerung des Dachverbandes nicht mit Stroh, Schindeln oder ähnlichem leicht Feuer fangenden Material gedeckt, auch die Ziegeln nicht mit Stroh unterdockt werden“ (Feuerordn. f. d. Fürſt. Lüneb. vom 14. Nov. 1865 (Lüchow 1875), S. 15.)

eingeladen (to Husbörn nödigt); der Montag wurde als Richttag vermieden (Montag wird nicht wochenalt). Schon am Sonntag hatte der Geiſtliche auf Antrag in der Kirche des Baues gedacht und um gutes Gelingen gebetet. Auch der Meiſter ſprach beim Beginn des Richtens entblößten Hauptes ein Gebet. Während die Zimmerleute und Knechte richteten, aßen und tanzten die anderen in einem Nachbarhauſe. Es ging wie bei einer Hochzeit zu. Am Nachmittag, wenn das Richten beendigt war, zog die Feſtgeſellſchaft zum Bau. Die Muſik voran, dahinter im Schmucke koſtbarer Hauben mehrere (gewöhnlich ſechs) Kranzmädchen (Kranzdirns), Verwandte des Bauherrn, von denen zwei einen der Erntefeſtkrone ähnlichen Kranz an einer Stange trugen. Der Zimmermeiſter, der ſoeben am Giebel die von den Kranzmädchen geſchenkten Pferdeköpfe[1]) befeſtigt hatte, ſtand mit den Geſellen den jungen Mädchen gegenüber, und die eine ſprach:

Ik bring den Meiſter un Geſellen en Kranz,
Dorför hürt mi de irſte Danz.
He ſchall dormit de Trepp 'nupgahn
Un[2]) grade an den Bo anſlahn.

Nachdem die Stange mit dem Kranze befeſtigt war, erklang vom Giebel aus dem Munde des Meiſters oder eines Geſellen eine Rede (Gebett). Dem Danke an Gott, „den Baumeiſter der ganzen Welt, ohne den kein Sperling vom Dache fällt", folgte die Bitte um Segen für das Haus und ſeine Bewohner:

„Gott wolle dieſen Bau bewahren
Vor Feuer und vor Waſſernot."

War ſeinerzeit beim erſten Axthieb Feuer aus dem Holz geſprungen, ſo galt das als Vorzeichen, daß das Haus bald abbrennen werde. Etwas gezwungen klang es dann vielleicht von oben:

„Hochgeehrter Herr Bauherr, ich frage mit frohem Mut,
Wie Euch der Bau gefallen tut",

aber der froh in die Zukunft ſchauende Beſitzer antwortete mit

[1]) Daneben war eine Art Säule mit einem Morgenſtern (Abbildung in Niederſ. 9, 285) als Giebelzierde in Gebrauch. Stellenweiſe pflegte man auch gemalte Glasſcheiben zu ſchenken, eine auch in anderen deutſchen Gegenden (vgl. E. H. Meyer 22, 209) bekannte Sitte.

[2]) Viell. Em grade (ihn gerade)?

einem kräftigen „Sehr gut“. In den Pauſen ging unter den Zimmerleuten, die während des Richtens auf geiſtige Getränke hatten verzichten müſſen, die Branntweinflaſche herum; der Meiſter hatte ſie aus dem Kranze, in dem ſie unter Dornen ſchalkhaft verſteckt geweſen war, vorſichtig herausgeholt. Auch das Lob der Zimmermannskunſt wurde von einem Geſellen in launiger Weiſe gefeiert:

Als ich noch ein junger Knabe war,
Rechnen und ſchreiben gelernet zwar,
Da gedachte ich in meinem Mut,
Ein Handwerk zu lernen und faſſen wär' wohl gut.
Ich gedachte hin, ich gedachte her,
Welches wohl das beſte wär'.
Zum Barbierer konnte ich mich nicht finden,
— — — — — — — — — — — — —.
Das Schuſterhandwerk konnte ich auch nicht lernen,
Denn ich konnte nicht das Leder gerben
Und den übeln Geruch vertragen,
Denn der ging mir durch Kopf und Magen.
Zum Backen hatt' ich auch kein Belieben,
Hatte keine Luſt, die Semmel in den Ofen zu ſchieben,
Aber wenn ich ſie ſollte ſchieben ins Maul,
Dann war ich hurtig und nicht faul.
Endlich aber bekam ich Liebe und Gunſt
Zu der hocherhabenen Zimmermannskunſt.
Die iſt mir gefallen ins Herz hinein
Gleichwie der Anker in den Rhein.
Dabei will ich nun bleiben
Und die Zeit damit vertreiben. —

Ein geiſtliches Lied begleitete oder ſchloß die Feier. Die geleerte Flaſche wurde hinabgeworfen und zerſchellt. Die Muſik blies die Schar zurück, hinter den Muſikanten gingen mit den Kranzmädchen der Meiſter und die Geſellen, die Hauptperſonen des Feſtes. Der „großen Mahlzeit“ folgte wieder Tanz. Der Meiſter und die Geſellen, mit den im Kranze verborgen geweſenen Geſchenken (jener mit einem Halstuch, dieſe mit bunten Taſchentüchern) geſchmückt, tanzten zunächſt einige Ehrentänze mit den Kranzmädchen. Beim Fortgehen gab jede Familie, ähnlich wie bei der Hochzeit, ein Geldgeſchenk.

Bald nachher wurde das Haus mit Zaunwänden verſehen.

Auch hier half nachbarliche Freundlichkeit aus. Das ganze Dorf, ſelbſt benachbarte Dörfer, wurden dazu angeſagt: Männer und Frauen, Knechte und Mägde kamen, ſoweit ſie abkömmlich waren. Die Männer beſorgten vorzugsweiſe das Tünen (Zäunen); ſie ließen in die quer liegenden Balken Staken oder Sleten und durchflochten dieſe dicht mit auseinandergeriſſenen Zweigen (Twäg'). Die Frauen machten ſich mit dem Lehmen oder Klewen zu ſchaffen: ſie klappten den von den Knechten zubereiteten und mit kurz geſchnittenem Stroh zur beſſeren Bindung vermengten Lehm gegen das Zaunwerk und glätteten ihn. Auch der Lehmfußboden wurde an dieſem Tage hergeſtellt; ſpäter erfolgte das ſogenannte Wellern des Stuben- und Flettbodens mit ſtrohumwickelten und in Lehm umgewälzten Holzſtäben und die Herſtellung der Brandmauer aus Back- oder Lehmſteinen. War die Arbeit getan, ſo folgte eine Bewirtung, die ſich aber einfacher als bei der Husbörn geſtaltete.

Das Haus der alten Zeit war etwa 80—90 Fuß lang und 40 Fuß breit. Der Vorplatz (dat Flett,[1]) vgl. bereits Fig. 31) war von der Großen Diele (Grote Del) nicht getrennt. Nur vereinzelt hatte man, wie der Ausdruck lautete, „abſcheren laſſen", d. h. eine bruſthohe, oft oben vergitterte Holzwand mit einer Tür oder richtiger Pforte (Gadder-dör, Gattertür) in der Mitte zwiſchen Vorplatz und Diele gezogen. Eine ſolche Holzwand hieß ein Windfang; ſie wehrte aber gleichzeitig den Hühnern, die ſonſt ungehindert von der Diele in das Flett kamen, zum Ärger der Frau auf die Börte flogen, den Kalkbewurf der Wand abhickten und ſonſtigen Unfug trieben. Von den Wohnräumen war der Vorplatz durch die Stubenwand (Dönzen-wand) getrennt. Auf beiden Seiten des Vorplatzes befand ſich eine horizontal gebrochene Tür, die im Gegenſatz zu der nach der Straße gelegenen „Großen Tür" Lütt Dör oder Blangendör[2]) (Seitentür) heißt. Der Vor-

[1]) Auch mnd. vlet war ſächlich; neuerdings dringt, durch „Vorplatz" begünſtigt, das männliche Geſchlecht vor. Außer Flett ſagt man Vördel (Vordiele, als Gegenſatz zur Großen Diele.)

[2]) Auch die Namen Swinhofs-dör und Kulhofs-dör begegnen, nach dem Schweine- oder Kohlhof, die bei manchen Häuſern vor den Seitentüren lagen. Im Süden der Heide heißt die Seitentür gewöhnlich Klingel-dör.

platz war mit kleinen, oft bestimmte Muster bildenden Feldsteinen gepflastert. In seiner Mitte lag die große Feuerstätte (Für-stä), von einem rahmenähnlichen Holzwerk, dem Rehmen,[1]) überdeckt.

Der Rehmen (Fig. 28) bestand zunächst aus zwei Balken, die von der Stubenwand her gleichlaufend 3—4 Meter vorstießen und voneinander im lichten Raum etwa 30 Centimeter entfernt waren. Sie bildeten mit den entsprechenden Stubenbalken ein Stück, lagen auf der Kante und waren vorn durch mehrere aufrechte Riegel an dem starken Balken befestigt, der, von zwei Höftständern getragen, sich von der einen Seitentür zur anderen zog. Beide Balken liefen in einen Pferdekopf oder, wie auf unserer Figur, in einen gekerbten Stern[2]) aus. Über diesen Balken ruhte vorn, etwa $^1/_2$ Meter von den Pferdeköpfen oder Sternen entfernt und ebenfalls auf der Kante liegend, ein Querbalken. Ein zweiter Querbalken, gewöhnlich ein runder, war etwa über die Mitte gelegt. Dieser hatte in der Mitte eine Kerbe, in der ein Ring lag; an dem Ringe hing der verschiebbare eiserne Kesselhaken (Ketel-haken)[3]) mit dem Kessel, in dem für Menschen und Vieh gekocht wurde. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts haftete dem Kesselhaken wenigstens hier und da etwas von der Verehrung der uralten Zeit an; so kannte man in der Raubkammer noch den Brauch, Kesselhaken als Grenzmarken zu verwenden und sie auch bei einem Neubau nicht von der Stelle zu rücken, und ebenso alt ist der in derselben Gegend damals noch bekannte Glaube, daß das Herdfeuer niemals erlöschen dürfe und sein Erlöschen ein Unglück bedeute.[4]) Auf dem Gebälk

---

[1]) Mnd. reme oder rame bedeutet eigentlich „Rahmen" und ist dann auf dieses rahmenartige Balkenwerk übertragen worden.

[2]) Derselben Abwechslung begegneten wir bei der Giebelverzierung (S. 186).

[3]) Eigentlich bezieht sich die Bezeichnung nur auf den schräg herabhängenden Haken, der, wenn die von ihm umgebene senkrechte Zahnstange höher oder tiefer geschoben werden soll, zuerst mit dem unteren Ende etwas emporgehoben und dann wieder gegen die inzwischen verschobene Zahnstange geschlagen wird. Daher erklärt sich der Ausdruck ênen (twê..) höger slan = (den Haken) um einen Zahn (zwei Zähne) höher schlagen, höher einstellen.

[4]) Diese wertvollen Nachrichten finden sich in dem mehrfach benutzten Aufsatz Beneckes (Lün. Anz. 10. 9. 1904). Der Kesselhaken begegnet als

Fig. 28. Flett mit Feuerstätte und Rehmen darüber. Rechts Strohkranz und Feuerstülper. Aus Bockhorst (Kirchsp. Hollenstedt).

des Rehmens ſtanden Säcke mit Bratbirnen und Zwetſchen, auch eine Tonne Salz. In den Stirnbalken waren vorn gewöhnlich einige Zapfen eingelaſſen; an dieſen hingen Eimer, Kartoffelkörbe, auch die naßgewordenen Kleider, Stiefel und Schuhe. Bei den Hochzeiten fegte wohl ein Spaßvogel nach den Ehrentänzen den Rehmen mit dem Beſen rein und ſchrieb mit Kreide an, was das junge Paar den Eltern als Altenteil zu geben habe, etwa „Das beſte Stück Fleiſch“ u. ſ. w. An einem in das Gebälk eingeſchlagenen Nagel hing der Krüſel. Quer über den Längsbalken lagen oft Kienklötze, die zwiſchen dem Torfe gefunden waren und aus denen die zum Leuchten verwendeten Kienſpäne geſchnitzt wurden. In der Nähe des Herdes war auf dem Fußboden ein dicker Kranz aus Haferſtroh (Fig. 28) feſtgebunden, auf den der ſchwere, heiße Keſſel nach dem Aushaken geſetzt wurde; ſo blieben Keſſel und Flett unbeſchädigt. Der Boden oberhalb des Rehmens, de Für-boen (Feuerboden), war entweder, wie erwähnt, „unterwellert“, oder die Bretter waren mit Hülfe von Nuten und entſprechenden Ausfüllungsteilen ſo feſt zuſammengeſchlagen (in-ſloept, eingeſchleift), daß die ſtiebenden Funken und das Licht kein Unglück anrichten konnten.

Der Herd beſtand aus Feldſteinen, die aufgehäuft waren und in der Mitte ein Loch für das Feuer freiließen. Späterhin wurde der Rand gern rund mit Lehm- oder Ziegelſteinen gemauert, um dieſe legte man einen alten Wagenreifen und gab ſo dem Ganzen feſten Halt (Fig. 28). Nach der Mitte zu ſenkte ſich der Herd trichterförmig, und in einiger Vertiefung war ein Roſt angebracht. Hinter der Umfaſſung war ein ſchräg nach dem Roſt führendes Loch (Aſchen-lock) zum Zuführen des Zuges und zur Beſeitigung der Aſche gegraben; in dem Loch ſtand ein Aſchen-putt, über ihm lag gewöhnlich ein Brett. Neben dem erwähnten großen Keſſel hatten die Frauen mehrere kleinere, mit Füßen verſehene Grapen, die zum Warmhalten der Speiſen dienten und unmittelbar auf das Feuer geſetzt wurden, auch einen Teekeſſel, den ſie gelegentlich ſtatt

---

Grenzmarke im Lüneburgiſchen auch in Grimms Weistümern III S. 225, wo das Gaugericht in Salzhauſen 1577 die Gaugrenze feſtſetzt: ... von dar in Brauwels keſſelhacken zu Garſtede (heute Garſtedt), von dar nach dem einen hoffe zum Borſtel in den keſſelhacken.

des großen Keſſels über das Feuer hängten. In anderen Häuſern hingen ſtändig zwei große Keſſel über der Feuerſtätte.

An dieſer Stelle, ünner den Rehmen, ſpielte ſich vorzugsweiſe das häusliche Leben ab. Hier ſchaffte die Frau, gleichzeitig über Diele und Hof ſpähend und das Geſinde beaufſichtigend, hier ſpielten und lernten die Kinder, hier ſpannen und plauderten die Mägde, hier fanden ſich nach dem Abendeſſen auch der Bauer und die Knechte ein, zumal im Winter, da der Stubenofen, wenn überhaupt einer vorhanden war, nur ſelten geheizt wurde, hier lauſchte man im Rauch und beim Licht eines Kienſpans, der in einem am Rehmen befeſtigten Stück Blech ſteckte, und ſpäter des Krüſels den Rätſeln, Döntjen, Kriegs- und Spukgeſchichten. Allmählich war dann das Feuer heruntergebrannt. Die Frau warf noch einen Torfſoden oder etwas loſen Torf ins Feuerloch, berakte ihn mit Aſche und deckte zum Schutz gegen Katzen und Hühner und gegen auffliegende Funken den großen trichterförmigen eiſernen Stülper (Fig. 28) darüber. Für gewöhnlich glimmte am anderen Morgen das Feuer noch; andernfalls entnahm die Frau, der ſtets dieſe Arbeit zufiel, zum Feueranmachen der Zunderlade (Tunner-la) Stahl, Stein und Zunder; ſpäter kamen ſtatt des Zunders die etwa 15 Centimeter langen, auf beiden Seiten mit Schwefel verſehenen Swevelſticken auf.

Der Rauch zog durch die Seitentüren, die Große Tür oder die Giebellöcher (Ulen-löcker, Eulenlöcher) ab, je nach der Windrichtung. Schornſteine fehlten noch,[1]) abgeſehen von den nichtbäuerlichen Häuſern, etwa den Lehrerhäuſern. In dieſen befand ſich über dem offenen Herde nicht ſelten ein Rauchmantel, etwa von der Form eines kleinen ſchrägen Daches, der den Rauch nach Möglichkeit aufnehmen und dem Schornſtein zuführen ſollte. Gewöhnlich überließ man den Rauch ſich ſelber; wurde er zu ſchlimm, ſo öffnete man die obere Hälfte[2]) einer Seitentür. Der Rauch räucherte die Schinken, Speckſeiten und Würſte, die unter dem Flettboden an einem Stangengerüſt (in 'n Wiemen) hingen, wärmte

[1]) Ein ſchornſteinloſes Haus wird beſonders ſeit dem Aufkommen der Schornſteine als Rôk-hus (Rauchhaus) bezeichnet.

[2]) De boewerſte lütt Dör; die untere Hälfte hieß de nerſte (nedderſte) l. D.

das Vieh und ſchützte die Getreidevorräte, zu denen er durch die Luke und die Bodenritzen drang, daß ſie nicht feucht (ſlummig) wurden. Er war zugleich Wetterprophet; ſein Verweilen im Hauſe deutete auf Regen, ebenſo ſicher wie der vom Boden träufelnde Ruß (Sott) oder die gleich Nadelſpitzen auf dem Ruß unten am Grapen ſitzenden Funken. Er ſchwärzte das Stroh des Daches und gab dadurch im Winter den langen Eiszapfen (Is-joekels) ihr gelbbraunes Ausſehen.

Etwa bis 1840 kannte man nur den runden Herd in der Mitte. Damals wurde in den meiſten Häuſern ein Feuerherd mit einem Keſſelhaken daneben errichtet (vgl. Fig. 28). Er wurde an der Dönzenwand[1]) aufgemauert, und zwar immer ſo, daß das Loch des Stubenofens auf ihn mündete; der Ofen wurde vom Herde aus geheizt, eine eiſerne Stehtür mit Gegenſtänder ſchloß das Loch, ein Abzugsloch oben im Ofen mündete nach dem Flett. Fortan wurde das Eſſen für die Familie auf dem Wandherd bereitet, während der große Keſſel unter dem Rehmen für Viehfutter und Börnwaſſer, beim Schlachten und bei der Wäſche Benutzung fand. Auf dem Wandherde waren ſehr häufig zwei Roſte. Auf dem einen wurde dauernd das Feuer unterhalten; der zweite diente zur Aushülfe: Kohlen wurden vom erſten Roſt fortgenommen und auf ihn gerührt, und man kochte dann auf einem Stridden (mnd. ſtridde) oder Dre-fot, einem runden oder dreieckigen Unterſatz.

Der Wandherd der größeren Häuſer war gewöhnlich breit und offen; kleine Leute pflegten ihren Bedürfniſſen entſprechend einen weniger breiten Wandherd zu haben, dafür ließen ſie aber auf ihn nicht ſelten einen verſchließbaren, Hühner und Katzen vom Feuer fernhaltenden Aufſatz mauern; auch größere Wandherde ſind hier und da mit einem natürlich entſprechend größeren Aufſatz verſehen worden. Ein ſolcher Aufſatz glich etwa einem Schranke. Ihn verſchloß eine Tür, bei größeren Aufſätzen auch wohl eine Doppeltür oder eine Tür mit einem Scharnier zum Zurückklappen der einen Hälfte; die Tür war mit Vorliebe rotbraun angeſtrichen. Oben vereinigten ſich die beiden Wände zu einem Schwibbogen, in dem einige Steine, etwa in der Form eines Kreuzes, ausgelaſſen waren,

[1]) Die Dönzenwand hieß davon auch Hird-wand.

um dem Rauch Abzug zu gewähren; aus demſelben Grunde befand ſich auch wohl oben in der Tür eine herzförmige Öffnung. Ein derartiger überwölbter Herd hieß ein Dingen;[1]) den Schwibbogen

Fig. 28a. Herd mit Schwibbogen (Hagen bei Lüneburg).

nannte man Swî-bagen oder verſtümmelt Swî-ba (mnd. ſwiboge), eine Bezeichnung, die auch für den geſamten Herd gebraucht

[1]) Auch Dicken iſt mir begegnet. Solche „Diggen" kannte man auch in den Vierlanden, dem Alten Lande und im Schleswigſchen, vgl. J. W. Voigt, Korr. 25, 5. Voigt meint, man habe es für zweckmäßig erachtet, „die Seiten des Herdes zum Schutze gegen Zugwind mit einem Seitenaufbau zu verſehen

wurde. Stellenweiſe hatte man auch die Bezeichnung „Kamin“ dafür. Fig. 28a zeigt einen derartigen Herd; die Tür fehlt, aber die beiden Stützhaken links und der Verſchlußhaken rechts ſind noch ſichtbar.

Von 1840 etwa bis 1860 beſtanden der Herd unter dem Rehmen und der Wandherd nebeneinander. Nur begann jener gleichzeitig mit dem Rehmen mehr und mehr zu verſchwinden. An ſeine Stelle trat der eingemauerte Keſſel (Mür-ketel), der bei der nach dem Hof führenden Seitentür oder neben dem Wandherd ſeinen Platz erhielt (vgl. Fig. 31). Schließlich ſchritt man zum Bau einer eigenen Küche mit einem Sparherd und einer Waſchküche (Pladder-koek), in der auch der eingemauerte Keſſel zu ſtehen kam.

Die eigentliche Arbeitsſtelle der Frau war fortan die Küche. Bisher hatte ſie bei der Arbeit vom Flett aus die Diele überſehen, und auch über die Brüſtung, die ſich hier und da fand, hatte ihr Blick beobachtend gleiten können. Jetzt aber baute man nicht nur eine beſondere Küche, ſondern errichtete obendrein zwiſchen Flett und Diele eine bis an die Decke reichende Wand mit Tür und Fenſtern und zerriß damit den Zuſammenhang zwiſchen der Arbeit der Frau und des Geſindes. Die Frau hatte aufgehört, im alten Sinne das Auge des Hauſes zu ſein.

An einigen Stellen iſt bereits des Stubenofens gedacht worden. In Anknüpfung daran mögen hier auch einem anderen Wärmemittel, der Für-kiek (mnd. kike Feuerſtübchen zum Fußwärmen, auch vrouwen-kike), einige Worte gewidmet werden. Mit der Feuerkieke wärmte ſich die Frau bei ſitzender Arbeit, etwa dem Kartoffelſchälen, die Füße, die Feuerkieke kam im ſtrengen Winter (vgl. Fig. 1, S. 5) mit auf den Kirchwagen, ja ſie wanderte auf den Tanzſaal mit. Sie erſetzte auch die Fußbank, denn eine beſondere Fußbank kannte man im Bauerhauſe nicht. Die Feuerkieke iſt ein Kaſten von etwa 20 cm Breite, Tiefe und Höhe. Die eine Seite iſt aufklappbar zum Hineinſetzen eines kleinen irdenen Topfes (Für-putt) mit glühenden Torfkohlen; dieſer hat ringsherum Zuglöcher und iſt mit einem Handgriff verſehen. Damit

und zu überwölben.“ C. Walther vermutet (Korr. 25, 7), daß das Wort urſprünglich das Aſchenloch der älteſten, mitten auf dem Flett liegenden Feuerſtätte bezeichnet habe.

ſein Feuer nicht gefährlich wird, iſt die Kieke inwendig mit Eiſenblech ausgeſchlagen. Auch die Seitenplatten haben je ein Zugloch. Die obere Seite bildet ein Holzrahmen, in den mehrere Stäbe gitterartig eingelaſſen ſind; durch die Zwiſchenräume dieſer Stäbe entſtrömt die Wärme. In dem Holzrahmen iſt ein Eiſendraht zum Tragen der Kieke befeſtigt.

Für die Beleuchtung gilt, was für manche andere Gebiete auch zutrifft. Bis ins 19. Jahrhundert finden wir Verhältniſſe, die bis in die älteſte Zeit des Niederſachſentums zurückreichen, dann folgt eine ſchnelle und immer ſchnellere Verdrängung des Alten durch die erfindungsreiche Neuzeit. Beim Licht des oben erwähnten Kienſpans hat man ſich ſchon von Arminius und den Römern und noch von dem erſten Napoleon erzählt. Mit dem Kienſpan mußte auch der Hirte beim Füttern und Streuen leuchten; er durfte dabei aber nur bis zur Grenze von Flett und Diele gehen, niemals das Für-fack (mnd. vûr-vak, Feuerfach, d. h. das Flett, als Raum des Herdfeuers und Kienlichtes) verlaſſen.

Dem Kienſpan folgte der Krüſel.[1]) Der Krüſel, der, wie erwähnt, im Rehmen an einem Nagel hing, beſtand aus Eiſen (Fig. 29, 1a u. b): ſein Hauptteil war eine kleine Pfanne, etwas länger als breit (etwa 8 u. 7 cm); an ſie ſetzte ſich, aus demſelben Stück gearbeitet, ein aufrechter Anfaſſer, in deſſen umgebogenem Ende ein Haken (Krüſel-haken) angebracht war. Als Brennſtoff diente Tran, in dieſem lagen mehrere abgezogene Binſen (Beſen), die man auch als Beſen-perk (Binſenmark) bezeichnete. Gewöhnlich wurden aber Tran und Binſen nicht in die Pfanne ſelbſt, ſondern, vor allem wohl aus Gründen der Sauberkeit, in einen entſprechend gearbeiteten Einſatz aus gewelltem Blech getan. Ein zweiter Krüſel

[1]) Nach Breuſings Anſicht haben baskiſche Trantierjäger Wort und Sache über die See nach Niederdeutſchland gebracht. Später hat Andree die Vermutung aufgeſtellt, der Name ſei eine Weiterbildung des niederdeutſchen krôs (= Krug) und erkläre ſich aus der annähernd krugförmigen Geſtalt des Gerätes. Gegen dieſe Deutung, die übrigens Andree ſelbſt aufgegeben zu haben ſcheint, ſpricht auch der Umſtand, daß die krugförmige Geſtalt nicht die älteſte geweſen iſt. Neuerdings hat man den Urſprung des Wortes im romaniſchen Sprachgebiet geſucht (altfranz. croiſuel = Nachtlampe und Schmelztiegel, neufranz. creuſet = Schmelztiegel). Wegen des Näheren verweiſe ich auf Andree S. 255, Korr. 22, 61, Grimms Wb. V 2096.

pflegte im Zimmer zu hängen: entweder an einer langen, ſchrägen, nach allen Seiten drehbaren Stange oder an zwei vom Boden herabhängenden, durch zwei Querriegel verbundenen und höher und niedriger zu ſchiebenden Hölzern. Allmählich wurden derartige Krüſel auch aus Meſſing hergeſtellt. Dieſe meſſingnen Krüſel hatten teilweiſe dieſelbe Geſtalt wie die geſchilderten eiſernen. Andere waren viereckig, jede Ecke hatte eine kleine, zum Hineinlegen von je einer Binſe beſtimmte Ausbuchtung (Fig. 29, 2a u. b). Auch

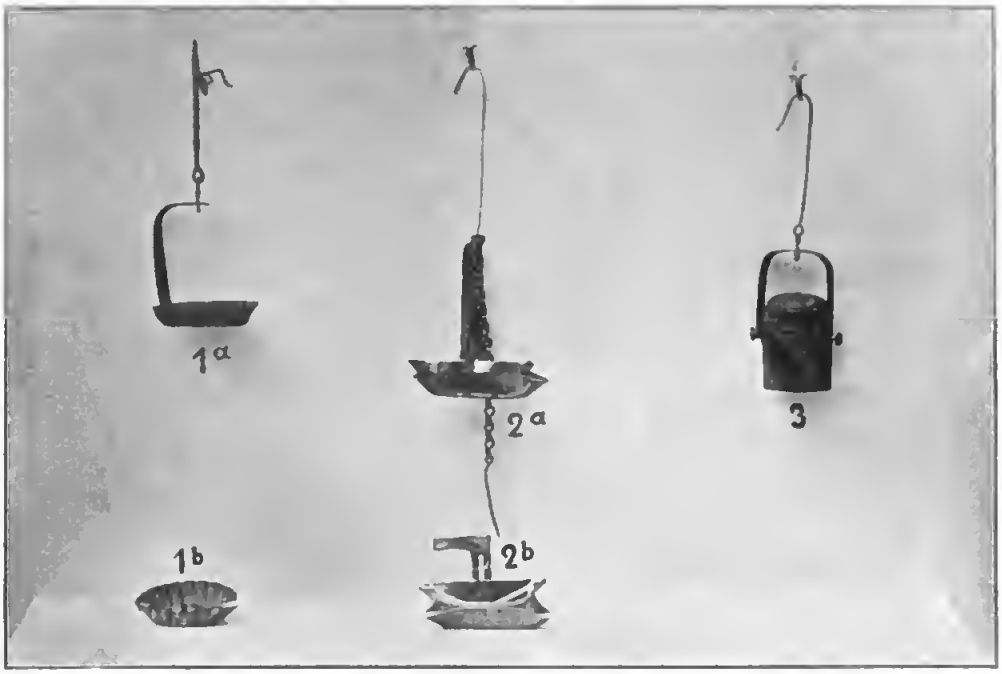


Fig. 29. Krüſel der Heide. Nach Exemplaren des Muſeums in Lüneburg.

hier diente der eine Krüſel als Unterſatz, auf ihm kam ein entſprechender und ebenfalls aus Meſſing gearbeiteter Einſatz für Tran und Binſen zu ſtehen. An die Stelle dieſer älteren Formen trat ſpäter der bekannte krugähnliche blecherne Krüſel, bei dem ſtatt der Binſen ein baumwollener Docht und gewöhnlich ſtatt des Tranes das ſogenannte Brennöl (raffiniertes Rüböl) Verwendung fand (Fig. 29, 3). Sparſame Frauen löſten auch wohl ein altes Stück Barchent auf, um ſo Dochte zu gewinnen. Dieſer Krüſel wurde auch mit einem breiten Fuß verſehen; eine derartige Stehlampe hieß ein Tran-funzel; der Name erklärt ſich wohl daher,

daß nach alter Weiſe in dieſen Krüſeln zunächſt noch Tran gebrannt worden iſt, bis das Brennöl ihn verdrängt hatte. — Dann folgte die zunächſt ſehr einfache Laterne mit Brennöl, ſchließlich das Petroleum, deſſen Verwendung etwa gleichzeitig mit dem Bau beſonderer Küchen begann.

Auf dem Flett der meiſten Häuſer ſah man die Rolle mit dem Handtuch an dem einen Höftſtänder, Koffer, Laden und Schränke, ein Schlafgelaß für Dienſtboten und einige Börte an der Wand der Stubenſeite, der Dönzenwand. In dem einen,

Fig. 30. Allerlei Hausrat (vgl. den Text).

höheren, oberhalb des Rehmens hinlaufenden Bört ſtanden allerlei Zierrate, vorzugsweiſe Hochzeitsgeſchenke, große irdene weiße Teller, mit gelben, grünen, blauen Blumen bemalt (irn Foet = irdene Gefäße), allerlei Zinngerät (tennen Foet), auch ein Bierkrug (Krôs) mit dem Sachſenroß. Ein anderes, gewöhnlich etwas tiefer hängendes Bört enthielt das täglich gebrauchte Geſchirr. In anderen Häuſern hatte man für derartige Gegenſtände ein ſtehendes Bört, das auf einer Anrichte ſtand (Fig. 28, S. 190). Auf dem Flett gebrauchte man aber noch mancherlei anderen Hausrat, wie ihn Fig. 30 auf engem Raume vereinigt zur Anſchauung

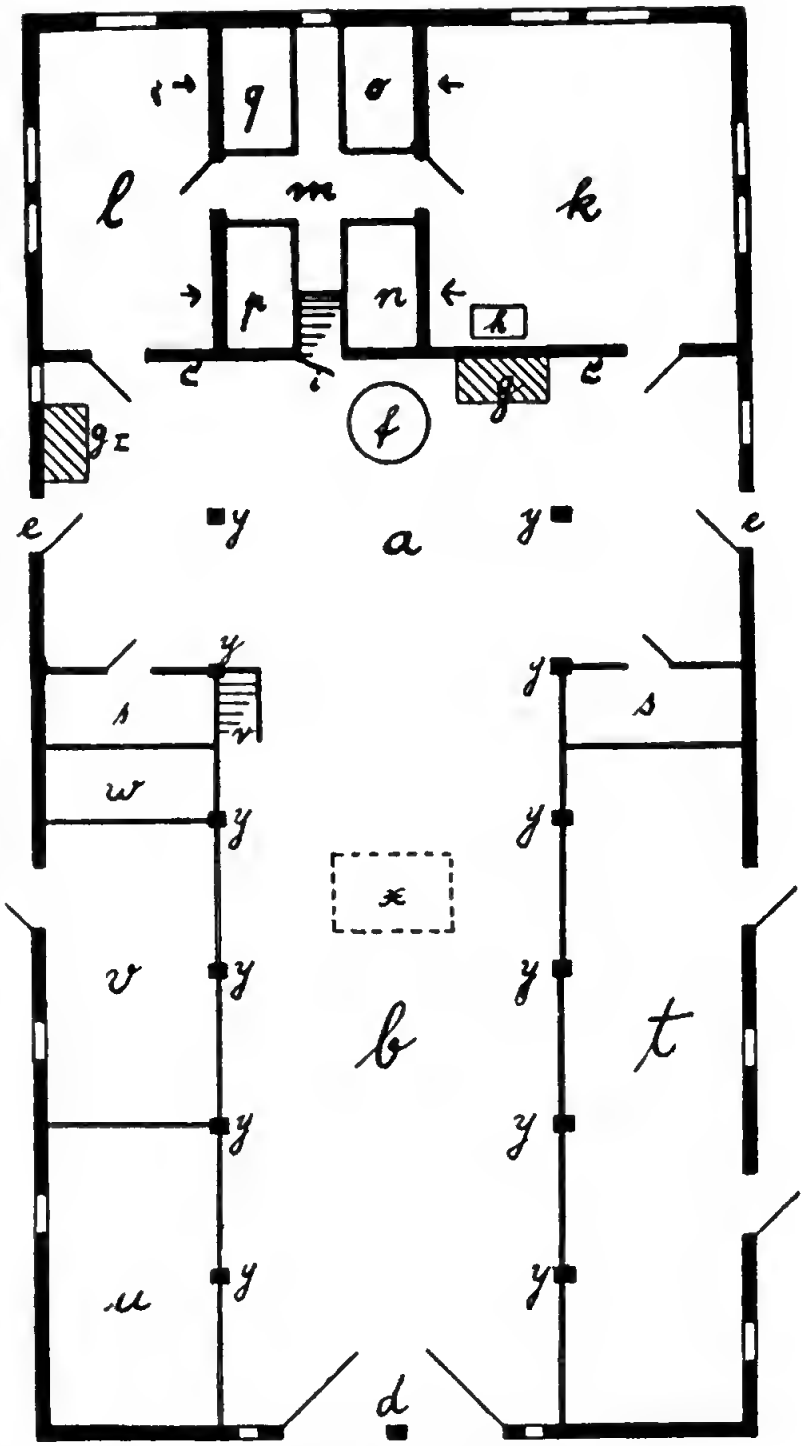
bringen ſoll. Das Bört (Schöttel-bürt) im Hintergrund (a) diente zum Trocknen und Aufbewahren des Geſchirrs; es beſtand in der Hauptſache aus Leiſten, zwiſchen denen das Waſſer abfloß; oben ſtanden die umgeſtülpten Milchſchalen, die Kümpe und an ſie gelehnt die Teller, auf der tieferen Leiſtenlage Grapen und Milcheimer. Das Löffelbrett (Lepel-brett, b) diente zum Hineinſtecken von Löffeln. Der weidene Speck-anhinger (c) vertrat in der alten Zeit den Bindfaden. Auf dem Teller-brett (d) lagen die Schinkenteller. Der große Kochlöffel (Slef, e) war gleichzeitig das Zeichen des weiblichen Regiments; wenn der Vater den Hof an den Sohn abtrat, gab die Mutter, wie man ſich ausdrückte, den Schlef an die Schwiegertochter ab. Stöt-ammer (f) und Stöter (g) werden uns beim Schlachten, Bodder-karrn (h) und Bodder-ſticken (i) beim Buttern, das Bük-hult (k) beim Waſchen und der Ketüffel-moſer (l) beim Kochen begegnen.

Um die Lage des Kellers deutlicher bezeichnen zu können, iſt zunächſt auf die Räumlichkeiten hinter der Dönzenwand einzugehen (vgl. für die folgenden Seiten Fig. 31). Dort liegen in der Regel zwei Stuben (Dönzen), die durch einen Zwiſchenraum (Twiſchen-kommer) mit einander und durch je eine Tür mit dem Flett verbunden ſind. Die eine Stube heißt einfach de Dönz, die andere de Blangen-dönz (Nebenſtube); aber eine beſtimmte Regel über die Lage von Dönz und Blangendönz beſtand nicht: bald lag die Dönz auf der rechten Seite (vom Flett aus gerechnet) und die Blangendönz auf der linken, bald war es umgekehrt. Der Keller pflegte nun unter der Blangendönz[1]) angelegt zu ſein, vielleicht, um die vorzugsweiſe benutzte Dönz nicht unnötig fußkalt zu machen; ſeine Klappe lag unmittelbar vor der Tür der Blangendönz.

In der Mitte der Dönzenwand befand ſich eine Tür. Hinter ihr führte eine kleine Treppe zu dem Dönzen-boen[2]) empor, einem Boden, der ſeinen Namen davon hatte, daß er ſich über den beiden Stuben ausdehnte. Bekanntlich iſt nun die Höhe der Stuben verhältnismäßig gering; daraus erklärt es ſich, daß der Boden, der

[1]) Daher heißt dieſe auch Keller-dönz.

[2]) Boen (mnd. bone, vgl. das hochd. Bühne) bedeutet das obere Stockwerk (ſo hier), dann die das obere und untere Stockwerk ſcheidende Bretterlage.



a. Flett (Vorplatz). b. Große Diele (Große Diele). c. Bänken-wand (Stubenwand). d. Große Thür (Große Thür). e. Thür oder Blangen-thür (Kleine oder Seitenthür). f. Feuer-stä (Feuerstätte). g. Der (später) Wandherd. g1. Der (noch später) eingemauerte Kessel. h. Stubenofen. i. Thür und Treppe zum Bänken- oder Kuten-boen. k. Bänk. l. Blangen-Bänk (Seitenstube). m. Twischen-kommer. n.—q. Schlafräume (Buden). r. Treppe auf den Hau-boen. s. Kammern (Buden, Vorrathsräume). t. Kuhstall. u. Pferde-stall. v. Stall für Kälber und Jungvieh. w. Schweinestall. x. Luke. y. Höft-Ständer (Hauptständer).

Fig. 31. Bauerhaus auf Höftständern gebaut.

über der Großen Diele und dem Flett in gleicher Höhe läuft, bei der Dönzenwand ſich der Stubenhöhe entſprechend ſenkt. Auf dem Dönzenboen bewahrte die Hausfrau das fertig geräucherte Fleiſch, das teils an einem Geſtell hing, teils in einer Lade lag; dort lagerten auch — trocken über den Wohnräumen — in den „Kornkümpen“ (vgl. S. 79) das ausgedroſchene Getreide, daher hieß dieſer Boden auch Kurn-boen.

Über ihm lag noch ein anderer Boden, zu dem man aber nicht von dem Kurnboen, ſondern von der Großen Diele her gelangte. Man mußte dort zunächſt auf den Boden ſteigen und ſich durch die über dem Flett lagernden Heuvorräte hindurcharbeiten: dann ſtand man vor dem Bodenraum, der über dem Kurnboen lag; dieſer Raum wurde auf beiden Seiten von der Schrägung des Daches und hinten von einem Stück der Giebelwand mit dem Eulenloch begrenzt. Der Raum war nur niedrig, doch um ihn nicht unbenutzt zu laſſen, ſtapelte man auch dort Heu auf. Gewöhnlich konnte man ſich nur kriechend in ihm bewegen, und daher hieß dieſer Boden der Kroepel, eigentlich wohl Kroepel-boen (von kroepeln = ein Krüppel ſein, kriechen).

Nehmen wir die Dönz auf der rechten Seite an! Durch eine kleine Tür mit einer Klinke und einem länglichrunden Fenſter trat man in einen vielleicht acht Fuß hohen viereckigen Raum. Die Lehmdiele war mit dem Reiſig- oder Ginſterbeſen (Ris- oder Brâm-beſſen) ſauber ausgefegt worden und mit weißem Sand beſtreut. Rechts von der Tür ſtand vielleicht ein kleiner Tiſch mit einem Stuhl, in der Ecke ſtand oder hing die Wanduhr (Klock). An der rechten Längsſeite waren zwei Fach niedriger Fenſter in Bleifaſſung mit blauen Papierrouleaux (Pepier-rulloſen) angebracht, an der Wand lief eine Bank mit durchbrochener Lehne[1]) hin. Auch vor den beiden Fenſtern der dem Eingang gegenüberliegenden Seite ſtand eine Bank, als Fortſetzung der vorher genannten; ſie ließ aber in der Ecke links Platz für die „Schatolle“ (dat Schetull, Fig. 32). In dem oberen Teile des Schetulls ſtanden buntfarbige Taſſen, eine Zuckerdoſe, ein Milchtopf, Kannen

[1]) Bisweilen war der untere Teil der Bank als Lade zum Aufbewahren des Tiſchtuches und anderer Gegenſtände hergerichtet; der Sitz ließ ſich dann aufklappen. Die Lehne pflegte bei ſolchen Bänken zu fehlen.

und Leuchter, alles Hochzeitsgeſchenke der Brautjungfern, in den Schubladen lagen Leinenſachen, der mittlere, durch eine Klappe geſchloſſene Teil war der Geldſchrank des Bauern. Zwiſchen den Fenſtern der rechten Längsſeite hing der beim Einkauf der Ausſteuer vom Kaufmann zugegebene Spiegel; er war gewöhnlich ſchräg angebracht, und der Platz zwiſchen ihm und der Wand diente zur Aufnahme von Zeitungen und allerlei Schriftſtücken, ſoweit ſie dem Auge anderer nicht entzogen werden ſollten; unangenehme Mitteilungen fanden anderwärts ihren Platz, und von ſolchen hieß es deshalb: dat ward he wol nich achtern Speigel ſteken. Hatten die Frau und die Mägde ſich im Flett gewaſchen und abgetrocknet, ſo gingen ſie in die Stube, um ſich vor dem Spiegel das Haar zu machen (de Mütz upto-ſetten, S. 99). Die Kämme ſteckten in dem ſelbſtgefertigten Kammfutteral (Kammfutter), das unter dem Spiegel hing. Dieſes war ein Stück Pappe, an das mehrere kleine Pappſtücke als Taſchen ſchräg mit ſtarkem Zwirn genäht worden waren. Darauf war die Pappe mit buntem Papier und Rauſchgold beklebt worden.

Fig. 32. Schetull (Schatulle.)

Die Wand zur Linken war mit Brettern verſchalt, die ebenſo wie die Tür, die Fenſter und die Bänke einen blauen (graublauen, gelben) Anſtrich zeigten. An dieſer Wand befanden ſich zwei

Schlafſtätten (Butzen), zwiſchen denen eine Tür nach der Twiſchenkommer führte. In der einen ſchliefen die bejahrten Eltern, in der anderen das junge Ehepaar (de jungen Lü'). Dieſe Verſchläge befanden ſich ſo hoch über dem Fußboden, daß die Benutzer hinaufſteigen mußten (Fig. 33). Vor der Butze war eine Schiebetür

Fig. 33. Butze (Schlafraum) mit Kartoffellager darunter.

(Schüwer). Die Decke und Seiten waren geweißt, wie die Stube. Der Raum unter den Brettern ward in manchen Häuſern, beſonders im Winter, in eigenartiger Weiſe ausgenutzt: hinter einer Klappe lagerte dort immer ein Haufen Eßkartoffeln, der Hausfrau für den täglichen Gebrauch bequem zur Hand und vor dem Verfrieren geſchützt. Die Butzen waren nicht lüftbar. An das Aufmachen des Bettes dachte man gewöhnlich erſt in der Abenddämmerung,

da fand ſich noch am eheſten die Zeit dazu: die Stücke wurden auf Stühle gepackt ('raf kregen) und das Stroh mit dem in der Ecke ſtehenden, unten zugeſpitzten Bett-ſtock aufgeſchüttelt; dann kamen jene wieder hinauf (würen wedder 'nupmakt). Einmal im Jahre wurde die Butze gelegentlich einer Wäſche gründlich gereinigt; man ſeifte die Bretter mit der bei dieſer benutzten Buchenlauge und erneuerte Anſtrich und Stroh. Ebenſo „ſchlichtete" man einmal die älteren Betten im hellen Sonnenſcheine, d. h. man bürſtete die Inletts außen und innen mit einem aus Weizen- oder feinem Roggenmehl hergeſtellten Kleiſter; die Überzüge wurden dadurch widerſtandsfähiger und ließen keine Federn durch. Hatte gerade eine Kuh gekalbt, ſo bürſtete man ſtatt mit Kleiſter mit der erſten Milch, der Beſt-melk. Allmählich traten an die Stelle der Schiebetüren Türen, die bis auf den Fußboden reichten; man nannte ſolchen Schlafraum Alkawen nach dem Alkoven der höheren Stände. In Wirklichkeit war aber beim Alkawen alles — bis auf die Tür — beim Alten geblieben; erſt eine ſpätere Zeit brachte eine weſentliche Verbeſſerung, die Vergrößerung des Schlafraumes und die frei hinter der Tür ſtehenden Bettſtellen, wie ſie heute die Regel ſind.

Links von der Stubentür ſtand gewöhnlich der eine Lehnſtuhl, dann folgte der auf Eichenklötzen ſtehende Ofen, unter und in dem gern das Fußzeug und die Wäſche getrocknet wurden, hinter dem Ofen der andere Lehnſtuhl: hier ſaßen die Frau als Wöchnerin und erkrankte Hausgenoſſen, hier war der Lieblingsplatz der Großmutter. Vor der benachbarten Butze ſtand eine pritſchenartige Ruhebank (Rauh-bank), auf der der Bauer ſeine Mittagsruhe hielt, eine rohgearbeitete, mit Vorliebe rotbraun angeſtrichene Holzbank, deren ſchräges Kopfende dem zweiten Lehnſtuhl zugewandt war. In anderen Häuſern ſtand die Ruhbank ſo, daß die Füße des Ruhenden unmittelbar den Ofen berührten; daher bedeutete he warmt ſik de Tön (wärmt ſich die Zehen) ſo viel, wie „er liegt auf der Ruhebank". Hier und da diente die Ruhebank, wie wir das oben bei der Sitzbank ſahen, gleichzeitig als Lade.

Über der dem Ofen näheren Butze war in der Wand ein Milchſchrank (Melk-ſchapp) angebracht. Da die Balken unter der Decke lagen, hatte man weitere Börte dadurch hergeſtellt, daß

man überſtehende Latten unter die Balken nagelte und mit Brettern belegte; die betreffende Milch ſtand allerdings frei und war arg dem Staube ausgeſetzt. In anderen Häuſern hatte man auch ſtehende Milchſchränke, deren Türen hier und da ſogar mit Schnitzwerk verſehen waren. Unter einem der Balken war der Krüſel befeſtigt. An der Decke hingen aus Eiern zurechtgemachte Vögel, wie wir ſie vom Erntefeſte kennen.

Über der anderen Butze, auch wohl über dem Schetull und in den Ecken, hing allerlei Wandſchmuck (Schilleratſen, d. h. Schildereien, Malereien), Darſtellungen der Jahreszeiten, Frauenköpfe, eingerahmte Einſegnungsverſe, bibliſche Darſtellungen, neuerdings auch Photographien. Hausſegen, denen man heute hier und da in den Bauerhäuſern begegnet, waren noch nicht bekannt, wohl aber beſaßen manche in Abſchrift einen ſogenannten Haus- und Schutzbrief oder Himmelsbrief, der vor allen Gefahren, Dieben, Mördern, feindlichen Geſchoſſen und Gefangenſchaft feite und den die ausziehenden Krieger zu ihrem Schutz mit ins Feld nahmen. „Vom Himmel geſandt iſt dieſer Brief, im Holſteiniſchen iſt er gefunden worden 1724. Er war in goldenen Buchſtaben geſchrieben und ſchwebte zu Radagina (in einer anderen Abſchrift Biatagier) über der Taufe. Wer ihn ergreifen wollte, dem wich er zurück, bis 1791 einer ſich den Gedanken machte, ihn abzuſchreiben und der Welt mitzuteilen, zu dem neigte ſich der Brief.“ Auch als Bilderbogen wurden ähnliche Schutzmittel verbreitet; ſo befindet ſich in meinem Beſitz ein „Haus- und Schutzbrief vom Jahre 1724“ mit Waffen und Geſchoſſen, Sprüchen und Gebeten.

Vor den Bänken ſtand der große viereckige Eßtiſch aus Eichenholz. Seine vier Füße waren etwa in der Höhe von 4—5 Zoll durch Leiſten verbunden: dieſe gaben dem Tiſch feſteren Halt, dienten zum Meſſerſchärfen und beſonders zum Aufſetzen der Füße (daher der Name Fot-liſten). Eine beſondere Fußbank war, wie früher (S. 195) erwähnt worden, nicht bekannt. Sonnabends wurde der Tiſch mit Sand geſcheuert, wodurch er im Laufe der Zeit eine ganz weiße Farbe erhielt. Auf den Bänken (achtern Diſch) ſaßen die Dienſtboten, auf Lehnſtühlen (vörn Diſch) der Bauer und ſeine Frau, die Kinder auf Stühlen, in Familien mit viel Kindern und wenig Dienſtboten auch auf den Bänken. Es leuchtet

ein, daß hier die uralte Sitte fortlebte, nach der auf dem Hochſitz der Herrſcher und auf den Bänken das Gefolge ſeinen Platz hatte. Auch der Gaſt mußte ſich auf einem Stuhle niederlaſſen. In den bäuerlichen Gaſtwirtſchaften wird noch heute jeder, dem eine gewiſſe Ehrerbietung erwieſen werden ſoll, ausdrücklich gebeten, ſich auf einen Stuhl zu ſetzen: ſett Di doch nich up de Bank, ſett Di doch up 'n Stohl! Die Eindrücke, die man auf alten Tiſchen ſieht, ſtammen aus der Zeit der dreifüßigen Pfanne; dieſe ſtand gewöhnlich auf Torfkohlen und wurde dann unmittelbar auf den Tiſch geſetzt. Die Magd pflegte zwar vorher mit den heißen Pfannenfüßen einigemal auf dem ſandigen Fußboden hin und her zu ſtreichen, aber jene waren doch nicht immer hinreichend abgekühlt. Als nach der Einführung der Sparherde die Füße fortfielen und die „glatte" Pfanne aufkam, legte man ein Stück Holz oder einen eiſernen Ring unter. In der Ecke, auch zwiſchen den Fenſtern, waren Streifen von Leder angebracht: durch dieſe ſteckte das Geſinde[1]) nach der Mahlzeit den abgeleckten und im Tiſchtuch abgetrockneten Löffel. Jeder hatte ſeinen eigenen, durch eine Kerbe oder ein ſonſtiges Zeichen kenntlich gemachten Löffel; überall gab es Leute, die aus Ahorn (Ahurn) mit dem eigenartig gekrümmten Löffelmeſſer (Lepel-meſt) Löffel zu ſchnitzen verſtanden und verkauften. Auch die oder, wie man ſagte, „der" Gabel (Gawel) hatte dort ihren Platz; aber es dauerte lange, bis ſie zur allgemeinen Einführung gelangte (vgl. S. 183). Ein Meſſer trug jeder in der Taſche (ebd.), ſelbſt die Dienſtmädchen, die es noch heute ebenſo wie die Knechte zum Zerſchneiden der Speiſen mit aufs Feld nehmen.

Wir gehen jetzt durch die mit alten Laden und Schränken beſetzte Twiſchenkommer und werfen einen Blick in die Blangendönz: Koffer und Laden, für die Dienſtmädchen beſtimmte Butzen, die denen der Stube zugekehrt liegen, das Ganze macht den Eindruck einer Rumpelkammer.[2]) Nur wo die Altenteiler ein beſonderes Zimmer für ſich verlangten, ging man vielleicht an eine würdigere Ausſtattung dieſes Raumes.

[1]) Löffel und Gabel der engeren Familie pflegte die Hausfrau mit einem naſſen Tuch abzuwiſchen und nachzutrocknen und in die Schublade (Schuf) des Tiſches zu legen.

[2]) Dieſe Stube wurde denn auch oft nur „Kammer" genannt.

Zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen, das verſtand die Bauerfrau nicht. Vor den Fenſtern der Stuben ſah es meiſtens öde aus. Kein Blumenſchmuck, höchſtens ein Teller mit einem Vergißmeinnichtkranz (S. 21) und ein Topf mit Hauslauch (Hûs-lô), deſſen Blätter und Saft gegen Brandwunden, Warzen und Geſchwüre Verwendung fanden; andere hatten dort einen „Brandbaum“ ſtehen, ein Zwiebelgewächs mit dicken, fleiſchigen Blättern, die, ebenſo wie der Hauslauch, durchgeſchnitten und mit der Innenſeite aufgelegt, Brandwunden heilten. Auf dem Dach über der Kleinen Tür befand ſich eine Schale mit Donnerkraut, die nach vorne zu durch breite Stäbe oder Stöcker feſt und gerade gehalten wurde und über die das Gewächs nach allen Seiten weit hinausgewuchert war. Dieſes Donnerkraut auf dem Dache (auch Dack-lô genannt) ſchirmte das Haus vor Blitz; außerdem laſen bei ſchwerem Gewitter alle Hausgenoſſen im Geſangbuch: eine eigenartige Verquickung heidniſchen und chriſtlichen Denkens.

Blumenzucht wurde nur in beſcheidenen Grenzen getrieben. In den erſten Monaten des Jahres zogen Männer aus dem lüneburgiſchen Bardowieck, die mit kleinen Beuteln gefüllte Kiepe auf dem Nacken, von Dorf zu Dorf und verkauften die Wirtſchaftsſämereien, Runkel-, Steckrüben- und Kohlſamen. War gut eingekauft worden, ſo gaben ſie för de Kinner en beten Blomenſaat to, und lediglich, um dieſen eine Freude zu machen, legten die Eltern, etwa vor den Fenſtern der Dönz, ein Blumenbeet (Blomen-bleck, von mnd. blek = Platz, Stelle) an. Dort wuchſen denn bald die mannigfachſten „Roſen“, womit, wie in anderen Teilen Deutſchlands, alle roſenähnlichen Blumen und überhaupt Gartenblumen bezeichnet wurden. Dort blühten Reſeda und Goldlack, die Päonie (Pings-roſ', Pfingſtroſe) mit ihren handgroßen Blüten, die rieſige Sonnenblume (Sünn-roſ'), der Mohn (Mahnroſ') und die nelkenartigen Klûſter-negel mit den im Klûſter oder Klumpen ſtehenden Köpfchen. Die Kinder rochen an dem ſcharfen Rüke-buſch, zogen lachend ihre gelbgefärbten Näschen aus den Feuerlilien, den Gelen Neſen, zurück, betrachteten behutſam am giftigen Eiſenhut oder Venuswagen (Blauge Schoh) die ſchuhförmigen Blütenblätter und in den Blüten das Wägelchen mit den beiden Täubchen und naſchten von dem dazwiſchen gepflanzten

Stachelbeerſtrauch (Stickbeern-wrît). Auch der Salbei (Salwei) ſtand dort, deſſen Blätter die Mutter dem Hausmittelſchatze einverleibte.

Die Baumzucht fand beſſere Pflege. An Stelle einer gefällten Eiche wurde ſofort eine neue gepflanzt; ſo blieb die Zahl der Eichen ſtets dieſelbe, oder ſie vergrößerte ſich gar, während heute die kurzſichtigen Enkel den langſam wachſenden und ſpät nutzbaren Baum zu wenig nachpflanzen und ſo das niederſächſiſche Landſchaftsbild eines ſchönen Reizes mehr und mehr verluſtig geht. Die Eichen waren der Stolz und die Freude des Landmanns, und mancher beſaß einen beſonderen „Eichhof"; ein alter Bauer meiner Heimat, wegen ſeines Baumreichtums weit und breit der Eichenkönig genannt, lehnte einmal die Zumutung, ſeine Eichen zu fällen und das Geld auf die Sparkaſſe zu tun, mit den Worten ab: Dat Gild kann ik nich fehn, awers de Eken kann ik alle Dag' fehn. Der „Grashof" ſtand voll Obſtbäume,[1]) unter denen im Sommer oft die Göſſel weideten. Neben den Eichen umgaben Obſtbäume, Schatten ſpendend, das Wohnhaus. Auch der Hollunderſtrauch war auf vielen Höfen zu finden, und hier und da lebte noch der Glaube, daß unter ſeinen Wurzeln die Zwerge, die guden Holden, wie ſie anderwärts hießen, ſicher aber auch in der Heide einſt genannt wurden,[2]) ihre Wohnung hätten und das Abhauen des Strauches Unglück für das Haus heraufbeſchwöre.

Von der Großen Diele (vgl. Fig. 31, S. 200) führte eine Treppe auf den Boden (Boen), auf dem vorzugsweiſe das Heu (daher der Name Hau-boen), daneben ein Teil des Getreides aufgeſtapelt war. Die Treppe lag der Bequemlichkeit wegen ſtets in der Nähe des Vorplatzes. Oft war neben ihr in der Wand ein Verſchlag zum Schlafen angebracht. Die Diele entlang ſtand das Vieh. Schon Tacitus (Germ. 5) erzählt von den Germanen,

[1]) „Obſt" drückte man durch Appel un Beren, alſo nach den häufigſten Obſtſorten, aus, oder man gebrauchte Aft (mnd. avet), das aber jetzt durch „Obſt" mehr und mehr verdrängt wird.

[2]) Ich habe Jahrb. 23, 55 f. den Nachweis zu führen verſucht, daß durch den Nordweſten der Heide ſich eine noch heute in den Ortsnamen wahrnehmbare Spur alter Holdenverehrung ziehe (Hollen-ſtedt, Hol-linde, Hol-vede, Hol-torf und das ſchon im Stadiſchen liegende Hollen-beck).

daß die Rinder ihr „alleiniger und liebſter Beſitz“ (solae et gratissimae opes) ſeien: dem entſpricht es, wenn in der Heide das Vieh, beſonders das Rindvieh, dat Got, das Gut, genannt wird. Und wenn Tacitus an derſelben Stelle ſagt, die Germanen hätten vor allem an der „Zahl“ der Rinder ihre Freude (numero gaudent), ſo ſtimmt hierzu genau, daß der Heidebauer mit Vorliebe von ſeinem Veh-ſtapel ſpricht, denn Stapel bezeichnet den aufgeſchichteten Haufen, die Menge. Die Kühe waren mit der Halskette an einen Ring gefeſſelt, der um den bis an den Boden reichenden Stallbaum auf und nieder lief und ſo dem Kopfe freie Bewegung geſtattete. Häufig lagen auf der einen Seite die Ställe für die Kühe, ein Stall für Kälber und Jungvieh, ein anderer für einen Teil der Schweine (ſoweit dieſe nicht in der Scheune untergebracht waren, alſo etwa für eine Mutterſau mit ihren Ferken) und der Pferdeſtall. Wohl ausnahmslos hatte der Pferdeſtall unten auf der Diele bei der Großen Tür ſeine Stelle, damit die Pferde beim Hinaus- und Hineingehen möglichſt wenig die Diele beſchädigten. Nicht ſelten war auch beſonders in der Nähe des Fletts dieſe und jene „Kammer“ zur Aufbewahrung von landwirtſchaftlichen Geräten oder als Vorratskammer oder Schlafgelaß abgeſchoren. Unmittelbar vor den Köpfen der Tiere ſtanden ſogenannte Höft-ſtinner, paarweiſe, durch das ganze Haus verteilte Ständer, von denen etwa 5—6 Paar auf ein Bauerhaus kamen. Jeder Ständer hielt 18 Zoll ins Geviert, war kantig beſchnitten und beſtand aus Eichenholz. Als Beiſpiel für die Haltbarkeit dieſes Holzes ſei angeführt, daß ein von einem mir bekannten Zimmermann vor einiger Zeit herausgenommener, „noch ganz kerniger und geſunder“ Höftſtänder die Inſchrift „Anno 1590“ gehabt hat. Auf beiden Seiten der Diele, unmittelbar vor den Viehſtällen, lag ein auf Feldſteinen ruhender eichener Lagebalken (de Leg'), in dem die Ständer ſtanden (Fig. 34). Dieſe Balken waren von der gleich hohen Diele verdeckt; ſie bildeten gleichzeitig die Bordſchwelle der 1—2 Fuß tiefer liegenden Viehſtälle. Die beiden Höftſtänder des Fletts ſtanden nicht in einer Lege, ſondern hatten ihre beſondere Baſis. Über den Höftſtändern jeder Seite liefen Längsbalken; je zwei ſtarke, mit Zapfen eingelaſſene Kopfſtreben hielten einen Höftſtänder mit dem Längsbalken zuſammen. Auf den Längsbalken,

den Luchten,[1]) lagen, Diele und Flett überſpannend, Querbalken, die ihrerſeits die Bretter des Bodens trugen. Jeder Höftſtänder war nun aber auch mit dem betreffenden Querbalken durch eine Strebe verbunden. Die drei genannten Kopfſtreben hießen

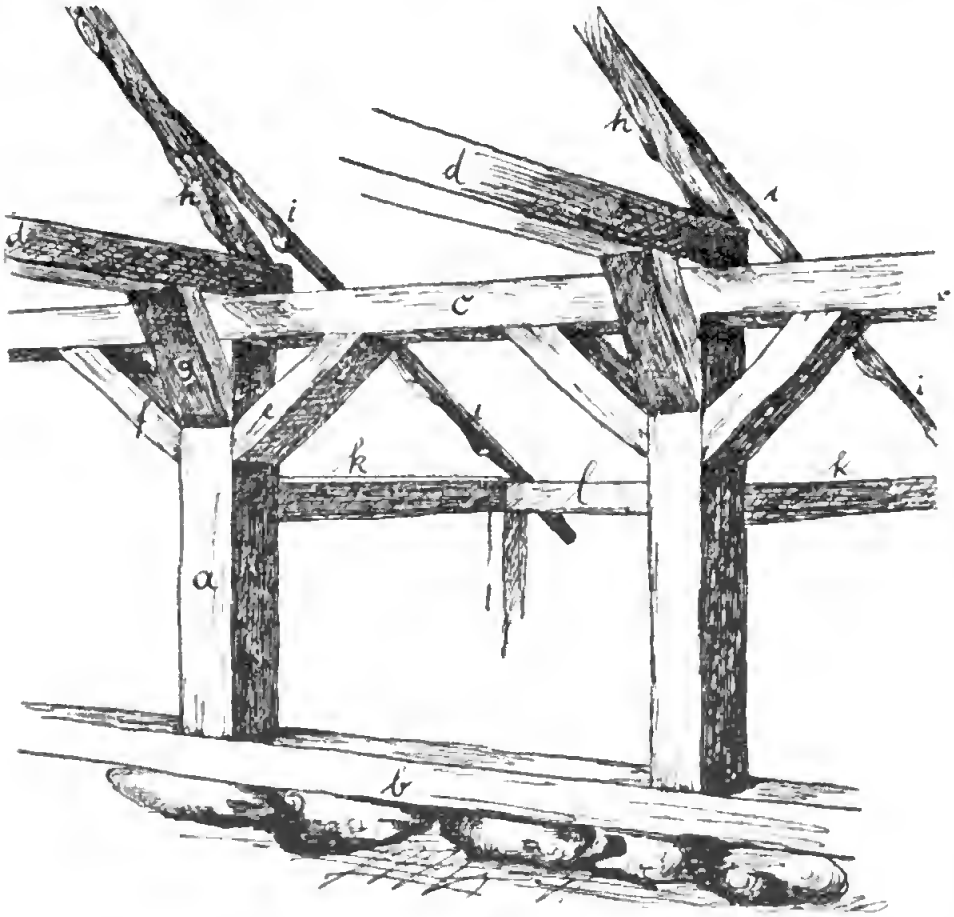


Fig. 34. Konſtruktion des Gebälks.

a. Höftſtänder (Höft-ſtinner). b. Lagebalken (Leg'). c. Längsbalken (Lucht). d. Querbalken. e.—g. Kopfſtreben (dat Band-hult). h. Hauptſparren (Sporen). i. Aufläufer (Up-löper). k. Riegel (In-tog). l. Oberſter Balken der Außenwand (Mur-platen).

zuſammen dat Band-hult (Verbindungsholz). Die Querbalken ragten auf jeder Seite etwas über; an ihrem Ende waren die

[1]) Lucht hängt ſicher mit mnd. luchten aufheben zuſammen und bezeichnet die Längsbalken als die Emporheber oder Träger der Querbalken und des geſamten Bodens.

Hauptſparren (Sporen) befeſtigt. So ruhte denn (vgl. Fig. 35) die Hauptlaſt des Gebäudes auf den Höftſtändern, und hieraus erklärt ſich auch ihr Name; denn Höft iſt das mnd. hôft und bedeutet das „Haupt“, alſo Höft-ſtinner ſind die Hauptſtänder. Bei dieſer Bauart, bei der, wie man ſagte, das Haus „auf Höftſtändern gebaut“ war, reichte denn auch für den unteren Teil des Daches leichter gearbeitetes Sparrenwerk aus, ſogenannte Slêten, einmal durchſchnittenes Tannenholz; dieſe begannen ein gutes Stück unterhalb des Mur-platens (der Mauer-platte), d. h. des oberen

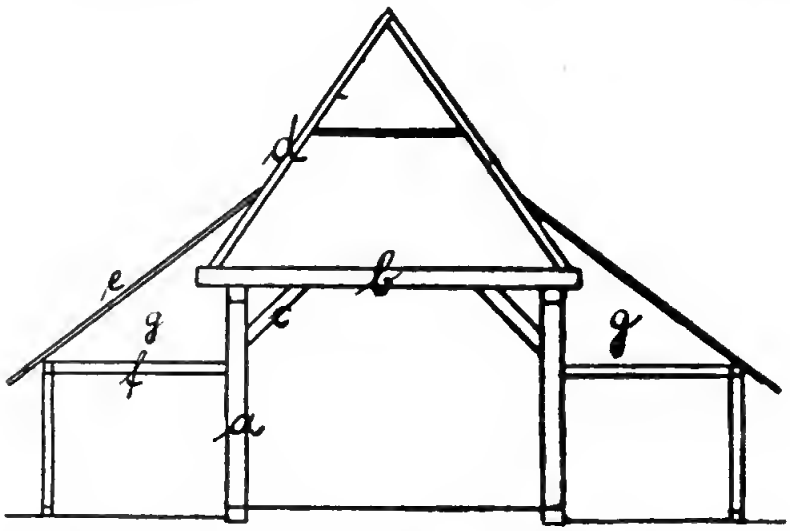


Fig. 35. Querſchnitt des Bauerhauſes.
a. Höftſtänder. b. Querbalken. c. Kopfſtrebe. d. Hauptſparren. e. Aufläufer. f. Intog. g. Hille.

Balkens der Außenwand, denn das Dach pflegte weit hinabzureichen, ſo weit, daß ein zwölfjähriges Kind bequem hinanreichen konnte; mit den Hauptſparren wurden die Schleten nicht ſchon in der Höhe der Querbalken verbunden, ſondern erſt an einem höheren Punkte; ſie liefen zuerſt noch eine Strecke überher, näherten ſich mehr und mehr und liefen ſchließlich gleichſam auf die Hauptſparren auf, daher wurden ſie Up-löpers (Aufläufer) genannt. Die Hauptſparren und die Aufläufer waren die Unterlage für die Latten, die mit Weiden feſtgebunden wurden und dann ihrerſeits wieder die Unterlage für das Strohdach bildeten. Die Hauptſparren ließ man ſo, wie der liebe Gott ſie hatte wachſen laſſen, nur die obere

Seite, auf der die Latten zu liegen kamen, wurde gerade zugehauen; auch die Längs- und die Querbalken behieb man nur, soweit es nötig war.

Mit dem oberen Rand der Außenwand verband jeden Höftständer ein sogenannter Riegel, der an Stärke etwa einem viertel Balken entsprach. Dieser Riegel hieß der In-tog, da er die Außenwand vor dem Ausweichen nach außen bewahrte, sie gleichsam nach innen zog (vgl. Fig. 34 u. 35). Quer über diesem Riegel lagen Schleten, die die Decke der Viehställe und gleichzeitig den Boden der Hille bildeten. Nämlich der Raum auf beiden Seiten der Diele oberhalb der Ställe, den seitwärts ein Teil des Daches und oben das Ende der Querbalken begrenzte, hieß de Hill (mnd. hilde). Hier, up de Hill, stand das geschüttete Dachstroh, lagen Heideplaggen mit Moorerde (Schuppen), die, getrocknet, ein gutes Feuer gaben, und für die Milchkühe bestimmtes Heu, hier hockten auf Sitzstangen, dem Wiemen, die Hühner; an den Balken standen und hingen Strohnester und alte Bienenkörbe, in die die Hühner legten.

Die Bretter des Bodens waren gewöhnlich recht dünn gelegt, und Heu und Getreide lugte neugierig durch; auf diese Weise sparte der Bauer Geld und gewährte dem so dienlichen Rauch leichteren Zutritt zu den Vorräten. Etwa in der Mitte befindet sich die zum Hinauf- und Hinabschaffen des Heues und des Getreides dienende Luke (Luk').

Der Diele gewähren die beiden in der Höhe der Großen Tür angebrachten und ein Fach füllenden Fenster (vgl. Fig. 1) und die Fenster des Fletts ein sehr spärliches Licht, aber die Große Tür steht, zumal im Sommer, fast den ganzen Tag offen. Sobald Wagen durch die Große Tür fahren sollen, müssen zuvor der Mittelständer (de oder dat Dössel, mnd. dorstel) der Tür und ihr Lagebalken (de Dör-leg') fortgenommen werden.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf den Raum zwischen dem Hause und der steinernen Hofmauer oder dem aus kreuzweis stehendem Eichenspaltholz gefertigten Zaun! Hinter einer der Kleinen Türen, oft in bedenklicher Nähe des Viehstalles, lag der Ziehbrunnen (Sot, von mnd. sêden = sieden, kochen, aufwallen, also eigentlich die Quelle, Fig. 36). Hier stand die Frau oder die

Magd, drückte die am Querbalken (Sot-ſwinger, d. h. Brunnenſchwengel) durch ein Kettenglied befeſtigte Stange nicht ohne Anſtrengung hinab, bis der Schöpfeimer ſich füllte, ließ Stange und

Fig. 36. Der Sot (Ziehbrunnen).

Eimer durch die Wucht des hinten durch einen Grapen und Steine beſchwerten Querbalkens, der in der Gabel eines eingegrabenen ſtarken Stammes um einen eiſernen Bolzen ſich bewegte, leicht emporgleiten[1]) und goß dann das Waſſer in die mitgebrachten Eimer.

[1]) Die kleinen Leute, ſoweit ſie einen eigenen Brunnen beſaßen und nicht den eines Bauern mitbenutzten, hatten oft keinen Sotſwinger, ſondern

Oder ſie füllte den neben dem Sot-geſlink,[1]) dem unteren viereckigen Brunnenrahmen aus Eichenbalken, ſtehenden langen Börntrog, damit die von der Weide kommenden Tiere ihren Durſt ſtillen konnten. Auf jenem Rahmen erhoben ſich vier gleiche ſenkrechte Balken, rings mit eichenen Brettern benagelt und oben in halber Manneshöhe mit halbdicken Ständern umgeben. Unter dieſem Rande befeſtigte die Waſſerträgerin nach getaner Arbeit den Schöpfeimer und kehrte, indem ſie die Eimer mit der um die Schulter gelegten Dracht[2]) (oder Dracht-hult) trug, trockenen Fußes — dank dem Feldſteinpflaſter an der Ausgußſeite des Brunnens — ins Haus zurück.

Bekanntlich lag die Große Tür gewöhnlich nach der Straße zu, alſo im Vör-hus, während das eigentliche Wohnhaus hinten lag, weshalb es auch dat Achter-hus hieß.[3]) Man darf nun dieſe Anordnung der Wohnräume nicht, wie es wohl geſchieht, als eine Folge des in ſich gekehrten und ſich von der Welt abſchließenden niederſächſiſchen Sinnes hinſtellen. Das Maßgebende war die Lage der Großen Diele und der Großen Tür: beide ſollten naturgemäß ſo liegen, daß die Dung- und Erntewagen möglichſt bequem die Straße erreichten.[4]) So erklärt ſich die obige Anordnung zunächſt aus wirtſchaftlichen Gründen; ethiſche Rückſichten haben dabei keine ausſchlaggebende Rolle geſpielt.

Vor der Großen Tür lag auf der einen Seite, ſtellenweiſe auf beiden Seiten, der Miſthaufe (Meß-hümpel, Meß-miet).[5])

---

zogen den Eimer mit einer in einen Haken auslaufenden Stange empor; dieſe lag gewöhnlich quer über dem Geländer.

[1]) = Brunnenſchlund (vgl. mnd. ſlunk = Schlund).

[2]) Eigentlich die Vorrichtung zum Tragen (mnd. dragen).

[3]) Lag das Haus weiter von der Straße ab, ſo baute man auch anders. Die bequeme Anfahrt (vgl. im folgenden) war in dieſem Fall auf dem großen Hofraum ja bei verſchiedener Bauart möglich.

[4]) Aus demſelben Grunde liegt in der Elbmarſch (z. B. in Ober- und Nieder-Marſchacht und Umgegend) die Große Tür nach der Feldſeite zu, ſo daß ein bequemer Koppelweg unmittelbar von den Feldern zu ihr führt; die Wohnräume ſind dort infolgedeſſen nach der hinter den Häuſern laufenden Hauptverkehrsſtraße, dem Deiche, gewandt.

[5]) Wenn in manchen Dörfern die Große Tür als Miſſen-dör bezeichnet wird, ſo liegt dieſer Bezeichnung wohl die Sitte, den Dünger aus dem Stalle in eine Grube zu werfen (mnd. miſte Düngergrube), zugrunde.

Der Heidhaufe (Heid-hümpel) hatte gewöhnlich auf dem Hofe unter einem Baume ſeinen Platz; im Winter waren zum Schutze Bretter herumgeſetzt. Beſondere Schuppen zur Aufbewahrung der Heide (Heid-ſchur) ſind wohl erſt in neuerer Zeit errichtet worden. Das Gleiche gilt von den Holz- und Torfſchauern (Hult-, Törf-ſchur). Manche beſitzen auch einen gemeinſamen Schuppen für Holz, Torf und Heide.

Holz wurde früher faſt nur zum Backen verwendet (Backer-hult). Man packte es dahin, wo gerade Platz war, ebenſo wie den Torf. Eine beſtimmte Menge Holz wurde den Mitbeſitzern einer Waldung unentgeltlich geliefert; den Bedarf an Torf deckte die eigene Wirtſchaft. Arme Frauen laſen mit ihren Kindern im Holze die Windbrüche auf; de Hult-ſökers nannte man ſie.

An Nebengebäuden werden in einem Weistum der Reformationszeit[1]) die Scheune und das Backhaus genannt, und in dieſer Hinſicht iſt es bis ins 19. Jahrhundert im ganzen beim Alten geblieben. In der Scheune (Schün) hat ſich die uralte Banſe (Banſ'), der Aufbewahrungsort für Getreide neben der Tenne, bis heute erhalten.[2]) Der Fußboden der Banſe wurde und wird an manchen Orten mit kleinen Steinen gepflaſtert oder mit gutem Lehmſtrich überzogen; auf ihn kam zunächſt eine Lage Stroh, um die Körner vor der Bodenfeuchtigkeit zu ſchützen. Auf dieſer Unterlage wurde dann das Getreide regelrecht aufgeſchichtet (banſt). Gewöhnlich wurde zuerſt aus der Banſe gedroſchen, und zwar auf der ebenfalls mit feſtem Lehm verſehenen Tenne, ſo mit Vorliebe zur Saat im Herbſt; das Getreide war dort zur Hand, man brauchte es nicht erſt vom Boden des Wohnhauſes herunterzuwerfen. In manchen Scheunen war auch, zumal, wenn die Räume neben der Hausdiele nicht reichten, ein Verſchlag für die Schweine (Swin-kawen) gemacht. Beſondere Häuſer für die Schweine (neben Wohnhaus und Scheune) waren in der alten Zeit unbekannt oder jedenfalls

---

[1]) In dem von mir veröffentlichten Weistum der Holzmark Hollenſtedt, das 1533—44 der Paſtor Heinrich Lange im Einverſtändnis mit den damaligen Bauern niedergeſchrieben hat. In dieſem heißt es (Jahrb. 23, 54 ff., § 6): wol (wer) holt houwet ... thom huſe, ſchune efft backhuſe.

[2]) Vgl. meine Mitteilungen Korr. 23, 85. 86, die ich beim Folgenden zugrunde lege.

ſelten; erſt neuerdings hat jeder beſſergeſtellte Bauer ein Swinhus, das bald einfacher, bald beſſer (mit Futterküche) ausgeſtattet iſt. Hier und da errichtete man auch Speicher zur Aufbewahrung des gedroſchenen Getreides (Spiker, Kurn-ſpiker). Wohl auf keinem Hofe fehlte in der alten Zeit der Bienenzaun (Immentun, in der Südheide auch Lie, f.,[1]) doch war die Anzahl der Stöcke ſehr verſchieden und richtete ſich im ganzen nach dem übrigen Beſitze; der eine hatte en grote Lag' (Schicht) Immen, der andere en lütte. Aborte ſind auch in dieſen Gegenden erſt in den letzten Jahrzehnten gebaut worden; man ging ins Freie[2]) oder benutzte, durch Krankheit an das Bett gefeſſelt, den Eimer.

In dem erwähnten Weistum geſchieht auch des „Backhauſes" Erwähnung, und an einer anderen Stelle ſpricht es von den „in Backhäuſern wohnenden" Leuten (de yn Backhuſen woneth, § 16). Dieſe Backhäuſer, die Häuslingshäuſer des 16. Jahrhunderts, in denen der Häusling mit ſeiner Familie wohnte und zugleich der Backtrog und der Backofen des Bauern[3]) ſtanden, ſind bis in das 19. Jahrhundert in der gleichen Weiſe benutzt worden. Außer Backhausbewohnern kennt das Weistum nur Höfner und Kötner (hovener, koter), und zwar hatte der Kötner in jeder Beziehung die halben Rechte des Höfners.

Die ſpätere landbautreibende Bevölkerung gliederte ſich mannigfacher: die Höfner ſchieden ſich in Voll- und Halbhöfner, die Kötner in Groß- und Kleinkötner. Die Kötner (Koeter) pflegten in alter Zeit den Herren nur Handdienſte zu leiſten; ein Teil von ihnen verbeſſerte aber ſeine Verhältniſſe und begann dann Spanndienſte zu leiſten; dieſe aus der Zahl der übrigen hervorragenden Kötner waren die Großkötner oder, wie man ſtellenweiſe (z. B. in Fintel)

[1]) Über die Herkunft des eigenartigen Wortes (eigentlich Hütte, dann Schutz, Schutzhütte) verweiſe ich auf meine Ausführungen Korr. 24, 21 f.

[2]) Auf manchen Höfen waren hinter der Scheune zwei Pfähle eingerammt, und darüber lag ein Knüppel; hier (oewer'n Knüppel) verrichtete das ganze Haus ſeine Notdurft.

[3]) Das Brot des Häuslings wurde unentgeltlich mitgebacken. Stellenweiſe ſcheint es auch ein öffentliches Backhaus gegeben zu haben; ſo beſtand in dem Flecken Toſtedt früher ein „Bauernbackhaus" (Bur-backhus); über derartige öffentliche Backhäuſer vgl. Heyne, Hausaltert. I 195, 297, III 268.

ſagte, Pflugkötner (Plôg-koeter). Seit der Verkoppelung, alſo der Mitte des 19. Jahrhunderts,[1]) umfaßte ein Vollhof (Vull-hoff) mit Ackerland, Wieſen, Weide und Heide etwa 360—400 Morgen, ein Halbhof 180, das Beſitztum (Kat, Kat-ſtä') eines Großkötners 90, eines Kötners 45. Dieſe Zahlen können aber nur einen ganz allgemeinen Anhalt geben. Im großen und ganzen wünſchte jeder auf der Stufe, der er einmal angehörte, zu verbleiben, eine zunächſt auffällige Erſcheinung, deren Erklärung darin liegt, daß nach der obigen Gliederung ſich die Höhe der Kirchenſteuern richtete. Zu dieſen Gruppen traten noch die den Dorfrand, den Brink, beſiedelnden Brinkſitzer, ſtellenweiſe, z. B. in Fintel, Neubauern (Nê-bôern) genannt, mit etwa 25 Morgen, die Anbauer, die ſich außerhalb des Dorfes einige Morgen kauften und darauf anbauten, und die Abbauer, die ſich im Dorfe auf einem von einem Hofe abgetrennten Stücke niederließen.[2]) Neben dieſen überwiegend neuen Gruppen dauerte die der Häuslinge fort.

Kehren wir nunmehr zum Backhaus der Heide zurück! Eine Vorſtellung von dieſen alten Häuslingshäuſern gewinnt man aus Fig. 37. Das Haus, deſſen Grundriß hier geboten wird und das dem Vollhöfner Peter Prigge in Hollenſtedt gehört, iſt 1801 gebaut worden, es darf aber ohne Zweifel als Typus des alten Backhauſes gelten. Die Länge des Hauſes beträgt etwa $8\frac{1}{2}$ m. So iſt denn auch der Wohnraum ſehr beſchränkt; „wir wohnen hier

---

[1]) In der Zeit, wo Heide und Weide ſich noch im gemeinſamen Beſitz befanden, waren die Zahlen natürlich entſprechend kleiner. So giebt H. Dehning in einem Artikel der Harb. Anz. u. Nachr. (2. 8. 1898 „Aus d. Lün. Heide") für die alte Zeit, und zwar zunächſt wohl für die Südheide, 4 Hufen zu je 30 Morgen als Beſitz des Vollhöfners an.

[2]) In der Südheide begegnen zum Teil andere Benennungen. Der Vollhöfner heißt dort auch Vull-meier oder Vull-ſpänner, da er ſein Beſitztum mit einem „vollen Spann" (vier Pferden) beackern läßt, der Halbhöfner auch Halbmeier oder Halbſpänner. Kötner, Brinkſitzer und Anbauer gehören auch der ſüdlichen Heide an. Daneben kommen einige Sattelhöfe und Schriftſaſſengüter vor. Jene haben, wie es ſcheint, lange einen Mann im Sattel zu unterhalten gehabt; ſie waren von Herrendienſten befreit. Die Schriftſaſſengüter hatten hinſichtlich ihres Gerichtsſtandes beſondere Vorrechte. Gering war die Zahl der nach Lehnsrecht beſeſſenen und vererbten Bauerlehne (nach dem in der vorigen Anmerkung genannten Artikel).

in einer Hütte, gerade wie Abraham", meinte einſt ein Backhausbewohner, als ich ihm einen Beſuch machte.

Andere Backhäuſer dehnten ſich mehr der Länge nach aus. Auf der einen Langſeite lagen die verſchiedenen abgeſchorenen Räume, als letzter die Wohnſtube. An der Wohnſtubenwand befand ſich der Herd, dicht dabei, an der anſtoßenden ſchmalen Seite des Hauſes, der Backofen. Auf der anderen Langſeite blieb nichts als ein verhältnismäßig ſchmaler Gang über.[1])

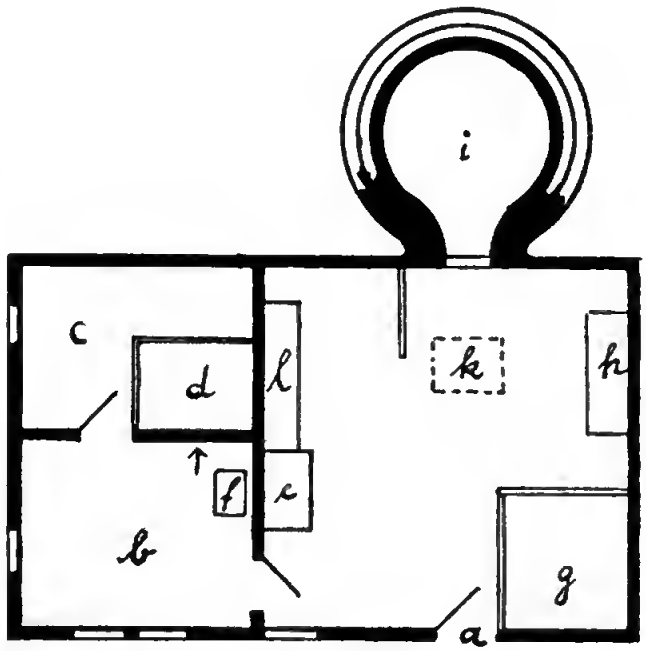


Fig. 37.
Das Backhaus
(alte Häuslingshaus)
der Heide.

a. Haustür (kleine Tür).
b. Dönz.
c. Blangendönz.
d. Butze.
e. Herd.
f. Ofen.
g. Stall.
h. Backtrog.
i. Backofen.
k. Luke.
l. Bank für Waſſer und Geſchirr.

Das Häuslingshaus hieß Hüſſel-hûs (von Hüſſel Häusling), daneben Lütt-hûs (das kleine Haus); ſo hieß es: ik will mal na unſen Lütten Hus. Danach nannte man den Häusling auch Lüttenhüſer, z. B. Minckens Lüttenhüſer. War das betreffende Häuslingshaus ein Backhaus,[2]) ſo hieß der Häusling

[1]) Später ſind dieſe Häuſer gewöhnlich verbreitert und dann mit einer Großen Tür verſehen worden. Damit näherten ſie ſich demjenigen Häuslingshaus, das nur als Wohn-, nicht auch als Backhaus gebaut war und von dem hernach noch zu ſprechen ſein wird.

[2]) Daß dieſes nicht immer der Fall war, wird unten näher erörtert werden; vgl. bereits Anm. 1.

auch Backhüſer, und man ſprach von Backhüſers Vader, Backhüſers Mudder, Backhüſers Fritz, auch in verkürzter Form von Backers Vader.

Wenn auch im 16. Jahrhundert jedes Häuslingshaus gleichzeitig Backhaus geweſen zu ſein ſcheint, ſo war das jedenfalls in der Zeit, der unſere Darſtellung gewidmet iſt, nicht mehr der Fall. Neben dem Backhaus begegnet noch ein anderes Häuslingshaus, das den landwirtſchaftlichen Bedürfniſſen der Bewohner

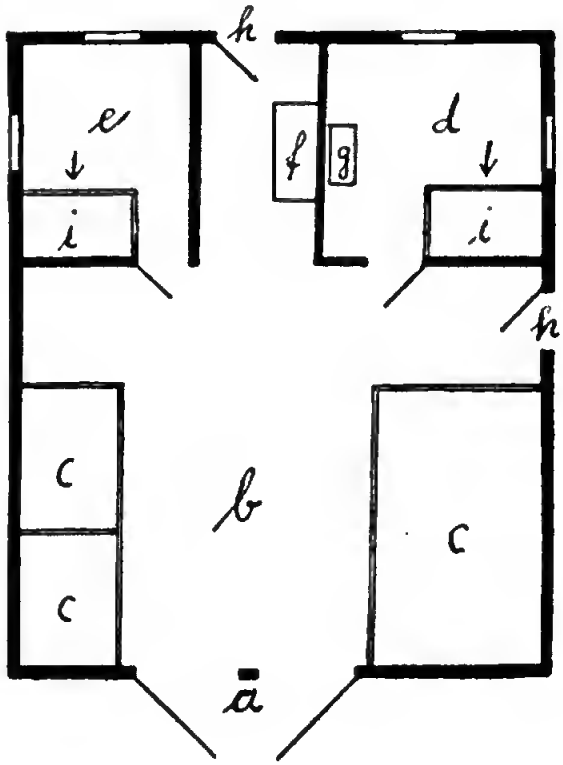


Fig. 38.
Das neuere Häuslingshaus.

a. Große Tür.
b. Diele.
c. Ställe und Kammern.
d. Dönz.
e. Blangendönz.
f. Herd.
g. Ofen.
h. Kleine Tür.
i. Butzen.

beſſer entſprach und im ganzen ſich als ein verkleinertes Abbild des Bauerhauſes darſtellt. Dieſes Häuslingshaus hatte im Gegenſatz zu dem Backhaus, in das nur eine Kleine Tür führte, wie das Bauerhaus auch eine Große Tür (Fig. 38); durch dieſe trat man auf eine verhältnismäßig geräumige Diele, auf deren Seiten Ställe und ſonſtige Räume ſich befanden; im Hintergrunde lag rechts und links eine Dönz, und zwiſchen den Wänden der Dönzen, an der Wohnſtubenwand, ſtand der Herd. Ein Bauer, der ſeinem

Häusling ein derartiges Haus gebaut hatte, beſaß zum Backen einen beſonderen Ofen im Freien auf ſeinem Hofe. Andere hatten ihren Backofen auf dem Flett, entweder unter oder neben dem Wandherd. Dem im Freien liegenden Backofen gegenüber ergab ſich hier der Vorteil, daß der Rauch nicht nutzlos entwich, ſondern wie der Herdrauch zum Räuchern und anderen nützlichen Dingen diente. Wenn ſo der Bauer des 19. Jahrhunderts mehr und mehr aufhörte, im Häuslingshaus zu backen, ſo pflegte er doch das Brot nach wie vor in dieſem aufmachen zu laſſen; dazu diente in vielen Häuslingshäuſern ein beſonderer Raum, die Backkammer, die an manchen Stellen ſogar ihren eigenen Eingang vom Hofraum her hatte.

Vor etwa 30 Jahren ging nun die Regierung gegen die Backhäuſer vor, da durch die Luke oder die dünngelegten Bretter des Bodens leicht Funken mit dem Getreide in Berührung kommen konnten. Wollte man die Bodenräume hinfort benutzen, ſo mußte das Backen im Backhauſe aufhören; wer aber dort weiter backen wollte, mußte den Boden unbenutzt laſſen. Die Folge war, daß die Backöfen der meiſten alten Backhäuſer abgeriſſen und gleichzeitig — vermutlich auf das Drängen der Bewohner — die Häuſer zweckmäßig umgebaut wurden (vgl. S. 218, Anm. 1). Die Beſitzer dieſer Häuslingshäuſer errichteten nunmehr vielfach in der Nähe des Hauſes ein beſonderes Gebäude, in dem der Ofen und der Backtrog ſtanden. Andere ließen das Brot fortan vom Bäcker backen. So iſt das alte Backhaus der Heide neuen Verhältniſſen zum Opfer gefallen. Aber noch heute giebt es Dörfer, in denen jedes Häuslingshaus, auch wenn niemals in ihm ein Backofen geſtanden hat, als „Backhaus“ bezeichnet wird.

Wir haben den Rahmen kennen gelernt, in dem Mann und Frau ihre Kräfte zu bewähren hatten. Von Haus und Hof, auch vom Häuslingshaus iſt geſprochen worden. Von dem einzelnen Hausweſen haben wir den Blick auf die Gliederung der ländlichen Bevölkerung gelenkt. Nunmehr gilt es, den Rahmen auszufüllen und zu fragen: welche Pflichten traten im eigenen Haus an den Mann und vor allem an die Frau heran? Denn darüber kann kein Zweifel ſein, daß die Frau den eigentlichen Mittelpunkt des

Bauerhauſes und ſeiner Arbeit bildete. Gewiß, das Mädchen, das von dem Anerben eines Hofes geheiratet worden war, hatte ſein höchſtes Ziel erreicht: es war Bauerfrau geworden, aus einer Dienenden eine Herrin. Gleichwohl war das Leben der Frau nur eine Fortſetzung des mühevollen Mädchenlebens, und der beſte Teil ihrer Mitgift war ihre Arbeitskraft. Die Arbeit wurde noch ſchwerer und vielſeitiger, dazu trat die große Verantwortung. Sie ſollte ſparſam wirtſchaften (allens to Rat holen), ihre Sorge war es zum großen Teil, das vom Manne Erworbene zu Gelde zu machen (to Giln to maken); ſie beaufſichtigte das Füttern oder beſorgte es ſelbſt (S. 76), ſie mäſtete, ſie ſorgte für Milch und Butter, Hühner und Gänſe, Spinnen und Weben, und war teilweiſe auch in der Landwirtſchaft mit tätig. Dazu kamen die Sorgen des Haushaltes. Sie ſollte keinen riwen (verſchwenderiſchen) Haushalt führen; einer der ſchlimmſten Vorwürfe war es, wenn von einer Frau geſagt wurde: Dat is en ullen Katenverterer (Hausverzehrer). Sie ſollte nicht nur arbeiten, ſondern vor allem etwas beſchicken; ſonſt hieß es leicht: Se kummt nich wider as von'n Puttſtirt na'n Pann'ſtirt. Das laute Herumarbeiten (Ramenten) war verpönt; eine viel und laut ſcheltende Frau hieß ein Höllenbrand. — Für gewöhnlich fand die Frau ſich leicht in die ihr ſeit der Jugend vertraute Arbeit; ihr war die Arbeit, ſelbſt die ſchmutzige, keine Laſt, ſondern eine Ehre: De mi nich ankiekt, wenn ik in den Kohdreck klei, den kiek ik nich an, wenn ik na Kark gah (im Sonntagsſtaate). Ihre Arbeit wurde aber auch anerkannt. Es hieß zwar: Frogenslüd' hebbt lange Hoor un kotten Verſtand oder Den Burn geiht got, wenn de Köh ſtaht (trächtig werden) un de Frogens ſtarwt, aber der Bauer hielt es im Ernſt mit einem anderen Wort: Wot en düchdige Burfro is, de is duſend Daler wirt.

Ein großer Teil ihrer Arbeit wiederholte ſich tagtäglich. Um 4 Uhr (im Winter um 5) ſtand die Frau auf, trug die Aſche hinaus und ſchürte das Feuer. Während der Bauer die Arbeit der Dienſtboten beaufſichtigte und jedem ſeine Arbeit für den Tag ſagte (Du ſchaſt von Dag' . . . .), bereitete jene die „Morgenzeit" (Morden-tît). Sie kochte Milch auf und briet Kartoffeln, denen oft etwas Binſenlauch (Bes-luck) zugeſetzt wurde; hierauf ſchnitt

ſie in eine große irdene Schale (irn Fatt) Brot,[1]) zu dem kochendes Waſſer, etwas Salz und ſchließlich die kochende Milch getan wurden. Schüllt wot eten! damit wurde zum Eſſen gerufen, doch pflegte der Tiſch nur zum Teil beſetzt zu ſein: die Mägde waren oft mit der Arbeit noch nicht fertig und aßen nach, die Altenteiler ruhten noch. An vielen Stellen war ein Morgengebet oder eine Morgenandacht üblich. In der Mitte des mit einem „dickdrahtſchen" Laken (S. 122) gedeckten[2]) Tiſches ſtand die Schale mit der Lepel-koſt (Löffelſpeiſe, Suppe). Man aß gemeinſam aus ihr, ebenſo wie aus der dann auf den Tiſch kommenden Pfanne mit Bratkartoffeln. Der noch nicht Geſättigte ſchmierte ſich zum Abſchluß ein Butterbrot (Bodder). Nunmehr ging es aufs Feld. Die Knechte und Mägde trugen das Frühſtück[3]) im Eßtuch (Eteldok), die Knechte waren mit Schnaps, die Mädchen mit ſchwarzem Kaffee oder „Brotwaſſer" (Waſſer mit geröſtetem Brot) verſehen. War das Haus leer und, wie es oft geſchah, auch die Kleinmagd ſofort mitgegangen, blieb der Hausfrau nichts anderes übrig, als ſelbſt Stube und Vorplatz zu fegen und das Geſchirr abzutragen (von'n Diſch to maken) und aufzuwaſchen.

Dann galt es bald, den Grapen „zu Feuer zu ſetzen". Ein Stück Rauchfleiſch, ſchon am Abend vorher in Waſſer gelegt, damit das Salzige und Räucherige herausziehe, wurde gekocht, Reis und Suppenkraut daran getan; das war die „Löffelkoſt" für den Mittag. Um 12 Uhr, wenn die Betglocke (daher ſcherzhaft de Klütenklock genannt) ſchlug, mußte das Eſſen fertig ſein. Etwa eine halbe Stunde vorher wurden die Kartoffeln gekocht und dann in einer verdeckten Schale hingeſtellt. Einige Schaumkellen voll Kartoffeln tat die Frau in die kleine, zum Klößeanrühren beſtimmte Mulde; dieſe wurden mit dem Ketüffel-moſer (Fig. 30, l, S. 198) gequetſcht (môſt) und etwas von dem ſalzigen Kartoffelwaſſer dazu-

[1]) Zur Abwechſlung gab es Buchweizengrütze, auch Hafergrütze, in Waſſer und Milch gekocht; beide Suppen wurden in den kälteren Jahreszeiten auch zum Abendeſſen gegeben.

[2]) Für die drei Hauptmahlzeiten pflegte ein Laken aufgelegt zu werden, nicht aber für die Zwiſchenmahlzeiten.

[3]) Das zweite Frühſtück hieß im Gegenſatz zur Mordentit Fröhtit (we wüllt F. holen = frühſtücken).

geſetzt; dann rührte ſie mit dem hölzernen Kloßmeſſer (Klütenmeſt) greiſes Buchweizenmehl dazu und kochte die Klöße im Kartoffelwaſſer gar. Das Fett vom Rauchfleiſch wurde abgefüllt, um als

Fig. 39. Beim Mittagseſſen.

Tunke (Stippels) zu dienen. Zuerſt kam die irdene Schale mit der Suppe auf den Tiſch (Fig. 39). Der Bauer oder einer aus dem männlichen Geſinde betete; erſt wenn der Bauer den Löffel zum

Munde geführt hatte, begannen die übrigen zu eſſen. Nun wurden die Tunke, die Schale mit Kartoffeln und das Stück Rauchfleiſch aufgeſetzt. Während jeder auf einem beſonderen Holzteller ſich das Fleiſch ſchnitt, kam die Frau mit dem Grapen voll heißer Buchweizenklöße (Bokweten-klüten, auch Bur-jungens[1]) genannt) und füllte von Zeit zu Zeit eine Anzahl auf die Kartoffeln oder in eine beſondere Schale; inzwiſchen ſtand der dreibeinige Grapen auf dem Boden, von dem Hunde ſehnſüchtig umlauert. Beſonders die Klöße ſollten ſättigen; man ſchlachtete damals weit weniger ein als jetzt, vielleicht den vierten Teil, und kaufte friſches Fleiſch höchſtens für Feſttage; daher hieß es auch: Flêſch wat (Fleiſch nur etwas), Klüten ſatt!

Bald nach dem Eſſen ging das „Volk“ mit Kaffee und mit einem Butterbrot zum Veſper[2]) wieder hinaus, aber auch die Arbeit der Frau nahm ihren Fortgang. Auf alles erſtreckte ſich ihre Fürſorge. Sie übernahm an eiligen Tagen ſogar das Füttern des Hundes, füllte den Napf (Treier)[3]) der Katzen und fütterte die Hühner. Sie hatte ſchon vormittags Kartoffeln „aus dem Hof“ geholt, Blätter für die Schweine gebrochen (gebladet), zwiſchendurch das Jüngſte geſäugt und gewartet, einige friſchmelkende und deshalb zurückgebliebene Kühe gemelkt und vielleicht, damit der Stall mittags in Ordnung war, ſogar geſtreut. Vor dem Wiederaustrieb ging ſie nun den Stall entlang und ſcheuchte die Kühe auf, damit ihr Dung dem Stall nicht verloren ging. Sie benutzte nicht ſelten einen Teil des Nachmittags zum Buttern, für das am Vormittag keine Zeit geblieben war. Sie ſchnitt den Kindern, die ſie mit dem „Mudder, gif mi'n Bodder!“ umlagerten, ein Butterbrot und mit derſelben Hand Gras und Diſteln für das Vieh und half dann und wann auch ein Fuder mit abbringen oder ging in der Heuzeit nicht ſelten ſelber mit auf die Wieſen.

[1]) Die zweite Benennung z. B. in der Gegend der Raubkammer, vgl. Lün. Anz. 10. 9. 1904.

[2]) Veſper iſt ſächlichen Geſchlechts, daneben ſagt man Veſper-tît, als Zeitwort veſpern.

[3]) Unter einem Treier verſteht man einen aus einem Stück gefertigten, ausgehöhlten, viereckigen, unten abgerundeten Napf (Katten-treier, Höhner-treier; auch Immen-treier giebt es). Im Braunſchweigiſchen heißen ſolche kleinen Tröge Trüel, vgl. Andree 262.

Zur Abendmahlzeit (Awend-tît)[1]) gab es gewöhnlich mehrere Schalen dicker Milch, in eine große zusammengegossen, mit geröstetem Schwarzbrot darin und darübergegossener süßer Milch,[2]) hinterher in einer irdenen Schale Quetschkartoffeln mit ausgebratenem Speck, die mit Wasser seimig gerührt waren und zu denen jeder ein Stück trockenen Brotes aß; auch gab es statt der dicken Milch kalt über die Muskartoffeln gegossene Buttermilch. Vor dem Schlafengehen pflegte das ganze Haus nochmals zusammenzukommen, um mit einer Andacht das Tagewerk zu beschließen.

Kaffee wurde regelmäßig nur nachmittags getrunken.[3]) Man kochte ihn im Teekessel; der gemahlene Kaffee wurde in das Wasser gegeben und stark Cichorien (Ciguren) zugesetzt. Die Cichorien baute man selber; die Wurzeln wurden in Stücke geschnitten, diese im Kaffeebrenner gebrannt und auf der Kaffeemühle gemahlen. Der Einfachheit wegen kam der Teekessel, schwarz wie er war, auf den Tisch. Als Untersatz diente ein rundes Brett oder ein runder Strohkranz, auch ein besonderes Gerät (Wippel), bei dem das Brett sich um ein mitten darunter befindliches Gestell drehte, so daß der Kessel, ohne aufgehoben zu werden, niedergedrückt und aus ihm eingeschenkt werden konnte. War Besuch da, so fand die Messingkanne Verwendung. Aus dem in der Tasse umherschwimmenden gemahlenen Kaffee machte man sich nichts. Lat man, sagte der Bauer, wenn die Frau etwa den Satz ausspülen wollte, dat Dicke hett das meiste Gild köst. Die umgestülpte Tasse war das Zeichen, daß der Betreffende „nicht mehr mochte."

Am Sonntag traten an die Stelle der Buchweizenklöße kleine Weizenklöße (Weten-klüten) und als Zugabe getrocknete Zwetschen, Birnen oder Äpfel, auch dicker Reis; das Wasser, in dem das Obst gekocht war, verstand man nicht zu verwerten, sondern goß es unbenutzt fort.

---

[1]) Stellenweise hieß die Abendmahlzeit Nacht-vesper, während die vorangehende Mahlzeit Awend-vesper genannt wurde, so in der Gegend der Raubkammer, Lün. Anz. 24. 9. 04.

[2]) Auch als Mittagssuppe im heißen Sommer viel gegessen. Ein großer Teil der Dickmilch, auch die Reste, fand bekanntlich als Schweinefutter Verwendung.

[3]) Von den Altenteilern auch wohl morgens, vgl. später.

Die Tunke wurde auch aus kochendem Waſſer, ausgebratenem Speck und einem tüchtigen Schuß Eſſig (Sur) bereitet, auch aus Milch, Mehl, Speck und Binſenlauch. Von Zeit zu Zeit ſchlachtete man ein Schaf, und dann gab es ſtatt des Rauchfleiſches Schaffleiſch. Bei Fleiſchmangel halfen ausgebratene Grieben, auch leicht angebratener Speck aus. Pellkartoffeln (Slû-ketüffeln, d. h. Kartoffeln mit der Slû, der Schale) wurden nach alter, auch in den beſſeren ländlichen Kreiſen nicht unbekannter Sitte auf das Tiſchtuch geſchüttet und ſo gegeſſen. Als Eierſpeiſen ſind, von gekochten Eiern abgeſehen, Spiegeleier (Eier in de Pann') und Rührei zu nennen; dieſes, das gewöhnlich mit Speck (ſtatt Butter) und einem Zuſatz von Mehl hergerichtet wurde, hatte den Namen Rühr- oder Eier-bodder, weil es oft wie Butter aufs Brot geſtrichen und ſo gegeſſen wurde.

Oft erſchien der Buchweizenpfannkuchen (Bokweten-pannkoken) auf dem Tiſch.[1]) Jede Frau hatte einen ſogenannten Paunkokens-putt im Gange, einen Topf mit backfertigem Teig, zu deſſen nicht ausreichendem Reſt immer neuer Teig zugerührt wurde. Den Teig rührte man aus Dick- oder Buttermilch und Buchweizenmehl mit etwas warmem Waſſer und Salz an. Der Topf erhielt ſeine Stelle auf dem Herde in der Nähe des Feuers und wurde durch mehrfaches Umdrehen gleichmäßig in 1—2 Stunden angewärmt. Hierauf buk man die Pfannkuchen in Talg und aufgelegten dünnen Speckſcheiben. Wurde der Pfannkuchen nur mit lauwarmem Waſſer und Salz, ohne Milch, angerührt, ſo wurde Bärme (Geſt) oder, wenn dieſe nicht zu erhalten war, etwas Sauerteig zugeſetzt, und das Aufgehen dauerte länger. In der Ernte wurde der Pfannkuchen oft am Abend angerührt und am Morgen zum Mitnehmen gebacken.

Während man in den ſüdlicheren Gegenden Preißelbeeren (Krons-beren) zum Buchweizenpfannkuchen ißt, ſtippte und ſtippt man ihn im Nordweſten beim Mittagseſſen in eine aus Syrup, Eſſig und Waſſer zuſammengerührte Tunke, die in einer kleinen, flachen irdenen Schüſſel mitten auf dem Tiſche ſtand; an eiligen Tagen

[1]) Stellenweiſe wurde er auch Puffer genannt, ſo in der Gegend der Raubkammer, wo er mit der Buchweizengrütze die „Morgenzeit" bildete, vgl. Lün. Anz. 24. 9. 04.

wurde auch einfach Syrup zum Aufſtreichen hingeſetzt. Jedenfalls darf der Buchweizenpfannkuchen in gewiſſem Sinne als das Nationalgericht der Heide[1]) gelten. Als 1810, wie Friedrich Freudenthal erzählt, zwei hannöverſche Jungen aus der Lüneburger Heide bei der ſpaniſchen Legion dienen, blicken ſie eines Abends, in Heimatsgedanken verſunken, zum ſüdlichen Himmel auf. Der eine denkt ſeufzend an die Liebſte daheim und vermutet den Freund auf ähnlichen Gedankenpfaden, doch dieſer erwidert: O — ne —, ik dach, wenn ik hier doch man mal ſo 'n Bokwetenpannkoken harr, as min Mudder ſe jümmer to backen pleg.

Die oben erwähnte Tunke, gelegentlich noch mit fein geſchnittenem, ausgebratenem Speck, fand auch zu Salat (Slat, Schlat) Verwendung, der gemeinſam aus einer großen, flachen irdenen Schale gegeſſen wurde.

Im Sommer wurde ferner oft kalte Buttermilch mit eingebrocktem Brod gegeſſen. Als Mittagsvorſpeiſe[2]) war auch Bodder-melks-warmbeer beliebt; während das „Warmbier" (S. 83) eine Bierſuppe und das „Waſſerwarmbier" (S. 2) eine Waſſerſuppe war, hat man unter dem „Buttermilchwarmbier" eine Buttermilchſuppe zu verſtehen. In der Buttermilch kochte Brot entzwei; etwas Salz und Syrup wurde daran getan. Auch kannte man Boddermelks-ris, eine Buttermilchſuppe mit Reis. Weitere Abwechſlung in der Suppe brachte die Erbſenzeit: nach dem Abziehen der Faſern wurden die Schoten (Palen) mitten durchgeſchnitten und ſo gekocht; dazu kam etwas Speck und Kartoffeln, das Ganze wurde als Suppe gegeſſen. Auch Suppen aus friſchen Bohnen, ebenſo aus getrockneten Erbſen und Bohnen waren bekannt; ein Topf Bohnen pflegte auch eingemacht zu werden. In der Schlachtzeit kam die Wurſtſuppe an die Reihe. Ferner wurde in dem Stoßeimer (Stöt-ammer, Fig. 30, f, S. 198), dem Vorläufer der Hackmaſchine, der zum Stoßen des Wurſtfleiſches diente, mit

---

[1]) Der Buchweizen hat übrigens ſeine Bezeichnung Heidekorn nicht, wie man gelegentlich lieſt, von der Heide, ſondern Heidekorn, richtiger Heidenkorn, bezieht ſich auf die Herkunft der Getreideart aus heidniſchen, genauer türkiſchen Gegenden (frz. blé ſarraſin); vgl. die Wörterbücher.

[2]) Auch zur „Morgenzeit" wurde ſie gelegentlich gegeſſen.

dem Stoßeiſen[1]) (Stöter, Fig. 30, g) grüner Kohl geſtoßen[2]) und mit etwas Hafergrütze in der Brühe des Wurſtfleiſches (Jüchen,[3]) mnd. juche) gekocht. Von dieſer „Kohlſuppe“ bereitete man einen ganzen Keſſel voll und aß etwa eine Woche lang davon. Der grüne Kohl (Sproſſenkohl) war auch am Grünen Donnerstag, der ſchon im Mittelalter als Tag der grünen Gerichte (dies viridium) gefeiert wurde, ſtehendes Gericht. Sonſtige Gemüſe waren beſonders Steckrüben und Wurzeln, die mit einem Stück Fleiſch oder Speck darin gekocht wurden.

Das Schlachten begann gewöhnlich im November. Erſt vom Gallustage (16. Oktober) an hielt ſich, wie man glaubte, das Pökelfleiſch. Zuerſt wurde ein Schwein, ſpäter ein Jungtier geſchlachtet, dann vielleicht noch ein Schwein und zum Schluß die Maſtkuh. Beim Schlachten half nach alter Sitte der Nachbar dem Nachbarn das Schwein oder die Kuh an 'n Haken, und am Abend fanden ſich die Nachbarn und einige Verwandte, gewöhnlich nur die Männer, zum Schlachtſchmaus (Slachtel-köſt, Slacht-köſt) ein. War ein Schwein geſchlachtet worden, ſo aß man Buchweizengrützſuppe (S. 222, Anm. 1) und hinterher Beutelwurſt (daher auch die Bezeichnung Bü(de)lwuſt-awend), beim Rinderſchlachten „Fleiſchſuppe“ und gebratene Fleiſchwurſt.[4])

Dem frohen Abend ging aber ein ſaurer Tag vorher. Schlachter und Mägde, Frau und Bauer hatten auf dem rauchenden Flett alle Hände voll zu tun. Das ſchnitt und ſtampfte und knetete und klopfte und ſtopfte den ganzen Tag. Vom Schweine wurden folgende Arten Wurſt hergeſtellt:

Mettwurſt (Mett-wuſt). Das magere Fleiſch (Mett, Mettfleſch) wurde geſchnitten und, mit etwas Speck vermengt, im Stoßeimer durchgeſtoßen. Dann knetete man die Maſſe in einer Mulde mit Salz und feinem ſchwarzen Pfeffer (heten Peper), auch einigen heilen Körnern, durch. Die Stäbchen zum Zuſammenſtecken

---

[1]) Es iſt ein Stiel mit einem Sförmigen Eiſen unten; der Stößer dient außerdem zum Zerkleinern der Rüben und des Grünfutters.

[2]) Daher hieß der Eimer auch Kohl-ammer.

[3]) Auch die Brühe, in der Rindfleiſch gekocht war, wurde als Jüchen bezeichnet; jede andere Brühe hieß Supp.

[4]) Über die Würſte vgl. unten.

der Wurſtenden (Wuſt-proekel, Wuſt-ſpielen) wurden gewöhnlich aus dem Holz des Spindelbaumes (Spill-bom, Evonymus L.) geſchnitzt, als Wurſtbänder fanden die uns früher beim Weben begegneten Enden des Aufzuges Verwendung.

Fleiſchwurſt (Fleſch-wuſt). Das dazu beſtimmte Fleiſch wurde fein geſtoßen und Salz, ausgebratenes Zwiebelfett und feiner Nelkenpfeffer (groten Peper) hinzugetan. Daran ſchloß ſich das Kochen.

Grützwurſt (Grütt-wuſt). Man nahm einen Topf voll von der Brühe des Wurſtfleiſches und weichte darin Hafergrütze auf. Dann kochte man die Leber und rieb ſie auf der Reibe, tat ſie zu der Grütze, mengte Reſte von Fleiſch, Salz und Pfeffer dazu, ſtopfte die Wurſt und kochte ſie.

Beutelwurſt (Büdel-wuſt, auch Bül-wuſt). Eingeweichte Grütze, die letzten Fleiſchreſte, die Schwarte, Zwiebeln, etwas Blut, Salz und Roggenmehl wurde in einen genähten leinenen Beutel geſtopft und mehrere Stunden gekocht. Dieſe Wurſt brieten die Frauen ſcheibenweiſe zum Mittags- und Abendeſſen in der Pfanne (hüt gift' en Pann' vull Büdelwuſt).

Über die Herſtellung der Blutwurſt (Rot-wuſt) iſt nichts Bemerkenswertes zu ſagen, nur verdient Erwähnung, daß früher auch etwas Weizen- oder Roggenmehl bei ihr Verwendung fand. Auch die Herſtellung der Sülze (Preß-ſülten) erfolgte in der bekannten Weiſe.

Vom Rinde ſtellte man Kopfwurſt (Kopp-wuſt), Fleiſch- und Grützwurſt her. Die Kopfwurſt wurde aus dem Kopffleiſch des Rindes gemacht und war die beſte; ſie ward nach dem Stopfen gekocht, aber kalt gegeſſen. Die Grützwurſt, die ebenſoviel Grütze wie Fleiſch enthielt, hitzte man auf dem Roſte über Kohlen an; ſie kam ohne Fett auf den Tiſch und war ſo hart, daß ſie abgebrochen werden mußte.

Von dem übrig gebliebenen Schweine-, aber auch dem Rinderblut wurde Schwarzſauer (Swatt-ſur) gekocht. Das Fleiſch wurde zu Feuer geſetzt, etwas Pfeffer und einige Zwiebeln (Zippeln) daran getan. Nachdem die Brühe etwaiger Knochen wegen durchgeſiebt war, kochte man ſie mit Eſſig auf. Dann wurde das in einem großen Steintopf aufbewahrte Blut mit etwas Eſſig durch-

gerührt und langſam unter fortwährendem Rühren zu der Brühe gegeben; ſobald die Brühe rundlich wurde, nahm man ſie ab und goß ſie über das Fleiſch.

In derſelben Weiſe, aber ohne Blut, wurde Weißſauer (Wittſur) gekocht. Zum Dickwerden ſetzte man zuletzt etwas Mehl mit Eſſig zu.

Wenn das Fleiſch in der Salzbrühe (Pekel) gelegen hatte, Schweinefleiſch drei Wochen, Rindfleiſch zehn Tage, kam es in den Wiemen. War das Rindfleiſch durchgeräuchert (rökert Fleſch = Rauchfleiſch), ſo wurde es auf den Kornboden (S. 201) zu den geräucherten Mettwürſten gehängt oder in eine Lade gelegt. Auch die Speckſeiten wurden von manchen mit der Zeit auf den Kornboden gebracht. Dagegen blieben die Schinken im Rauche hängen und trugen vom April an wegen der Brummerfliegen einen Überzug (Schinken-büdel), bis der Kuckuck rief und die Gaffel einen Schinken nach dem anderen herunterholte.

Zu den Pflichten der Hausfrau gehörte auch das Brauen des Braunbieres (Brun-ber). In dem mehrfach erwähnten Hollenſtedter Weistum der Reformationszeit begegnet als Strafe die Lieferung von „rotem“ und „Hamburger Bier“ (ſchal breken, ſoll als Strafe zahlen, 1 tunne Hamborger beers, ſtraff 1 tunne rodes beers u. dgl. Jahrb. 23, 60). Während das Hamburger Bier[1]) offenbar ein Weißbier geweſen iſt, dürfte das „rote“ Bier dem einheimiſchen Braunbier entſprochen haben, wie es bis ins 19. Jahrhundert in jedem Hauſe gebraut wurde. Zunächſt[2]) brannte die Frau Gerſte im Kaffeebrenner und mahlte ſie. Dann kochte ſie Waſſer und goß dieſes, ſobald es etwas abgekühlt (lauwarm) war, auf die gemahlene Gerſte. Außerdem kam Hopfen dazu, der vorher in der Sonne getrocknet war. Hatte die Miſchung

[1]) Auch in Lüneburg war dieſes beliebt; um 1566 ſchenkte man es dort in drei Wirtshäuſern (Korr. 24, 47).

[2]) Das folgende Rezept ſtammt aus der Umgegend von Soltau. Soltauer Bier iſt auch früh ſchon zum Handelsartikel geworden: 1324 begegnet am Hofe Herzogs Otto von Braunſchweig und Lüneburg „cerviſia Soltw.“, und 1381 trinkt Albrecht, Herzog zu Sachſen und zu Lüneburg, in Soltau ynne-browen ber (Hausbier), Sudendorf, Urkundenbuch I S. 220, V 229.

eine halbe Stunde gekocht und war abgekühlt, kam etwas Bärme (Geſt) dazu (auf 10 Liter Bier für 2 Pfennig). Dann mußte ſie 24 Stunden gären und wurde durch ein leinenes Tuch geſeiht. Das fertige Bier kam in feſt verkorkten Flaſchen in den luftigen Keller.

Auch die Bereitung des Mets (Mä oder Honnig-ber) lag in der Hand der Frau. Wenn im Herbſt die beſten Scheiben des Heidehonigs aus den Körben genommen waren, machte man aus den halben Scheiben und dem Buchweizenhonig den ſogenannten Seimhonig (Sem-honnig), indem man alles preßte und dann (wegen der kleinen Wachsſtücke, die ſich vielleicht noch in der Maſſe befanden) durch ein Sieb lecken ließ. Aus den Rückſtänden bereitete man das Honigbier. Man goß die Maſſe zunächſt, damit ſie ſich etwas löſte, in kaltes[1]) Waſſer und klärte ſie dann durch einen leinenen Beutel. Dieſes Honigwaſſer mußte ohne jeden Zuſatz 3—4 Stunden kochen und wurde dann abgeſchäumt und auf Flaſchen getan. Den Met trank man ebenſo wie das Braunbier aus den früher erwähnten Kröſen. Daneben fand der Met zum Süßen von Suppen, z. B. des Warmbieres (S. 83), Verwendung. Die Güte des Mets, von dem manche Bauerhäuſer „200, ja 300 Liter" jährlich herſtellten, war ſehr verſchieden:[2]) „man konnte in dem einen Hauſe einen wahren Göttertrank finden, und im Nachbarhauſe war labberiges Zeug im Metkrauſe."[3]) Als Beweis für das hohe Alter des Mets in dieſen Gegenden ſei angeführt, daß Herzog Magnus als Schutzherr der Amtsvogtei Soltau (ſeit 1069) in jedem Jahre einmal bei ſeinem Kommen dorthin unter anderem 50 Kannen Met geliefert erhielt.[4])

Das Wachs wurde an die Kaufleute verkauft; gewöhnlich erhielt es derſelbe Kaufmann, dem der Bauer ſeine Wolle überließ. Nur einige Stücke behielt die Frau zurück, beſonders zum Wächſen des Zwirnes, der dadurch haltbarer wurde. So pflegte

---

[1]) In heißem Waſſer würde ſich das Wachs aufgelöſt haben und mit durch den Beutel gefloſſen ſein.

[2]) Der Met wurde z. B. um ſo beſſer, je mehr Honig bei der Herſtellung des Seimhonigs zurückgelaſſen wurde.

[3]) Niederſ. 9, Nr. 7.

[4]) Ebenda.

man auch, wenn ein neues Bett zur Aussteuer gestopft werden sollte, sämtliche Inlette inwendig zu wächsen, dann drangen die Federn nicht durch.

Beim Backen fiel die Hauptarbeit den anderen Hausgenossen zu. Nachdem am Abend — gewöhnlich im Häuslingshaus — angesäuert war (süren), wurde etwa um 4 Uhr nachts mit Backerhult geheizt. Beide Knechte, die Häuslingsfrau und ein Mädchen kneteten aus (knērn, ut-knērn), während das andere Mädchen melkte und fütterte. Dann folgte das Gnistern[1]) oder Bräunen, wodurch das Brot gehaltvoller und glatter wurde. Etwa 6 Bröte wurden auf ein Brett gelegt und auf der oberen Seite mit einem in einen Eimer voll Wasser getauchten leinenen Tuch übergewischt. Hierauf „rakte" man die glühenden Holzkohlen des Ofens mit der Kruck (einem Brett mit langem Stile, vgl. S. 62) nach beiden Seiten des Ofens und schob das Brett mit den Bröten dazwischen ein. War nach einigen Minuten die obere Seite braun, so wurden sie herausgezogen und gewendet. In der gleichen Weise wurde die untere Seite gebräunt. Dann folgte das Gnistern der übrigen Bröte. Nach dem Gnistern wurde das Feuer herausgenommen und der Ofen mit einem langen angefeuchteten Besen gefegt. Inzwischen war der Tag herangekommen. Der Bauer schob sämtliche Bröte auf dem Schüssel (vgl. S. 50, Anm. 2) zum Backen ein und setzte die Tür vor, das Gesinde ging an die Arbeit, und die Frau überwachte das weitere. Mit Hilfe eines Mädchens nahm sie die Bröte heraus, die im Backtrog oder in den beiden Backtrögen aufbewahrt wurden. Das in Gebrauch genommene Brot lag auf der Bank neben dem Großknecht, und zwar stets auf der flachen Seite (die umgekehrte Lage bedeutete Krankheit für das Haus); der Großknecht hatte die Pflicht, für den ganzen Tisch Brot zu schneiden, und das selbstverständliche Recht, am Schluß

[1]) Gnistern (= knistern) ist wohl von dem Knistern der neben den Bröten liegenden Kohlen auf den ganzen Vorgang übertragen worden (zunächst sagte man de Koehlen gnistert, dann als terminus technicus we moet nu gnistern, schließlich transitiv dat Brôt gnistern). Der mnd. Ausdruck gasseln, der sich auf das Bestreichen des Brotes bezog, ist stellenweise auch noch im Gebrauch, ebenso die Zusammensetzung dat Gassel-brett.

der Mahlzeit ein beſonders großes Stück für ſeine Pferde mitgehen zu heißen.

Die Anzahl der gebackenen Bröte war auf den einzelnen Höfen und zu den verſchiedenen Zeiten natürlich nicht dieſelbe, ſchon wegen der verſchieden großen Backöfen. Gewöhnlich wurden früher 4 Himten Roggen (= 200 Pfund) jedes Mal verbacken, das nannte man ein Backels;[1]) in dieſem Sinne wird das Wort noch heute als Rechnungseinheit gebraucht: ſo ſchenkten 1903 einige Bauern abgebrannten Leuten zu Appel (Kirchſp. Hollenſtedt) ein „Backels Brot" (d. h. 4 Himten Roggen in natura). Man backte von einem Backels etwa 20 bis 25 grobe Bröte (Grawe Brö, Einheit Grof-brot oder Swatt-brot) aus grobem Roggenmehl (Ruggen-grofmehl). Nur ein Brot wurde von der Frau ſelbſt für die Familie aus feinem Roggenmehl (Ruggen-finmehl), aus dem die Kleie beſeitigt worden war, hergeſtellt; dieſes Feinbrot (Finbrot) ſchob der Bauer zuletzt in den Ofen, da es früher als die übrigen Bröte gar wurde.

Weizen- und überhaupt beſſeres Gebäck wurde im Hauſe ſelten hergeſtellt. Weizenbrot backte man eigentlich nur bei Hochzeiten. Dagegen war es in der Südheide Sitte, in der Erntezeit flache Bröte aus Roggen- und Weizenmehl (Luffen) zu backen. Die Topfkuchen hießen, wenigſtens im Nordweſten, Puffer; man benutzte keine Form, ſondern eine Schale und zerſchnitt die Kuchen nicht ſtück-, ſondern ſcheibenweiſe. Daneben kamen noch, beſonders als Feſtkuchen, die auf Eiſenplatten aufgemachten Butterkuchen (Bodder-koken) in Betracht. Im übrigen kaufte man beim Bäcker oder bei der von ihm herumgeſandten Stuten-mudder; da gab es größere Semmel (Stuten), die langen, knuſperigen Zuckerbröte, die weichen, runden Hedwige (eigentlich heiße Wecken, von heter Weck), die der Berliner Schrippe entſprechenden Rundſtücke, die ſchmalen, länglichen Klöwen, die beim Verkaufen und Eſſen erſt auseinandergeriſſen (klöwt, eigentlich geſpaltet) werden mußten, die quadratiſchen, reichverzuckerten Maulſchellen (Mulſchellen) und die Zuckerkrengel (Kringel).

---

[1]) So ſchon mnd. backels „ſoviel als man zu einer Zeit backt, in den Ofen ſchiebt."

An das Backen möge ſich eine kurze Darſtellung der Milch- und Käſewirtſchaft ſchließen. Das Einſeihen der Milch in die Schalen geſchah durch ein Seihtuch (Seh-dok), ein Stück ganz loſen, ſelbſtgefertigten[1]) Leinens, das um den Milcheimer gelegt und an den Seiten zuſammengedreht wurde. Für den Rahm (Rohm) hatte die Hausfrau einen Rahmtopf von der Größe, wie er für ihre Verhältniſſe paßte; durchweg wurde nicht ſo viel gebuttert wie heute, da die Kühe nicht ſo gut im Stande und Äcker und Wieſen weniger ergiebig waren, ferner große Töpfe des gerngegeſſenen Schmalzes von den ſelbſtgeſchlachteten Schweinen zur Aushilfe bereit ſtanden. Der Rahm wurde mit dem Rohm-lepel abgeſchöpft;[2]) von Zeit zu Zeit hieß es dann: we moet ok boddern, de Putt is vull. Im Sommer, wo die Mägde draußen zu tun hatten, beſorgte die Frau das Buttern, im Winter mehr die Mädchen. Das vom Küfer gefertigte Butterfaß (Bodder-karrn, mnd. karne = Gefäß, Fig. 30, h, S. 198) wurde aus dem Keller geholt und, nachdem es durch Waſſer gekühlt oder (im Winter) angewärmt worden war, der dicke ſaure Rahm hineingegoſſen. Nun galt es, die Butterſtange (Bodder-ſticken, Fig. 30, i) mit ihrer durchlöcherten, die Buttermilch durchlaſſenden runden Scheibe auf und nieder zu bewegen. Spritzte es durch den Deckel, ſo wurde ein leineues Tuch um dieſen gelegt. Etwa nach einer Viertelſtunde zeigten ſich die erſten Butterteilchen um die Butterſtange: dat bodbert all!

War die Butter fertig, ſo wurde zunächſt die Buttermulde (Bodder-mull) gekühlt, dann der Deckel des Butterfaſſes ſchräg geſetzt und alles, was an Butterſtückchen an ihm ſaß, mit dem kalten Waſſer der Mulde in das Faß geſpült. Nach dem Herausheben des Stickens tat man die Butterſtücke in die Mulde und

[1]) Seltener kaufte man ſogenanntes ruſſiſches Leinen zu dem Zweck. Heute handeln die Kaufleute mit fertigen Seihtüchern, die zum zweiten Durchſeihen, alſo nach dem Durchgeben durch den modernen Siebeimer, benutzt werden.

[2]) Das Abnehmen des Rahmes hieß röhmen; de Melk röhmt flecht (oder dat r. ſ.) = die Rahmbildung geht ungenügend vor ſich. Ein derbes Sprüchwort ſagte: De mit'n Mund röhmt, de mit'n O. bodbert, d. h. wer den ſüßen Rahm austrinkt oder den ſauren zur Bereitung der Speiſen verwendet, hat nichts mehr, womit er buttern kann.

füllte auch die kleinen, noch auf der Buttermilch ſchwimmenden Stückchen ab. Dies Abfüllen geſchah mit dem hölzernen Butterlöffel (Bodder-ſlef), der auch bei der erwähnten Abſpülung der Deckelſtückchen Verwendung fand. Etwa dreimaliges Waſchen mit kaltem Waſſer und Durchkneten mit dem Butterlöffel beſeitigte den Reſt der Buttermilch. War die Butter geſalzen und durchgeknetet, ſo wurde ſie bis zum folgenden Tage in den Keller geſtellt. Dann beſeitigte ein nochmaliges Durchkneten die Salzlake, und nun konnte die Butter auf dem Butterteller aufgemacht (up't Bodder-fatt kregen) werden. Wer viel Butter hatte, ſchlug auch wohl für längere Aufbewahrung einige Pfund in einen Steintopf. Der feſtſtehende Preis für ein Pfund Butter betrug 8 Schilling, in der erſten Hälfte des Jahrhunderts vielfach nur einen Doppelſchilling (12½ Pfennig). Das Butterfaß kam, wenn es ausgeſpült und mit der Heidbürſte geſchruppt worden war, für einen Tag über den Zaun und dann wieder in den Keller.

Von der Verwendung der Dick- und der Buttermilch iſt ſchon geſprochen worden (S. 225). In manchen Häuſern wurde ein Teil der dicken Milch auch abgekäſt, d. h. warm geſtellt, um Waſſer und Milch zu ſcheiden. War durch einen Durchſchlag das letzte Waſſer beſeitigt, ſo tat man den Käſe in eine Schale und ſetzte Salz und Kümmel zu, auch ſüße Milch, wenn die Maſſe noch zu dick war. Das Ganze wurde tüchtig durchgerührt und als Käſebutter (Kes-bodder, vgl. mnd. keſebotter „eine Art Schmierkäſe von getrockneter, ſaurer Milch, auch pot-keſe") ſtatt der Butter auf das Brot geſtrichen.[1])

Die große Bedeutung der Milchwirtſchaft für das Leben der Landbevölkerung macht begreiflich, daß dieſes Gebiet mehrfach zum bildlichen Schmuck der Sprache beigeſteuert und auch den Sprüchwörterſchatz bereichert hat. He is afmelkt, ſagt man von einem, bei dem nichts mehr zu holen iſt. Um das Buttern iſt es bekanntlich ein eigen Ding; man hängt dabei vom Wetter und anderen Zufälligkeiten ab, und ſo iſt es zum Bild des glücklichen Erfolges geworden: bi den hett dat boddert = der hat Glück gehabt.

---

[1]) Der richtige Kümmelkäſe war wenigſtens in den ſchlichteren bäuerlichen Haushaltungen noch unbekannt.

Der Mürriſche, Verdrießliche makt en Geſicht as ſure Bodder-melk. Vom trägen Töffel heißt es: Wenn't Boddermelk regent, kihrt he ſin Näpp (Napf) üm,[1]) von dem ſich übereifrig Vordrängenden: He is de irſte Mann an't Bodder-fatt. Der Verlegene, klein Beigebende ſteht da as Bodder an de Sünn.

Die Geſundheitspflege vollzog ſich auf dem flachen Lande vorwiegend noch im Rahmen alter Volksüberlieferung und lag begreiflicherweiſe beſonders in den Händen der Frauen. Höchſtens größere Kirchdörfer (Flecken) hatten vereinzelt bereits einen Arzt, die kleineren hier und da einen ausgedienten Fild-ſcher (Feldſcherer), der zur Ader ließ, Schröpfköpfe ſetzte, Zähne zog, aber gewöhnlich nur bei bedenklichen Krankheiten, wie der Halsbräune (Hals-brei), gerufen wurde.

Für beſonders gefährlich hielt und hält das Volk das 7., 14., 21. und ſo jedes weitere ſiebente Lebensjahr; alle ſoewen Johr ännert ſik de Natur. Beſonders der Beginn der ſehr gefürchteten Bruſtkrankheiten[2]) fällt in dieſe kritiſchen Jahre, und der Verdacht verſtärkt ſich bei trockenem Huſten, wenn der Menſch aufhört, „feucht" zu ſein;[3]) hol Di fuchdig iſt geradezu zum Abſchiedsgruß geworden (halt Dich geſund); offenbar haben wir hier ein Nachbleibſel jener alten Auffaſſung, die in dem Menſchen eine gewiſſe natürliche, lebenerhaltende und das Temperament beſtimmende Feuchtigkeit annahm.[4]) Gegen ſchwache Bruſt half außer ausgebratenem Hundefett eine Roggenbreikur. In einen kleinen, dreifüßigen Stieltopf (Stert-putt) wurden einige Löffel groben Roggenmehles getan und mit kaltem Waſſer angerührt. Darauf goß man kochendes Waſſer, und nun brodelte der auf glühenden Torfkohlen ſtehende Brei langſam unter beſtändigem Rühren gar. Der bräunliche Brei

---

[1]) Daneben aber auch, an die durch Goethe geläufige Faſſung anklingend: Wenn't Bre regent, hett he kenen Lepel.

[2]) So ſagt man auch, wenn man ausdrücken will, daß man etwas durchaus nicht vertragen kann: dat kann ik in de Boſt nich verdregen.

[3]) So auch bei dem Weſtfalen Karl Prümer (Dähnhardt I 142): Dat ſchad nix, ſo lange Du noch ſpiggſt, büſt Du noch fucht.

[4]) Vgl. die Wörterbücher unter feucht, Feuchte, Feuchtigkeit.

mußte mit der darüber gegoſſenen friſchen Milch unmittelbar aus dem Topfe gegeſſen werden. Daneben kam als Mittel gegen Hals- und Bruſtleiden der Flieder (Flêder, Flidder, auch Elhurn, sambucus) in Betracht. Von den getrockneten Blüten wurde Tee,[1]) aus dem Saft der Beeren (Fleder-ſaft) Mus oder mit Zucker und kochendem Waſſer Grog bereitet. Die Blumen pflückte man um Johannis, trocknete ſie, auf Bindfaden gezogen, auf der Sonnenſeite des Hauſes und hängte ſie zum Nachtrocknen auf den Dönzenboen; zuletzt wurden ſie in einen Beutel geſteckt, der ebendort neben anderen Kräutern ſeinen Platz fand.

Durch Erkältung verurſachte Anſchwellungen faßte man als ein Anwachſen, Feſtwachſen der betreffenden Stelle auf; he is anwoſſen, lautete der Ausdruck. Bei Halsſchwellungen wurde Bungeltee (vom Ehrenpreis, = mnd. punge?) gegeben; die Pflanze war im Johannismonat zu pflücken. Die Anſchwellung des Zäpfchens (Hûk) wurde als ein Verſinken oder Niederſchießen des Gliedes aufgefaßt (de Huk is mi dalſchaten, dalſackt, verſackt), eine richtige Beobachtung, da die mit der Schwellung oft verbundenen Schluckbeſchwerden durch die Verlängerung des Zäpfchens hervorgerufen werden. Man ging dann zu einer Frau, die ſich mit derartigen Dingen abgab, und ließ ſich de Huk uptehn. Dieſes mit kleineren Abweichungen weithin über Niederdeutſchland und Holland verbreitete[2]) Aufziehen geſchah in der Heide ſo: Die Frau zog dreimal drei gewiſſe Haare des Wirbels (in 'n Dwardel); wenn es beim dritten Male knackte oder klappte, war de Huk wedder hoch. Andernfalls mußte der Vorgang jeden dritten Tag wiederholt werden. Gegen Anwachſung des Rückens, wenn zwiſchen den Schulterblättern erbſengroße Klümpchen zu fühlen waren, wurden Einreibungen mit Fett oder Schmalz angewendet, ebenſo gegen das oft damit verbundene Hattſpann, die Schwellung und Spannung der Herz- und Magengegend; auch legte man weichgezupfte und angewärmte weiße Schafwolle auf Herz und Rücken.

Dem Magen wird beſondere Bedeutung für die Geſundheit

---

[1]) Daher die Bezeichnung Tee-blomen für die Fliederblüten. Auch trank man von Zeit zu Zeit, ohne krank zu ſein, lediglich zum Schweißtreiben, Fliedertee (mit Milch).

[2]) Vgl. Korr. 22, 44. 57. 61.

beigelegt. Ausdrücke wie he hett en bannigen Magen, he hett en Magen as en Perd oder as en Slachterhund bezeichnen überhaupt die denkbar beſte Geſundheit. Als ſtopfende Mittel verwandte man bei Menſchen und Schweinen den Tee der Schafgarbe (Rölken)[1]) und des Katzenpfötchens (rode oder ruge Heinerich, ruge Jungens,[2]) griſe Katten, Stopp-ors, Gnaphalium dioicum L.). Der Tee der zuletzt genannten Pflanze (kurz griſer Tee) wirkte auch bei Maſtdarmaustritt kleiner Kinder; ſie mußte um Bartholomäi (24. Auguſt) gepflückt werden. Auch der gegen Magenſchmerzen getrunkene Wermut (Wörm, Wörmk) ſoll in der Frühe des Bartholomäustages geſchnitten werden. Ein geſchätztes Mittel gegen Kolik bei Menſchen, Pferden und Kühen war der Tee des Rainfarn (Rain-fan, mnd. reine-vane), gegen ſchneidendes Waſſer der Tee der Glockenblume.

Bei Maſern (Maſſeln) wurde als ſchweißtreibendes Mittel Schafmiſt, der durch einen leinenen Lappen ausgepreßt war, dem Kranken ohne ſein Vorwiſſen in gekochter Milch gereicht. Das Waſſer, mit dem das geſchlachtete Schwein abgebrüht worden iſt (Brüh-water), heilt, ſo lange es noch heiß iſt, hineingehaltene Froſthände. Nüchterner Speichel beſeitigt Hühneraugen (Kraihnogen). Gegen Augenleiden wurde außer dem Oſterwaſſer (S. 38) der Saft der Birke angewendet.

Der von einem tollen Hund Gebiſſene aß von der noch heute weithin verſchickten Tollhundsbutter (Dullhunns-bodder) der Goldbecker Mühle (jenſeit der lüneburg-ſtadiſchen Grenze). Nach Sonnenuntergang am 23. Juni, am Vorabend des heilkräftigen Johannistages, wird der aus dem ganzen Dorf zuſammengeholte ſaure Rahm von einer Reihe Mädchen auf dem Flett der Mühle gebuttert. Um 12 Uhr nachts muß die Butter fertig ſein. Nach dem Kneten wird ſie in einem großen Keſſel den ganzen 24. Juni bis Mitternacht gekocht. Zu der kochenden Butter kommen zweierlei friſchgepflückte Kräuter, von denen das eine Tauſendgüldenkraut

[1]) Andere tranken Rölkentee bei Bruſtleiden, noch andere gebrauchten ihn als Univerſalmittel (he wür allerwegen got för).

[2]) Unter einem rugen Jungen verſteht man eigentlich einen durchtriebenen Schlingel, einen „ruppigen“ Jungen, wie der Berliner ſagt. Hier bezieht ſich der Ausdruck ebenſo wie die griſen Katten auf die Samen.

(Dullhunns-krut) ſein ſoll; dieſes gedeiht üppig im Garten der Mühle ſelbſt und wächſt faſt zum Fenſter hinein, während das zweite ein kleines Beet des Gartens füllt und dort ſorgfältig gehütet und gepflegt wird. Schließlich wird die Butter, die durch die entzwei kochenden Kräuter ein grünes Ausſehen erhalten hat, in Steintöpfe getan und im Keller verwahrt. Der Sage nach ſind zu der Zeit, da es noch keine Wirtshäuſer gab, eines Tages zwei Männer durch die Gegend gekommen. Sie treten zu dem Müller, der auf dem Felde arbeitet, und fragen, wo ſie wohl zu eſſen bekämen. Da ladet der Müller ſie in ſein Haus und ſpeiſt und beherbergt ſie. Auf ihre Frage, was ſie ſchuldig ſeien, antwortet der Müller: nichts. Da haben ihn die beiden Männer, die in Wirklichkeit Engel waren, aus Dankbarkeit das Mittel gelehrt und hinzugeſetzt, es ſolle an der Goldbecker Mühle bleiben, ſo lang' as de Hahn kreiht un de Wind weiht.[1])

Im großen Umfang wurden ſympathetiſche Kuren angewendet. Der Hexenglaube war noch lebendig, und man glaubt hier und da auch heute noch an Hexen; ich entſinne mich noch deutlich, wie in der Mitte der ſiebziger Jahre ſich eines Tages wie ein Lauffeuer in meinem Heimatsort das Gerücht verbreitete, in einem beſtimmten Garten habe ſich eine Hexe gezeigt. Glaubte nun der Bauer, daß das Vieh behext wäre, ſo wurde ein pulverartiges Mittel aus der Bendeſtorfer Mühle bei Hittfeld geholt. Man ſtreute es auf eine Schaufel voll glühender Torfkohlen und beräucherte das Tier. Dann tat man ein Beutelchen, vermutlich auch mit Pulver gefüllt, in den Lagebalken der Stalltür, nachdem vorher ein Stückchen Holz herausgemeißelt war, und keilte das Loch wieder zu. Nach einigen Tagen war der Schaden beſeitigt. Auch kleinen Kindern, die infolge eines böſen Blickes oder aus anderen Gründen nicht gedeihen wollten, half dieſelbe Mühle.

Auch die frühere Papiermühle zu Starsbeck (Kirchſpiel Hollenſtedt) war im dauernden Beſitz eines Mittels, dem weit und breit

[1]) Die hier gemachten Mitteilungen entſtammen mündlicher Auskunft. Vgl. auch Niederſ. 8, 123 und die dort genannte ältere Literatur über den Gegenſtand. Der obige Reim iſt übrigens eine ſchon ſehr alte Formel, vergl. Brem. Wb. V 164.

eine Heilwirkung bei Fallſucht zugeſchrieben wurde. Am Johannistage[1]) geſammelter Bärlappſamen (vgl. S. 9) wurde mit abgeſchabten Teilchen einer Elentierklaue, einigen Körnern Erbſilbers und drei Körnchen Salz vermengt und das Ganze als Pulver eingenommen. Der Preis des Mittels (acht Schilling) ſtand feſt; zwei Nonnen ſollen es in alter Zeit der Mühle zum Geſchenk gemacht haben. Erbſilber wird noch heute als heilkräftig angeſehen; Fallſüchtige bitten in den Häuſern darum und laſſen ſich aus ihm ein Kreuz anfertigen.

Beim Beſprechen der Roſe, das dreimal geſchehen mußte, war Stille erforderlich; nur die Frau flüſterte, kreuzweiſe mit einem Meſſer über die Stelle ſtreichend, einige Worte. Geld wurde von ihr nicht genommen, ein nachträgliches Geſchenk aber nicht zurückgewieſen.

Auch Feuer und Blut wurden beſprochen. So hieß es in Moisburg:

Feuer, ich gebiete dir,
Daß du ſollſt ſtille ſtehn
Und nicht weiter gehn.

Selbſt ein Prediger, der Träger eines bekannten hannoverſchen Namens, ſtand bei ſeiner Gemeinde in dem Ruf, das Feuer beſprechen zu können. Augenzeugen haben mir erzählt, ſie hätten ihn wiederholt beobachtet, wie er, die Beſprechung murmelnd, das brennende Feuer umſchritten hätte. Das Blut wurde auch durch Zunder oder Spinngewebe geſtillt; auch ließ man, wenn es nicht ſtehen wollte, einige Tropfen auf einen kleinen Keil lecken und ſchlug dieſen in die Wand. Ein Tropfen Blut, in einer Frucht von jemand ohne ſein Wiſſen genoſſen, hatte nach einem im Kirchſpiel Moisburg herrſchenden Glauben zur Folge, daß dieſer dem anderen, von dem das Blut ſtammte, auf Schritt und Tritt folgen mußte.

Mit dem früher erwähnten Glauben von der Übertragbarkeit einer Krankheit auf einen Baum oder Strauch (S. 8 u. Anm. 2) berührt ſich die noch heute nicht ganz ausgeſtorbene Sitte,[2]) daß

[1]) Man vgl. die mnd. Bezeichnung der Fallſucht als St. Johannis ovel.

[2]) Beiſpielsweiſe lebt ſie noch in Regesboſtel (Kirchſpiel Hollenſtedt).

Gichtkranke am Johannismorgen vor Sonnenaufgang einen Strauch ſchwarzer Johannisbeeren (Jicht-beren) pflanzten; nur erfolgte hier die Heilung nicht beim Ausgehen, ſondern beim Angehen des Strauches.

Eigentümlich iſt der Glaube, daß das Neſſelfieber aufhört, wenn der Kranke die Hühner durch ſein Hemd füttert. Einen vom kalten Fieber Befallenen entreißt man den Unnererdſchen (ſchon mnd. de undererdiſchen die Zwerge, Gnomen), indem man den Froſt afſchriwen[1]) läßt. Der Schreiber ſchreibt in drei Nächten an einſamer Stätte Namen, Geburtsort und Geburtsjahr des Kranken nieder; in Frage kommen nur die drei Nächte, die zwiſchen zwei „Tagen" liegen, alſo die zwiſchen Sonntag und Montag, zwiſchen Montag und Dienstag und zwiſchen Donnerstag und Freitag. Warzen und blinde Beulen, auch Magenkrämpfe verſchwinden, ſobald man mit einer Totenhand darüber ſtreicht; Warzen entſtehen, wenn man die Warzen eines anderen zählt. Gegen Warzen und ſonſtige Auswüchſe, z. B. am Ohr, erwies ſich auch das Regenwaſſer, das ſich in den Höhlungen großer Feldſteine ſammelte, als heilkräftig; man mußte es nach einem Regen mit der hohlen Hand ſchöpfen und über die Stelle ſtreichen und zwar an drei Tagen. Oder man beſtrich die Warzen mit einer Speckſchwarte und warf dieſe unter eine Dachtraufe; mit der Schwarte vergingen die Warzen. Im Kirchſpiel Moisburg ſah man den zunehmenden Mond an und ſprach, indem man dreimal kreuzweiſe über die Warzen ſtrich:

Wat ik anſeh, dat gewinn',
Wat ik waſch, dat verſwinn',

oder man kniff die Warzen mit dem Finger ab und ſprach:

Wat ik knip, vergeiht,
Un wat ik ſeh, dat bliwt.

Rückwärts über den Kopf geworfene Zähne wachſen bald wieder. Ausgekämmte Haare ſoll man nicht aus dem Fenſter werfen, denn ſobald die Vögel ſie forttragen, geht dem Betreffenden das Haar aus. Hat eine Kuh das laufende Feuer (dat lôpen Für), wobei

[1]) So in der Gegend der Raubkammer, nach Benecke in der mehrfach angeführten Aufſatzreihe (Lün. Anz. 10. 11. 04).

die Panze wie eine Trommel aufſchwillt, ſo wird ihr ein Strohſeil in das Maul gelegt und im Nacken zuſammengebunden.[1]) Kühen, beſonders Stärken, die gekalbt haben, legt man ſtillſchweigend einen Bindfaden um Bauch und Rücken und läßt ihn ſitzen; dann verhält ſich die Kuh beim Melken vollkommen ruhig und ſchlägt nicht aus. Sollen die Kühe bei Tage kalben, ſo muß man ſie zuletzt an einem Sonntag melken. Kocht die Milch ins Feuer über, ſo droht Gefahr, daß die Kühe die Milch verlieren; dem wird vorgebeugt, wenn man ſtillſchweigend etwas Salz, das nach uraltem Glauben jedem Zauber wehrt, ins Feuer wirft. Der Mahr (dat Unhür),[2]) der durchs Schlüſſelloch kommt, kann dem Menſchen nichts anhaben, wenn die Schuhe ſo vor dem Bett ſtehen, daß dem Mahr die Spitzen zugewandt ſind. Die Pferde dürfen nie im Schweineſtall oder überhaupt auf Schweinemiſt ſtehen, ſonſt reitet ſie der Mahr und flicht ihnen das Haar ein, daß es „kraus durcheinander“ iſt.[3])

Die Fähigkeit der Hellſeherei geht auf denjenigen über, der einem Spök-kieker im Augenblicke eines Vörlats über die Schulter ſieht.[4]) Auch Hunde beſitzen nach dem Glauben des Volkes dieſe Fähigkeit; ſo ſetzen ſie ſich, wenn ſie einen Leichenzug vorausſehen, nieder und beginnen zu heulen; wer einem Hund in einem ſolchen Augenblick durch die Ohren blickt, wird ebenfalls zum Hellſeher. Der Glaube an Vorgeſichte iſt bei Männern und Frauen gleich verbreitet. Die Hellſeher ſehen oder hören das Bevorſtehende entweder ſelbſt (einen Toten im Sarge, einen Leichenzug, ein brennendes Haus oder Dorf, eine mit Kiſtenwagen angefüllte Diele, das

---

[1]) Man kann zweifeln, ob das Mittel als ein ſympathetiſches zu betrachten iſt; durch das dauernd geöffnete Maul ſollen nämlich die Darmgaſe verhältnismäßig leicht entweichen und damit Erleichterung und Geneſung eintreten.

[2]) Vgl. mnd. de un(ge)huren die böſen Geiſter, Unholden, ſpôkungehure Spukungeheuer.

[3]) Der Ausdruck Weichſelzopf iſt nicht bekannt; in mnd. Zeit ſagte man elf-klatte (Albenzopf); das Brem. Wb. IV 749 hat die Bezeichnung Sellken-ſteert, vermutlich Seelchen-zopf, wie ich in meinen Beiträgen S. 15 f. nachzuweiſen verſucht habe.

[4]) Vgl. auch Germania 37, 117 f.

Läuten der Sturmglocke) oder ein Zeichen: Ein Licht[1]) zeigt ſich in der Ferne (dor hett en Licht gahn), ein Anzeichen, daß an der Stelle ein Unglück geſchehen wird. Der Tiſchler hört in der Werkſtatt nachts die Sägen klingen oder die Haustür gehen, jemand die Treppe hinaufſchleichen und oben zwiſchen dem Sargholz ſuchen: am anderen Morgen wird jemand kommen und einen Sarg beſtellen. Die Symbolik, die ſich an manche Vorzeichen knüpft, etwa an den bekleideten Zaun und den hinausfahrenden Düngerwagen in den Zwölften, das beim erſten Axthieb aus dem Balken ſpringende Feuer, das Spinngewebe[2]) (S. 44, 186, 156), iſt ſinnreich, und mit dem Grübelſinn, der alle möglichen Geſchehniſſe als göttliche Vorausverkündigungen betrachtet, paart ſich ein gutes Stück dichteriſcher Anſchauung. — Ein Vörlat, das frühmorgens ſich zeigt, geht bald in Erfüllung, ein gegen Abend geſehenes erſt ſpäter. Ein angekündigtes Unglück glaubt man unter Umſtänden durch kirchliche Fürbitte abwenden zu können; ſo wird noch heute in der Hollenſtedter Kirche jeden Sonntag um Beſchützung der Dorfſchaft Everstorf vor Feuersgefahr gebetet; vor Zeiten hat jemand den Ort im Feuer ſtehen ſehen, da ſind die geängſtigten Bauern um jene ſtehende Fürbitte eingekommen und laſſen ſich die Sache ſogar jährlich eine Anzahl Fuder Torf koſten. Auch ein Hofbeſitzer im benachbarten Halvesboſtel, dem ein Vörlat ſein Haus im Feuer gezeigt hatte, ließ für ein halbes Fuder Holz jährlich an jedem Sonntag für ſich beten; als aber eines Tages ſein Backhaus Feuer gefangen hatte, wollte er nicht mehr.

---

[1]) Von einem derartigen Licht (Jrd-licht Erdlicht) ſind die Jrrlichter (mnd. irren = hindern, ſtören, auch Glümm-lichter genannt) wohl zu unterſcheiden. Dieſe ſetzen ſich in moorigen Gegenden auf die Augenwimpern und hindern am Sehen; je mehr man ſcheuert, je mehr werden ihrer. Auch auf den Mähnen der Pferde zeigen ſie ſich. Sie verſchwinden an windigen Stellen, auch bei ſcharfem Atmen und, wie ein Bauer behauptete, bei kräftigem Fluchen.

[2]) Auch der Glaube, daß, wenn ſich jemand unverſehens mit Fett begießt, dieſes ein großes Glück bedeutet, geht wohl auf die alte figürliche Bedeutung „reich", die neben anderen Bedeutungen dem mnd. vet eigentümlich war, zurück. Der Glaube, daß viele Haſelnüſſe in einem Jahr viele Zwillingskinder bedeuten, erklärt ſich daraus, daß gewöhnlich zwei Haſelnüſſe zuſammenſitzen.

Wir gingen von der Gesundheitspflege aus, haben aber im Laufe dieses Kapitels den festen Boden der bäuerlichen Wirtschaft und der Pflichten, die sie besonders an die Frau stellte, etwas unter den Füßen verloren. Die Hausfrau hatte für Menschen und Tiere zu sorgen; ihr unterstand auch das Volk der Hühner und der Gänse. Die Hühner, etwa 70—80 auf einem Hofe, hatten früher über den Viehställen ihren Platz (S. 212); erst allmählich legte man, gewöhnlich in der Nähe der Großen Tür, einen besonderen Hühnerstall (Höhner-kawen) an. Die Küken unter dem Kükenkorb erhielten von der Frau eigenhändig im Napfe Buchweizengrütze und dicke Milch, später Brotkrumen, Kartoffeln und Gras. Um den Hühnerschnupfen (Pipp) zu beseitigen, gab man dem Tier einige Pfefferkörner in Butter ein. Oder man ließ die kleine Haut unter der Zunge abschaben und die vergrößerte Drüse am Schwanz abschneiden: beides wurde in ungesalzene Butter getan und dem Huhn zu fressen gegeben. — Das Huhn spielt auch im Aberglauben eine Rolle: wenn der Hahn besonders früh kräht, so stirbt in wenigen Tagen eine Henne; wenn ein Huhn einen Strohhalm auf dem Schwanze trägt, so stirbt in wenigen Tagen eine Henne, oder es giebt bald Trauer in der Familie. Sonderbarerweise pflegt man jede Art von Aberglauben als Höhner-glowen[1]) zu bezeichnen; der Ungläubige drückt sich dann gern so aus: Dat is 'n Höhnerglowen, dor hett de Hahn nix von afkregen. Im Mittelalter nannte man einen falschen Glauben einen kukukes-love, nach dem Kuckuck, dem Symbol des Teufels; was meint aber der „Hühnerglaube?" Sollte nicht volkstümliche Umdeutung eines älteren „Hünenglaube" (= heidnischer Glaube) vorliegen? Um so durchsichtiger ist der Beitrag, den das Huhn zum heimischen Sprüchwörterschatz geliefert hat: Höhner kleiht achterut (hintenaus) sagt man von Leuten, die ihr Geld auf die Straße werfen.

Zwölf alte Gänse pflegte die Bäuerin durch den Winter zu füttern.[2]) Von diesen wurden 6 gesetzt, jede bekam 14 Eier unter.

[1]) So auch der Hamburger Heinrich Jürs (bei Regenhardt 141): Dat's Heunergloben.

[2]) Eine Verjüngung dieses Bestandes erzielte man dadurch, daß ab und zu diese und jene alte Gans zu den Mastgänsen (Mêst-gös) getan und die Lücken durch jüngere Gänse ausgefüllt wurden.

Die Gössel wurden früh von den kleinen Mädchen in den Grashof oder auf den Anger getrieben, später, soweit sie nicht zum Verkauf kamen, mit den alten Gänsen zusammen aufgezogen. Das Hüten der Gänse erfolgte immer nur hof-, nicht dorfweise. Hatte man frühe Gössel, so konnten sie gegen Johannis zum ersten Mal gepflückt werden, zum zweiten Mal gegen Michaelis, zuletzt nach dem Schlachten, also um Martini. Durch eifriges Füttern brachten Frauen es bei alten Gänsen nicht selten zu einem fünfmaligen Pflücken; etwa im Anfang Mai, wenn die Gänse „abgelegt" (aflegt), d. h. mit dem Eierlegen aufgehört hatten, wurde bei ihnen mit dem Pflücken begonnen. Das Pflücken bei lebendigem Leibe war eine schwere Arbeit; erst von 4 Gänsen erhielt man ein Pfund Federn und Daunen. Die von den lebenden Gänsen gewonnenen und für wertvoller geltenden Federn (S. 170) wurden in besonderen Säcken auf dem Dönzen-boen aufbewahrt. Zum Schlachten der Gänse und dem darauf folgenden Pflücken lud die Frau die Verwandten ein und bewirtete sie, de Gös-plückers, in angemessener Weise. Fünf bestimmte Federn unter jedem Flügel, die sogenannten Strit-feddern, durften in kein Bett gestopft werden, wenn nicht ein Streit entstehen sollte.

Auch andere Pfleglinge stellten sich ein, vom Herrenhofe. Die Herrschaft des Gutsherrn lastete schwer. Die Höfner hatten wöchentlich bestimmte Spann-, die kleineren Besitzer Handdienste zu leisten. Dem Adligen gehörte der Zehnte von allem Getreide, und kein Fuder durfte eingefahren werden, bevor jener den Zehnten genommen (tegt) hatte. Dazu kamen in dem Meiervertrage näher festgesetzte Geldabgaben und allerlei Einschränkungen: so durfte der Bauer keinen Baum ohne Genehmigung hauen, und für den gefällten, mochte er „beindick oder armdünn" sein, war eine Abgabe[1]) zu zahlen. Auch die Frau bekam die Last der Hörigkeit teilweise persönlich zu fühlen. Junge Kapaune wurden ihr vom Gute ins Haus geschickt, die fett zurückzuliefern waren. Auf manchen Höfen in der näheren Umgebung des Gutshofes ruhte die Verpflichtung, die Jagdhunde zu füttern; oft bekamen sie ihr Recht, aber in Abwesenheit des Dieners wurden sie auch wohl von den erbitterten

[1]) z. B. für die Eiche 36 Schilling.

Leuten hungrig oder halbſatt mit der Peitſche vom Hofe gejagt. Eins der Hühner war als Rôk-hôhn (mnd. rôk-hôn) von jedem Beſitzer eines „eigenen Rauches“, einer eigenen Herdſtelle, abzuliefern. Das perſönliche Verhältnis zwiſchen Adligen und Bauern war ſehr verſchieden: ſtellenweiſe haben Adlige in übermütiger Laune ſogar um die Abgaben und Ländereien ihrer Meier, ja um dieſe ſelbſt geſpielt, andererſeits zeugen alte Briefſchaften, wie man ſie hier und da in den Häuſern aufbewahrt, von einem durch Menſchenalter fortgepflanzten, im guten Sinne patriarchaliſchen Verhältnis.

Der Erlös für die Hühner- und Gänſeeier, die Küken und Göſſel,[1]) auch die Butter blieb in den Händen der Frau. Es war ihr Haushaltsgeld, mit dem ſie allerlei Bedürfniſſe der Wirtſchaft beſtritt. Der Mann, der jene Dinge kaufte, hieß der Kiepenbauer (Kiepen-bur, Kiepen-kirdel). Die hohe Kiepe auf dem Rücken, einen langen, unten mit Eiſenhaken und -ſpitze verſehenen Schaft (Pêk) in der Hand, zogen die Kiepenbauern von Haus zu Haus und verkauften dann ihre Sachen in Hamburg; nach dem Zollanſchluß Hamburgs brachten ſie vielfach Haushaltsbedürfniſſe aus Hamburg mit und bezahlten den Frauen zum Teil mit dieſen, wodurch ſie den ländlichen Kaufleuten mancherlei Abbruch taten. Sie waren die vergnügteſten Leute der Gegend, und „luſtig“ ('n luſtigen Kiepenbur) war ihr ſtehendes Beiwort. Noch heute heißt eine grüne, länglich-runde Branntweinflaſche, die 3—4 Liter faßt, ein Kiepenkirdels-buddel. Beſonders ausgelaſſen ging es auf dem Rückwege zu, den die Kiepenträger einer Gegend, die Taſche mit dem „guten“ Hamburger Gelde[2]) gefüllt, zu ihrer Sicherheit immer gemeinſam (up'n Köppel, haufenweiſe) zurücklegten; der ehrwürdige Karlſtein beim Forſthaus Roſengarten im Stuvenwalde weiß von ihren Tänzen um die Kiepen und ihren Gelagen manch luſtiges Stück zu erzählen.

---

[1]) Für 50—60 Hühnereier, im Winter etwa für 40, wurde 1 Mk. gezahlt. Der Durchſchnittspreis eines Kükens betrug 1 Groſchen, der eines Göſſels 1 Mk.; an Göſſeln verkaufte manche Frau jährlich 50—60 Stück.

[2]) Das Hamburger Geld hieß dat gode Gild, da der Taler dort 40 Schilling, im Hannoverſchen aber 48 Schilling hatte, alſo 5 Taler Hamburger Geld 6 Talern in hannoverſchem Gelde entſprachen.

Auch andere Männer kamen von Zeit zu Zeit ins Haus. Der Siebmacher und ſeine Frau fragten an, ob etwas zu flicken ſei; da gab es oft Zank und Streit, das Schelten der Siebmacherin war geradezu ſprüchwörtlich (ſe ſchimpt as en Sewenbinnerſch). Der Viehhändler ſchloß einen Handel ab; vel Glück mit de Koh und vel Glück mit dat Gild hieß es dann von hüben und drüben, indem ein Handſchlag den Kauf beſiegelte und die Großmagd ſich auf die 4 Schilling Trinkgeld (Stirt-gild)[1]) freute. Ein wandernder Handwerksburſche (Reiſender) erſchien bettelnd auf der Schwelle. Der Schneider nnd die Schneiderin wurden für eine längere Zeit auf Tagelohn ins Haus genommen; ebenſo der Schuſter und ſein Geſelle, um aus den vom Bauer ſelbſt gelieferten Kuh- und Pferdehäuten das Fußzeug für Familie und Geſinde herzuſtellen. Der auf die Dörfer gehende einheimiſche Kaufmann und der mit ſeinen Sachen das ganze Land bereiſende fremde Händler ſprachen vor. Der Kaufmann pflegte als langjähriger Bekannter Vertrauen zu genießen; er mußte bei Krankheitsfällen in der Familie und über die verſchriebene Arznei, die der Landmann ebenfalls Ware (Wor, auch Dokter-wor) nannte, ſein Urteil abgeben, er wurde als Vertrauensmann bei den verſchiedenſten Angelegenheiten zugezogen. Weniger freundlich dachte das Volk über die fremden Händler: es kam immer wieder vor, daß Frauen hinter dem Rücken ihrer Männer mit ihnen überflüſſige und wenig vorteilhafte Geſchäfte machten und für die verhältnismäßig wertloſen Sachen allerlei Wirtſchaftserzeugniſſe, Butter, Eier und Rauchfleiſch, daneben auch bares Geld leichtfertig hingaben. Die Bevölkerung nannte das kütbüten (mnd. kuten und buten = tauſchen, wechſeln, Mi kütbüten Durchſtecherei treiben, Kütbüteri Betrügerei); ſe kütbüt't ſik noch von Hus un Hof. Auch als kunkeln wurde dieſes heimliche Handeln der Frauen bezeichnet; damit hängt wieder Kunkel-taſch und Kunkel-fiek (Geheimniskrämerin) und Kunkelitſchen (Durchſtechereien)[2]) zuſammen.

---

[1]) Ähnlich erhielt der Großknecht beim Verkauf eines Pferdes ein Halftergeld (Halter-gild).

[2]) Unſer „Kinkerlitzen". Ich habe dieſe Deutung in meinen Beiträgen S. 22 gegeben und dort ausführlich begründet.

Bei der Bewillkommnung männlicher Gäſte ſpielte der Branntwein (Koem, mnd. komen, eigentlich Kümmel) die Hauptrolle. „We wüllt irſt en Lütten nehmen.“ Der Bauer trank einen Schnaps vor und ſchenkte dann dem Gaſte ein. Trank man herum, ſo ſchenkte der Bauer zunächſt ſich ein und trank, dann ſchob er mit dem neugefüllten Glas die Flaſche (den Buddel) dem Zweiten hin, dieſer ſchenkte für den Folgenden ein und ſo fort. Ein Beſuch kündigt ſich oft durch einen am Boden liegenden Strohhalm an; iſt eine Ähre daran, ſo deutet dieſes auf männlichen Beſuch,[1]) der bloße Halm auf weiblichen. Auch eine beim Niederfallen im Boden ſtecken bleibende Feder weiſt auf Beſuch hin.

Will ſich jemand mit einem anderen aus derſelben Schale waſchen, ſo ſpuckt er in das Waſſer, da er ſonſt einen Streit bekommen würde. Bei der großen Hauswäſche brauchte man das weniger zu beſorgen, da war alles zu launigen Scherzen aufgelegt. Du kriegſt en verſapenen Kirdel, rief man dem Mädchen zu, das ſich beim Waſchen „bepladderte“, und, wagte ein Vorbeigehender den neckenden Zuruf „Drögwaſchers!“ (Trockenwäſcherinnen), ſo beſpritzten ihn die Geneckten und ſchlugen ihm zum Gegenbeweis die naſſen Wäſcheſtücke um die Ohren. In einer Hinſicht waren ſie eigenſinnig. Sie wollten die Hemden während der Wäſche nicht gern auf die unrechte Seite ziehen, ſondern pflegten ſie gleich umgezogen einzuſtecken. Ik will anner Lü' ehr Unglück nich an mi hemm'n, lautete die Begründung.

Die ſchon am Tage vorher in kaltes Waſſer geſteckte Wäſche wurde zunächſt ausgewrungen und etwa eine halbe Stunde im großen Keſſel in einer Buchenlauge gekocht. In jedem Hauſe ſammelte man zu dieſem Zwecke die Buchenaſche in einer Tonne; auch Eichenaſche fand hier und da Verwendung. Dann wuſch und ſtieß man die Stücke mit der Hand in der Balje, bei größeren Schmutzſtellen half grüne Seife nach. Nunmehr wurde die Wäſche in einen Zuber (Tubben) geſchüttet und ein Keſſel voll kochenden Waſſers (Brenn-water) darüber gegoſſen. Nach einiger Zeit

[1]) So in Hittfeld. Man ſagt dort, es käme ein „Kerl mit einem Hute“ (die Ähre iſt das Vörlat des Hutes).

wurde die Wäſche ausgewrungen und konnte nun zum Spülen und „Büken“ nach dem Dorfteiche geſchoben werden. Während ſie unter dem „Brennwaſſer“ ſtand, wurden Strümpfe, Schürzen und Shirtingjacken in dem ſchmutzigen Seifenwaſſer gewaſchen, ſpäter in dem gebrauchten Brennwaſſer nachgewaſchen, dann geſpült und über die Reckſtangen (Ricken) oder die Hecke (den Hagen) gehängt.

Der Dorfteich bildete bei ſeinem Ausfluß einen kleinen Waſſerfall; neben dieſem ſtand eine Bank. Man legte nun das Zeug unter das herabfallende Waſſer[1]) und ließ es ſich vollſaugen. Dann wurde Stück für Stück auf der Bank ausgebreitet und „gebükt“,[2]) d. h. die letzte Lauge und Seife wurde mit den beiden Bükhölzern entfernt. Klipp, klapp! klang es im Takte, indem ein Mädchen mit beiden Hölzern oder zwei mit je einem ſchlugen. Ein ſolches Bük-holt war ein ſchaufelförmiges, mit einem Griff verſehenes Holz (Fig. 30, k, S. 198). Die Hölzer waren das Hochzeitsgeſchenk der beiden Naſlans-mudders, die wir bei der Trauung kennen gelernt haben (S. 178).

Das gebükte Zeug hängte man zum Trocknen auf; nach dem Trocknen wurden die Hemden über die Stuhllehnen gezogen und ſo ſchier makt. Wer Mangelzeug (Mangel-brett und Mangelhult) hatte, bediente ſich ſeiner zum Glätten. Die Kragen, die Striche der Hauben, das weiße Taſchentuch für das Geſangbuch wurden der Mützennäherin zum Waſchen übergeben.

Gewöhnlich an jedem zweiten Sonntag fuhren oder gingen der Bauer und die Frau zur Kirche (es war jüm ehr Karkenſünndag), während an den dazwiſchenliegenden Sonntagen immer ein Knecht und ein Mädchen den Gottesdienſt beſuchten. Auf Bretter-, Stuhl- und auch Strohſitzen fuhr man mit Bekannten zum Kirchdorf, bei kaltem Wetter der Mann und die Frau eine Schenilje (S. 170) umgehängt, die Häuslingsfrau einen Beiderwandsrock um den Hals gebunden. Erſt wenn im Wirtshauſe die

[1]) Wo dieſe Vorrichtung fehlte, gingen die Mägde mit aufgekrempelten Röcken in den Teich und legten die Wäſche hinein.

[2]) Im Mnd. bedeutete buken etwas anderes: „Wäſche in Buchenlauge (buke) legen“. Dem Bük-hult entſpricht mnd. waſch(e)-holt, waſch(e)-ſpôn, waſch(e)-botel.

Frauen die Kopftücher abbanden, kam der Kopfputz zum Vorſchein: die Knüppels-, Blank- und Brokatmützen.

Unterdeſſen ſitzen die Männer bei einem Glaſe Branntwein in der Wirtsſtube; manches Scherzwort fällt. Plötzlich, als das Geläute beginnt, nehmen ſie andächtig den Hut für einen Augenblick zu einem ſtillen Gebet ab, ähnlich wie der bayriſche Bauer in demſelben Falle ſeinen Maßkrug hinſetzt und ein Ave Maria betet — eine auffallende Übereinſtimmung kirchlicher Volksſitte, die in die vorreformatoriſche Zeit zurückreichen wird. Dann wurde ausgetrunken und bedächtigen Schrittes aufgebrochen; die Männer und die Frauen gingen für ſich, wie ſie auch nach alter Sitte in der Kirche getrennt ſaßen.

Nach dem Gottesdienſt fanden ſich die Bauern in der Nähe der Kirche zuſammen. Da verlas der im Kirchdorf anſäſſige Voigt mit wichtiger Amtsmiene, was ihnen zu wiſſen frommte. Neue Beſtimmungen der Regierung wurden bekanntgegeben; dieſem war eine Kuh genommen worden, die verkauft werden ſollte; andere hatte der Feldhüter (Fild-panner) wieder einmal wegen unerlaubten Weidens auf fremden Grundſtücken gepfändet, was der geſtrenge Voigt zum Anlaß nahm, die betreffenden Verordnungen einzuſchärfen; jenem ſollte Haus und Hof verkauft werden. Selbſt ein ganzes, aus mehreren Höfen beſtehendes Dorf des Kirchſpiels Hollenſtedt wurde einſt bei ſolcher Gelegenheit ausgeboten: Gans Grauen (ſo hieß das Dorf) will ik jo för twehunnert Daler gewen, erſcholl es, aber die Bauern kratzten ſich hinter den Ohren, die Zeiten waren ſchlecht, es fehlte am Baren.

Eine feierliche Stille umfing am Nachmittag das Dorf. Im blinkenden Sonnenſchein ſpielten die Kinder; die Bauerſöhne und Knechte ſtanden auf der Straße und tauſchten Bemerkungen aus, auf dem Flett nähten die Mägde an ihrem Zeuge, und Bauer und Bäuerin gingen durchs Feld: we wüllt dat Kurn beten nadriwen. Die Frau beſuchte auch wohl Verwandte, die Mägde der verſchiedenen Häuſer kamen zueinander mit dem Nähzeug, bis gegen Abend die Arbeit wieder rief. Der Bauer ſpielte ein Stündchen Solo oder ging, wenn vom Vorſteher (Bur-meſter) der Knüppel, das uralte Berufungszeichen, herumgeſchickt oder ins Kuhhorn geſtoßen worden war, zu dem Bur-mal (oder der Bur-

bank, der Bank), der Gemeindeverſammlung. Nach dem Abendeſſen, während von der Straße die Weiſen der Knechte und Mägde klangen, die Kinder ſchon ſchliefen und der Mann bei einem Pfeifchen in der aus dem Kirchdorf mitgebrachten neueſten Nummer des Hermannsburger Miſſions- oder des Hannoverſchen Sonntagsblattes „lernte“, flickte die Frau noch die Kleider der Ihrigen, und ſcherzend meinte ſie wohl, wenn ſie wieder einmal ihrem Jungen, dieſem Riten-ſpliter,[1]) die Schulhoſe in Stand ſetzte:

Harr mi min Mudder de Bür nich flickt,
Harr mi de Krei dat Fell twei hickt (gehackt).

Zweimal im Jahre gingen Bauer, Frau und Geſinde zum Abendmahl (to Bicht), die konfirmierten Kinder in dem Jahre nach der Konfirmation viermal; die größten Abendmahle fielen in die Oſterzeit und auf die Sonntage nach Michaelis, wenn die Ernte eingebracht worden war. Der Nachmittag und Abend eines ſolchen Tages waren noch der ſtillen Selbſteinkehr gewidmet; ſelbſt die Nadel ruhte, die Mannsleute trugen außerhalb des Hauſes den ganzen Tag den hohen Filzhut und nahmen ebenſowenig wie die zum Abendmahl geweſenen Frauen und Mädchen an irgend einem Vergnügen teil: Nä, ik hew von Dag' (heute) mit den Peſturn ſnackt oder auch mit den Peſturn ſpiſt oder Nä, de Peſtur hett mi von Dag' wot gewen lautete ihre Entſchuldigung.

Um Michaelis fuhren nacheinander Pfarrer und Küſter, nicht ſelten mit Frau und Kindern, auf die Dörfer und machten den Bauern ihren Beſuch. Er galt der Abholung der ihnen zuſtehenden Abgaben, der Plicht, in der Südheide der Proewen (Mehrheit von mnd. provene, f., ſpäter auch proven, m., die Präbende, das Einkommen eines Pfarrers). Man nannte dies de Plichttour, up Plicht föern, de Plicht halen und ſprach in der Südheide von Proewen-halen, Proewen-dag und Proewenrecht (Niederſ. 8,7). Die Abgaben waren nach den Kirchſpielen verſchieden. In Hollenſtedt z. B. zahlten die „Vollpflichtigen“ (Höfner) an den Pfarrer 2 Spint Roggen und nach heutiger Währung 2,75 Mk., an den Küſter 2 Spint Roggen, 12 Garben

[1]) Ein Riten-ſpliter iſt, wer ſich alles Zeug zerreißt (mnd. ſpliten, ebenſo wie riten = zerreißen).

und 29 Pf., an die Pfarrwitwe 1 Spint und 5 Garben, die „Pflugpflichtigen“ (vermutlich dasſelbe wie Pflugkötner, S. 217) an den Pfarrer 2 Spint und 2,38 Mk., an den Küſter und die Pfarrwitwe dasſelbe wie die Vollpflichtigen; die kleinen Leute gaben 22, 8 und 5 Garben.[1]) In beſtimmten Dörfern und beſtimmten Häuſern wurde aufgetiſcht; die Hausfrau machte ſich eine Ehre daraus, ſo hohen Beſuch zu bewirten.

Dem Landmann ſtellt der Dichter den Bewohner der Stadt gegenüber und meint von dieſer:

„Näher gerückt iſt der Menſch an den Menſchen.“

Äußerlich genommen, gewiß,auch ſofern die Erreichung höherer Ziele durch gemeinſame Kräfte in Frage kommt, aber ebenſo gewiß iſt, daß in rein menſchlicher Beziehung die Städter ſich fremder gegenüberſtehen, als die Bewohner eines Dorfes. Der eingepferchte Städter kennt oft nicht einmal ſeinen Nachbar, auf dem Dorfe aber lebte und lebt bei aller Abgeſchloſſenheit ein ziemlich reges Gemeinſamkeitsgefühl, trotz der Zäune, trotz der Steinmauern, die die Höfe um- und abſchließen. Das Dorf war durch das viele Ineinanderheiraten bis zu einem gewiſſen Grade tatſächlich eine erweiterte Familie, und man war ſich dieſer Übereinſtimmung deutlich bewußt. We bei' (wir beide) kunnen ut ênen Dörp wen, ſagte wohl ein Dorfbewohner zu einem Auswärtigen, mit dem er beſonders gut überein konnte. Aus dieſem Dorfſinn entſprang die gegenſeitige Hilfsbereitſchaft, durch die ſich das Familienereignis oft zum Dorfereignis geſtaltete. Beim Zäunen des neugebauten Hauſes, beim Braken und Schlachten, bei der Taufe und der Hochzeit ſind uns Beiſpiele begegnet. Beſonders ſchön aber bewährte ſich der Dorfſinn in der Zeit der Not, vor allem nach einem Brande. Der Unterſtützung mit Brotkorn iſt ſchon gedacht worden. Die Baumaterialien wurden dem Betroffenen unentgeltlich herangeſchafft, das nannte man to Bä (auf Bitte hin, mnd. bede) föern. Eine Frau desſelben Dorfes, etwa die Nachbarin, ging mit der

[1]) Daneben ſtand dem Küſter noch eine Oſterpflicht zu, 10 Eier und 14 Pfg. von den erſten beiden Klaſſen, 5 Eier und 4 Pfg. von der dritten.

unglücklichen Abgebrannten,[1]) für ſie bittend, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, ſelbſt außerhalb des Kirchſpiels. Düſſe Fro is afbrennt, ſe ſammelt wot in den Wucken: ſo ſprach die Begleiterin, ſteckte die geſchenkten Knocken Flachs und Hanf in eine von ihr getragene Kiſſenbühre und nahm in den Häuſern, die kein Spindelwerk hatten, auch Geldſpenden entgegen.[2])

Trotz dieſes ausgeprägten dörflichen Gemeingefühls war der Geſelligkeitstrieb verhältnismäßig gering entwickelt. Jeder war durch ſeine Arbeit und ſeine Familie hinlänglich in Anſpruch genommen; die geſelligen Bedürfniſſe wurden in der Hauptſache durch die Familienfeiern und Tanzluſtbarkeiten befriedigt. Soweit ein „freundſchaftlicher" Verkehr vorhanden war, bewegte er ſich vorzugsweiſe auf der Grundlage der „Freundſchaft," d. h. Verwandtſchaft. Die mit einander verwandten Frauen des Dorfes beſuchten ſich von Zeit zu Zeit mit dem Spinnrad, ohne beſondere Gaſtereien. Die geſamte Verwandtſchaft, die einheimiſche und auswärtige, traf beſonders bei den Kindtaufen zuſammen. Erging einmal ohne dieſe Veranlaſſung eine Einladung, ſo nannte man das en güſt Kinnerbêr,[3]) eine Kindtaufe ohne Kind, mit ſcherzhafter Übertragung von den güſten, d. h. trocken ſtehenden Kühen. Für eine derartige Bewirtung wählte man ſtets den Sonntag. Wiederholt wurde der Tiſch gedeckt, und die Frau nötigte ohne Aufhören; zwiſchendurch ſpielten die Männer Karten; Hof und Feld wurde beſehen, und die Nachbarn ſagten: Meiers hebbt en grot Revue (bei M. iſt große Beſichtigung). Erhielt einmal die Freundſchaft zweier Familien einen Riß, ſo wurde bei der

---

[1]) Stellenweiſe mußte dieſe ſich durch eine amtliche Beſcheinigung ausweiſen, daß ſie abgebrannt war. Eine derartige Beſcheinigung hieß ein Brand-brêf. Beiläufig iſt dies der Urſprung des ſtudentiſchen „Brandbriefes", bei dem der Student — ſich ſelbſt beſcheinigt, daß er — abgebrannt iſt.

[2]) Eine bemerkenswerte Übereinſtimmung zeigt ſich in einem Hochzeitsbrauch des Kreiſes Kiel: die Braut mit einem Kiſſenüberzug und eine alte Frau des Dorfes gingen herum (auf Brutſchopp) und luden ein; dabei bat die Braut um Geld und Federn, die Alte um Grütze und Mehl (Niederſ. 8, 257).

[3]) Mit Bezug auf die eingeladenen Verwandten brauchte man auch den Ausdruck geſterêrn (Gäſte ſein).

ausgedehnten Verwandtſchaft natürlich leicht der größte Teil des Dorfes in den Streit mit hineingezogen; dann ſpotteten die Unbeteiligten: wenn dat grot Ei (dieſes große Ei) kaput geiht, ſtinkt dat oewer't ganze Dörp.

Die Zeit geht im Kreislauf der Ernten dahin, die Kinder wachſen heran. Neben der Frau ſchafft ſtetig der Mann. Sein Tun gehört in erſter Linie der Landwirtſchaft; er muß „hinaus", und „drinnen waltet die züchtige Hausfrau", das gilt nicht nur vom bürgerlichen, ſondern auch vom bäuerlichen Hauſe. Da von der Verteilung der eigentlichen landwirtſchaftlichen Arbeit und den Aufgaben des Bauern in dieſer Hinſicht ſchon früher geſprochen worden iſt, mußte er in dieſem, der Arbeit am Herd und im Hauſe gewidmeten Abſchnitt zurücktreten. Aber eins muß mit Nachdruck hervorgehoben werden, daß der Bauer der Heide ſtets ſelbſt mitarbeitete; die Arbeit war ihm zur zweiten Natur geworden; ohne ſein beſtändiges Mitarbeiten hätte der Hof bei den Verhältniſſen der Heide überhaupt nicht beſtehen können.

War der Älteſte heiratsfähig, ſo pflegte der Vater, wie wir ſchon ſahen (S. 159), am Tage der Heirat an dieſen abzugeben; weit ſeltener war der Fall, daß er dat Innehment un dat Utgewent noch behielt, d. h. die Wirtſchaft noch ſelbſt weiterführte. Er zog ſich mit ſeiner Frau auf den Altenteil (dat Olen-del)[1]) zurück und hieß nun Ol-vader und ſie Ol-mudder. Man ſagte auch von den beiden: ſe ſit't nu up den Proem, wobei Proem, eigentlich das Einkommen eines Pfarrers (S. 251), die den Altenteilern zuſtehenden Anſprüche meinte. Große Forderungen wurden von ihnen nicht erhoben, das unterblieb ſchon mit Rückſicht auf den Beſtand des Hofes (S. 159). Daß der Altenteil bei der Übergabe des Hofes, alſo gewöhnlich bei der Verheiratung des älteſten Sohnes, vereinbart wurde, haben wir früher geſehen. Einen Begriff von dem, was die ſich zur Ruhe ſetzenden Alten verlangten, vermag die abgedruckte Eheſtiftung (S. 162f.) zu geben. Wie hier, bedangen ſie ſich oft die kleine Stube aus für den Fall, daß ſie ſich „mit den jungen Leuten an einem Tiſche nicht vertragen konnten", ſeltener

[1]) Im Mnd. lîf-tucht, lîf-gedinge.

wurde für dieſen Fall das Häuslingshaus als Wohnſitz, frêen Set (Sitz) in'n Hüſſelhus, beanſprucht. Zum Beſtreiten kleinerer Ausgaben ließen ſie ſich in der Regel kein bares Geld zuſichern, ſondern eine beſtimmte Ausſaat in Hafer oder Buchweizen. Wurde aber einmal eine beſondere Forderung[1]) aufgeſtellt, ſo wurde ſie unter Umſtänden mit der bekannten niederſächſiſchen Zähigkeit aufrecht erhalten und führte vielleicht zu ernſten Zerwürfniſſen. So haben in einem Falle die Alten bei der Übergabe des Hofes für ſich beſonders wöchentlich ein Pfund Butter und jährlich ein Schaf ausbedungen, und über dem Pfund Butter und dem Schaf iſt die ganze Verlobung zurückgegangen.

Der Lebensabend der Altenteiler war oft wenig glücklich. We ward nich eſtemêrt (geachtet) oder Dat Beſte is, wenn de Olen afgewen hebbt, ſe ward in Swattſur kakt, das waren gewöhnliche Klagen. Und doch machten ſich die beiden noch nach Kräften nützlich. Freilich an der „Morgenzeit" pflegten ſie noch nicht teilzunehmen, ſie ſtanden erſt ſpäter auf und tranken dann Kaffee, den das Mütterchen bereitete. Aber den übrigen ganzen Tag arbeiteten ſie mit. Die Großmutter wartete die Enkelkinder und wiegte und ſang ſie tagaus tagein in den Schlaf, bis ſich ihr ſelbſt die Augen zum letzten Schlafe ſchloſſen, und Großvater arbeitete draußen in Kniehoſe und Zipfelmütze, bis ihm der Tod das Beil oder die Heideſichel aus der Hand nahm.

Langſam nähert ſich, indem ein Nachbar das eine Pferd am Zaume führt, der ſchmuckloſe Leiterwagen mit dem Sarge dem Kirchdorf. Für den Gruß der Begegnenden danken vom Wagen die verweinten Geſichter mehrerer Frauen, die auf Strohbunden ſitzen, während der mit einem weißen Laken (Lîk-laken, d. h. Sarglaken, von dat Lîk der Sarg) bedeckte Sarg auf Strohwiepen ruht.

---

[1]) Dahin gehört auch die Ausbedingung einer „eiſernen Kuh", d. h. einer melkenden und nötigenfalls durch eine andere zu erſetzenden Kuh. Sitte und Ausdruck waren weit verbreitet, vgl. die iſerne Kau in Oſtpreußen (bei Friſchbier I 441).

Die Frauen ſind dicht in weiße Laken (Not-laken,[1]) auch Doden-laken, witte Laken, Fig. 40) gehüllt, und während ein Windſtoß die Laken lüftet, wird ein weißes Tuch (Boſt-dok) ſichtbar, das Hals

Fig. 40. Im Notlaken. Aufbruch zu einem Begräbnis.

und Bruſt bedeckt und das einförmige Schwarz des Tuchkleides grell unterbricht. Dieſe Frauen ſind die nächſten Verwandten des Toten; hinter dem Sarge ſchreiten andere weiße Frauengeſtalten, die der weiteren Verwandtſchaft und der Bekanntſchaft. Zur Seite

[1]) Im Mnd. läßt ſich nôt-wech vergleichen, d. h. der Weg, den man nur in Notfällen, beſonders bei einem Begräbnis, benutzte, übrigens ein auch in der Lüneburger Heide ſtellenweiſe bis in die neuere Zeit geübter Brauch. — Das Liklaken und Notlaken begegnet ebenſo wie im Nordweſten der Heide in der oſtwärts nach der Elbe gelegenen Winſener Marſch, wie

und dahinter gehen, zum Gegengruß die hohen Filzhüte bedächtig lüftend, die Männer. Jetzt ist das Dorf erreicht; das Geläute beginnt; am Eingang des Kirchhofes setzen die Träger den Sarg auf die Bahre (de Böhrn). Zur Gruft schreiten, dem weißbehängten Sarg voran, der Pastor und der Küster mit einer Anzahl singender Schulkinder,[1]) die Männer und die weißen Frauengestalten folgen. So sah vor etwa sechzig Jahren ein Begräbnis im Nordwesten der Heide aus, so hat es dort Jakob Gensler gesehen und 1839/40 in seinem „Kirchhof" (jetzt in der Kunsthalle zu Hamburg) verewigt.

Nach der Bestattung wurde das Sarglaken von der Totenfrau zusammengenommen wieder auf den Wagen gelegt oder, bei einer Beerdigung aus dem Kirchdorfe selbst, in das Trauerhaus zurückgebracht. Bei einer öffentlichen Beerdigung schloß sich ein Trauergottesdienst an, bei der die Frauen ebenfalls im Notlaken erschienen; auch in der Heide herrschte der weithin in Deutschland nachweisbare Brauch, daß bei diesem Anlaß die wichtigsten Daten und Ereignisse aus dem Leben des oder der Begrabenen (ihre „Personalien") zur Verlesung gelangten.

Das Notlaken gehörte zur Aussteuer. Die Braut spann und webte es eigenhändig aus dem besten Flachs, nähte es dann aus zwei Bahnen (jede von etwa 1,80 Meter) zusammen und säumte es oben schmal und unten breit. Das Laken wurde bei Beerdigungen so „um den Kopf gebunden": Die Frau schlug die obere Kante breit nach innen um und legte das Laken so über den Kopf,

---

mir Herr Müller-Brauel mitgeteilt hat. Dieselben Laken kannte man aber auch in den westlichen und südlichen Gegenden der Heide, bei Soltau ebenso wie bei Celle; für die Vogtei Wahrenholz (östlich von Celle) bezeugt sie ausdrücklich G. Wrede (Nieders. 10, 204) mit dem Zusatz, daß sie später durch schwarze, vorn mit einem weißen Tuch überbundene Mützen ersetzt worden seien. Solche aus feinem Stoff hergestellten weißen Tücher scheinen im Laufe der Zeit in manchen Kirchspielen der Heide an die Stelle der Laken getreten zu sein, z. B. (nach einer Mitteilung des Herrn Dehning-Celle) in Hermannsburg, Müden, Sülze, Bergen bei Celle, Wietzendorf, Munster bei Soltau. Diese Tücher pflegten dann auch im ganzen Trauerjahre getragen zu werden; je breiter der Saum, je tiefer die Trauer (brêt-sömte, small-sömte Döker).

[1]) Bei einer sogenannten stillen Beerdigung fiel das Singen fort.

daß es das Geſicht dicht umrahmte und die Stirn bedeckte. Beim Zuſammennehmen entſtand an jeder Schläfe eine Falte; unter dem Kinn wurde das Laken mit einer Nadel befeſtigt und vor der Bruſt mit der Hand zuſammengehalten. Nach dem Tode ſollte der Leichnam der Beſitzerin in das Laken eingenäht werden; auch für ihren zukünftigen Mann fertigte die Braut ein Notlaken.

Dem Gebrauch des weißen Trauerlakens begegnen wir auch bei den Slaven, der Spreewälderin ſowohl wie der Bewohnerin des hannoverſchen Wendlandes, ja bis zu den Südſlaven läßt ſich eine ähnliche Begräbnistracht verfolgen. So hören wir in einem zwiſchen 1672 und 1710 niedergeſchriebenen Bericht[1]) über ein wendländiſches Kirchſpiel folgendes: „Im Kirchſpiel Waltersdorf (vielmehr Woltersdorf) wird der Tote auf einen Wagen geſetzt, da dann einer eine Hand voll Stroh anzündet und den Pferden vorwirft, worüber ſie gehen müſſen. Auch ſetzen ſich zwei Weiber auf den Wagen, an jedweder Seite des Sarcks eine, behangen ſich mit einem Laken, heulen und ſchreien gar jämmerlich auf wendiſch.“ Hier erſcheint alſo die Sitte des Trauerlakens in Verbindung mit wendiſchen Klageliedern und dem ſicher auch uralten Brauch des vorgeworfenen Strohfeuers. So iſt ohne Zweifel auch das Notlaken der Heide auf einen rein volkstümlichen Urſprung zurückzuführen und reicht ebenfalls in ſehr alte Zeit zurück. Und läßt ſich eine einfachere Trauertracht denken? Einen Wocken und eine Spindel zum Spinnen, ein Webetau und die wärmenden Sonnenſtrahlen zum Bleichen — das alles hat das alte Niederſachſen ebenſo gehabt wie ſeine ſlaviſchen Nachbarn. So iſt, während die germaniſch-ſlaviſche Brautkrone auf kirchliche Einflüſſe zurückgeht (S. 140), das lüneburgiſch-ſlaviſche Trauerlaken volkstümlichen Urſprunges, und die Kirche hat die volkstümliche Sitte hier gewähren laſſen.

Nach Weinholds Anſicht iſt die deutſche Trauerfarbe des Mittelalters und bereits der vormittelalterlichen Zeit das Schwarz geweſen. Hier taucht nun in einer rein germaniſchen Gegend das Weiß als volkstümliche Trauerfarbe auf. Allerdings befinden wir uns hier in einer Grenzgegend, in einem Gebiet, in dem ſeit uralter

[1]) Arch. f. ſlav. Ph. 22, 120.

Zeit die Germanen und ihre ſlaviſchen Vettern als Nachbarn geſeſſen haben, und ſo iſt es ſehr wohl möglich, daß die weißen Laken der Heide in ſehr alter Zeit von den Slaven her übernommen worden ſind. Um klar in der Sache zu ſehen, müßte zunächſt eine andere Frage ſich beantworten laſſen, ob die gleiche Volksſitte ſich weiterhin über Deutſchland erſtreckt hat.[1]) Auf jeden Fall iſt der bis in die Neuzeit ſo zäh feſtgehaltene Brauch in volkskundlicher Hinſicht höchſt beachtenswert.

Das ebenfalls von der Braut eigenhändig hergeſtellte[2]) Sarglaken war breiter und länger; es hatte drei Bahnen und jede etwa 2,80 Meter Länge. Nur ärmere Familien beſaßen kein Sarglaken und liehen ſich eins bei einem Todesfalle.

In den beiden Totenhemden,[3]) die auch in der Brautzeit genäht wurden, durfte kein Name ſtehen; andernfalls würde der Name der Familie mit zu Grabe getragen worden ſein. Noch heute löſt man, wenn ein gewöhnliches Hemd als Totenhemd verwendet werden ſoll, den Namenszug heraus. Wenn der Menſch mit dem Tode ringt, erleichtert, wie in Moisburg geglaubt wird, das unter den Kopf gelegte Totenhemd ihm das Sterben; in das Totenhemd fallende Tränen nehmen dem Toten die Ruhe. Die beiden Totenhemden lagen, mit den Notlaken und dem Sarglaken zuſammengebunden, im Koffer der Bäuerin.

Die Genoſſenſchaften hatten ſtellenweiſe ein beſonderes Bahr-

[1]) Von dem hier beſprochenen Weiß iſt durchaus dasjenige zu trennen, das in den neueren Volkstrachten erſcheint und lediglich auf Modeſtrömungen zurückgeht. Ich beabſichtige, an einer anderen Stelle über Weiß als deutſche Trauerfarbe zu handeln; der von mir geſammelte Stoff iſt zu umfangreich, als daß hier näher auf den Gegenſtand eingegangen werden könnte. Ich habe hier nur beigebracht, was mir zur Würdigung des eigenartigen Brauches notwendig zu ſein ſchien. Auch auf dem katholiſchen Nieder-Eichsfelde waren nach Schambach (Götting.-Grubenhagenſches Idiot. unter Kerkenlaken) die leidtragenden Frauen bei Begräbniſſen und beim Kirchenbeſuch mit weißen leinenen Tüchern oder Betttüchern angetan; es würde von Wert ſein, Näheres über dieſe jetzt wohl ausgeſtorbene Sitte des Eichsfeldes zu erfahren.

[2]) Vorausgeſetzt natürlich, daß in ihrem zukünftigen Heim keins vorhanden oder ein neues erforderlich war.

[3]) Das Totenhemd entſprach in ſeiner Form einem gewöhnlichen Hemde, es war aber länger, ſtellenweiſe von doppelter Länge.

tuch. So benutzen bis heute diejenigen Familien der Dörfer Hollenſtedt, Emmen und Wohlesboſtel, die das Holz gemeinſam beſitzen, bei Begräbniſſen ein ſchwarzes Tuchlaken neben dem weißen; ein kleineres ſchwarzes Laken iſt für Begräbniſſe von Kindern beſtimmt.

Mit der Zeit erfolgten bei der Beſtattung verſchiedene Änderungen. So drang unter der Herrſchaft neuerer Mode allmählich Schwarz als Trauerfarbe ein. Zunächſt trat Schwarz als Halbtrauer dem Weiß gegenüber: bei Beerdigungen z. B. trugen hinfort die außerhalb der Verwandtſchaft ſtehenden Frauen nicht mehr das Notlaken, ſondern ein ſchwarzes Kopftuch, während die Witwe und die Verwandten ſich noch des Notlakens bedienten und die Witwe auch im Trauerjahre außer dem weißen Bruſttuche ein weißes Kopftuch zu tragen pflegte. Witt trurt deper as ſwatt, ſo drückte man vor etwa vierzig Jahren dieſen Gegenſatz in der Heide aus. Mit der Zeit wurde das Notlaken ganz verdrängt, und ſeit langen Jahren folgen ſelbſt die nächſten Verwandten nur im ſchwarzen Kopftuch. Neben der Mode ſoll der Umſtand, daß die Pferde leicht vor den weißen Laken ſcheuten, zur Abſchaffung dieſer beigetragen haben.

Eine andere Änderung beſtand darin, daß ſeit den ſechziger Jahren das Sarglaken nicht mehr über den Sarg gehängt, ſondern beim Betreten des Kirchhofes über die Bahre[1]) gebreitet wurde. Man begann nämlich, auf die bis dahin aus fünf breiten Brettern und einem platten Deckel beſtehenden, mit Kienruß geſtrichenen und höchſtens mit Speckſchwarten etwas blank gemachten Särge größere Sorgfalt zu verwenden. Die Särge beſtanden fortan aus dem Unterkaſten und einem hohen Deckel, ſie wurden lackiert und mit Metallſchildern geſchmückt. So iſt der Grund der obigen Änderung erſichtlich: der Sarg, der Lack und die ſchönen Schilder ſollten zur Geltung kommen.

Bemerkenswerter als die überall bekannten Vorzeichen eines Todesfalles (der bohrende Holzwurm, das nächtliche Bellen des Hundes und Schreien der Eule) ſind die folgenden: Ein Maulwurf, der im Hauſe wühlt, deutet auf eine Leiche;[2]) ebenſo ein im

[1]) So auch bei den Leichen des Kirchdorfes ſelbſt, nur erfolgte bei dieſen, wie wir ſehen werden, die Aufbahrung ſchon im Trauerhauſe.

[2]) Der Maulwurfshügel iſt das Vorzeichen des Grabhügels.

Winter blühender Baum. Wenn frühmorgens einem ein Tropfen Blut aus der Naſe fließt, ſo tritt demnächſt ein Trauerfall in ſeinem Bekanntenkreiſe ein. Übertriebene Habſucht iſt ein Vörlat baldigen Todes: he is ſo raffig, he mag ok wol bald nog (genug) kriegen. Ein dreimaliges Klopfen zeigt einem Kranken den nahe bevorſtehenden Tod an; es iſt die Vorbedeutung des Klopfens, durch das der Sargdeckel geſchloſſen wird (Moisburg).

Dem Toten wurden von den beiden Totenfrauen (Anklîrſch, aus Anklederſch zuſammengezogen = Ankleiderin) Geſicht, Hals und Hände gewaſchen. Dann nähten ſie ihn mit einem langen Faden in das bis unter die Arme reichende Notlaken; unter dem rechten Arm wurde angefangen und die Nadel unter dem rechten Fuß im Leinen befeſtigt. Über das Notlaken zogen ſie das Totenhemd. Das Geſicht wurde mit einem in Branntwein getränkten Lappen (Brannwins-lappen) vor Verweſung geſchützt, der Mund durch Bibel und Geſangbuch, die man unter das Kinn legte, geſchloſſen gehalten. Nachts wachten zwei Mädchen der Nachbarſchaft und ſchützten die Leiche vor Ratten und Mäuſen; ausgeſtreute Buchweizengrütze unterſtützte ſie hierbei. Über der Leiche hing, vermittelſt einer auf zwei Stuhllehnen gelegten Stange, das Liklaken, um die Eintretenden vor einem plötzlichen Anblick und ſeinen Folgen zu ſchützen. Sargbretter, gewöhnlich eichene, hatte man oft ſchon zu Lebzeiten ſägen laſſen und als Not-hult[1]) zurückgelegt. Während der Tiſchler den Sarg und die Mützennäherin den Sterbekittel (Doden-kiddel) herſtellten, beſorgten die Totenfrauen die Einladungen: Peters Mudder lett grüßen, Ji müchen ehr doch de Jhr andon un Mandag Namdag Klock dre mit jüm ehren ſeligen Vader to Begraf (Begräbnis) gahn. Gleichzeitig wurden die in Ausſicht genommenen Träger des Sarges beſonders eingeladen, ebenſo bei den nächſten Verwandten die Frauen (mit up den Dodenwagen to ſitten). Der Sterbekittel beſtand aus weißem Batiſt oder Shirting. Der Stoff hatte die Breite des Sarges; er wurde gefältelt und ſo über die Leiche gelegt und

[1]) Aus dieſem wurde der Sarg in dem Trauerhauſe ſelbſt hergeſtellt; der Tiſchler erhielt doppeltes Tagelohn. Wollte niemand „ſich zum Sterben hergeben“, ſo wurde das Notholz auch wohl gelegentlich einer Ausſteuer zu Möbeln verarbeitet.

feſtgeſteckt; der Ausſchnitt am Halſe und der Sargrand waren mit ausgezacktem Batiſt oder Shirting beſteckt oder benäht. Bei Kindern und jungen Mädchen wurde der Sterbekittel mit künſtlichen Blumen, bei den Kindern außerdem mit bunten (roten, blauen oder grünen) Schleifen verſehen; auch erhielt das Kind eine der Blumen in die Hand. Bei Erwachſenen kamen Schleifen aus ſchmalem, ſchwarzem Atlasband an den Kittel. Als Kopfſchmuck wurde den Frauen die Abendmahlshaube, den Männern eine weiße Zipfelmütze mitgegeben. Der Tiſchler half den Totenfrauen die Leiche in den Sarg legen. Von den zuletzt benutzten Gegenſtänden[1]) wurde die neue Waſchſchale zertrümmert, das Branntweinsläppchen, der Kamm und der Schwamm kamen mit in den Sarg und fanden unten zwiſchen den Hobelſpänen ihren Platz; ein anderer Teil der Hobelſpäne war zum Stopfen des Kopfkiſſens verwendet worden. Ungeziefer, das ſich etwa bei der Leiche fand, gab man in einer Federpoſe oder einem Glaſe mit; andernfalls wurde es im Hauſe unausrottbar.[2]) Lag das Trauerhaus im Kirchdorfe, ſo wurde die Leiche auf der Diele aufgebahrt;[3]) das Holen der Bahre fiel zwei Nachbarn zu. Das Liklaken blieb auch jetzt über der Leiche liegen; erſt wenn die Freundſchaft dem Toten die Hand zum Abſchied geben wollte, wurde es fortgenommen. Bis dahin hatte der Deckel daneben gelegen und zwei Leuchter mit brennenden Lichtern getragen. Während der Tiſchler den Sarg ſchloß, wurden die Lichter von einer Totenfrau zurückgeſtellt, um auszubrennen. Vor der Beerdigung erfolgte eine einfache Bewirtung der Gäſte, gewöhnlich der Freundſchaft in der Nebenſtube, der übrigen in der Wohnſtube;[4]) nach dem Begräbnis wurde das Trauerhaus nicht wieder aufgeſucht. Nach der Leichenfeier, die

[1]) Profane Wiederbenutzung hätte die Ruhe des Toten geſtört, das war anſcheinend der Grund des Zertrümmerns oder Mitgebens. Auch die Strohwiepen, auf denen der Sarg eines Außendörfers geſtanden hatte, wurden auf der Heimfahrt weggeworfen oder verbrannt, und hierfür führt man noch heute als Grund an, daß andernfalls der Tote umgehen würde.

[2]) In Moisburg herrſcht ein ähnlicher Glaube: wer von einem Toten Ungeziefer bekommt, wird es erſt dann wieder los, wenn er eine Laus (Erblaus, Arw-lus) einem anderen Toten in einer Federpoſe mit ins Grab giebt.

[3]) Die Leiche eines Außendörfers dagegen wurde, wie wir ſahen, erſt beim Betreten des Kirchhofes auf die Bahre geſetzt.

[4]) Ebenſo im Braunſchweigiſchen, Andree S. 317.

bei offenem oder geſchloſſenem Sarge gehalten wurde, trug man den Sarg zur Großen Tür hinaus, derſelben Tür, durch die der Tote einſt bei der Hochzeit unter Muſik ſeinen Einzug gehalten hatte. Hinter dem Sarge wurde aus einer Schale Waſſer ausgegoſſen. In ganz alter Zeit durfte nach der Behauptung einiger ergrauter Einwohner die Leiche erſt begraben werden, nachdem ſie zuvor während eines Sonntagsgottesdienſtes in der Kirche geſtanden und „nochmals eine Predigt angehört“ hatte.

Wenn die Leiche freundliche Züge gezeigt hatte, ſo war das ein Zeichen, daß ſie bald ein Familienmitglied nachholen würde. Die Fenſter des Zimmers, in dem der Tote zunächſt gelegen hatte, durften nicht ſofort geöffnet werden, ſonſt würde er zurückgekehrt ſein.

Wie die Tracht der Begrabenden, iſt auch die der Begrabenen von der Zeit nicht unberührt geblieben. Die Sitte des Einnähens und des Sterbekittels iſt faſt ausgeſtorben. Die Erwachſenen werden im ſchwarzen Anzuge begraben. Auch hier hat das Schwarz als modiſche Trauerfarbe um ſich gegriffen.

Auf den ſchmuckloſen Erdhügel kam ein niedriger, viereckiger Leichenpfahl (Pahl); jede Fläche war etwa 11—12 Centimeter breit, oben lief der Pfahl nach einer Hohlkehle in einen ſpitzen Kegel aus. In das Holz war eine kurze Inſchrift in altertümlichen Buchſtaben eingeſchnitten. Allmählich ſetzte man die bekannten höheren und breiteren Pfähle mit geringerer Dicke und mit ſchwarzer Inſchrift auf weißem Grunde. Auf der Vorderſeite ſtanden die Daten, auf der Rückſeite gewöhnlich ein frommer Vers oder Spruch; bei Kindergräbern war über ihm gern eine rote Blume angebracht. Empfindungen perſönlicher Art auf dem Leichenpfahl zu äußern, liebte der verſchloſſene Niederſachſe nicht; auch die in Vers und Proſa ſich oft ausſprechende Hoffnung auf ein Wiederſehen zeigt kaum perſönliche Färbung. So hat denn auch wohl nur ſelten oder nie ein Grabdenkmal von dem geſprochen, was den Hauptinhalt eines Bauernlebens zu bilden pflegte. Die Arbeit, die redlich ſich mühende und es ſich ſauer werden laſſende, ſie war die Grundlage des Bauernlebens auch in den hier geſchilderten Gegenden, und mehr noch als die im ganzen einheitliche Arbeit des Mannes die vielſeitige, mit dem Leben des Hauſes und des Volkes inniger verwachſene Arbeit der Frau. Daraus erklärt ſich, daß unſere

Darſtellung des Volkstums die Frau und ihr Wirken ſo beſonders betonen mußte. So mag denn dieſe Darlegungen auch ein altes Lobeswort auf das Schaffen der Frau beſchließen. „Und reget ohn' Ende die fleißigen Hände", ſagt der Dichter von der deutſchen Frau. In der Lüneburger Heide heißt es:

Frogensarbeit is behenn' (handlich, klein),
Awer dorüm (trotzdem) ahne Enn'.

Regiſter.

A

Abbauer 158, 172, 184, 217 u. Anm. 2
Abbrennen d. Hauſes 3, 38, 252 f.
Abendmahl, Beſuch d. A. 251.
Abendmahlstracht 128 f., 137, 143 f.
Abendzeit = Abendeſſen 225
Ablobungsſchein 160
Abort 216
Abzählreime 24 f.
„Adam hatte ſieben Söhne", Reigen 31
Adamsbaum, Näharbeit 47
Adel 160 f., 177, 216, 217, 245 f.
Ahorn 206
Ähren (Orakel) 43, vgl. 248
Alkoven 204
Altar 178, 182
Alte Land 82, 83, 194
Altenteil u. Altenteiler 11, 96, 97, 102, 111, 159, 162 f., 191, 203, 204, 206, 222, 254 f.
Ältermann 175 f., ſiehe Brautvater
Altkloſter, Ortsname 46
Altvater 162
Anbauer 59, 158, 172, 184, 217 u. Anm. 2
Andacht 222, 225
Anerbe u. Geſchwiſter 159
Anrede 64, 184
Apfel, Sinnbild der Fruchtbarkeit 176, auf d. Traualtar gelegt ebd.
Appel, Ortsname 233
Appelbeck, Papiermühle 46
Armband 127
Armenfürſorge 176, 180
Artlenburg, Ortsname 135
Arznei 247
Aſchenmöhm (Frau Holle) 43
Atlasmütze 53, 128 f.
Aue, Flußname 58
Aufgebot, das (vor d. Hochzeit) 163 f.
Aufzug (b. Weben) 115, 116, 117, 118
Augenkrankheiten, Volksmittel 38, 238
Ausgang d. Braut, ſ. Braut. A. d. Bräutigams 177
Ausſteuer 86, 155, 160 ff., 163, 168 ff., 257, 259, 261, Anm. 1

B

Backen, vgl. Brotbacken
Backhaus 215, 216—220
Backkammer 220
Backofen 87 f., 94, 157, 216, 218—220, im Kinderſpiel 20
Baken d. Flachſes 94
Ballſpiel 34, 38
Bamudder, Hebamme 2
Bandjude 151.
Bank 103, 201, 205. Bank u. Hochſitz 206
Bannen, ſ. Schnüren
Banſe 76, 215
Bardengau 160
Bardowieck 83, 85, 132, 143, 207
Barfußlaufen 20
Bartholomäi 238
Bauer 65, 66, 73, 74, 77, 79, 97, 192, 221, 223, 228, 232, 248, 250, 251, 254. Ein-

teilung d. bäuerlichen Bevölkerung 216 f.
Bauerlehne 217
Bauer(n)bier 152
Bauernregeln 74
Bauersöhne 55
Bauertöchter 55
Baum, gabelförmiger, heilkräftig 8. Abgabe f. d. Fällen von Bäumen 245. B. im Winter blühend 261
Baumzucht 208
Beerenpflücken 45
Begräbnis 255—63
Beiderwand 80, 81, 103, 120, 171. S. Kleidung
Beleuchtung 196—198
beminſchen, ſik = ſich beweiben 157
Bendeſtorfer Mühle 239
Bergen, Ortsname 176, 257
beſchreien 175
Beſen 63, 79, 201
Beſprechen 240
Beſtmelk 204
Betglocke 222
Betkinder (Konfirmanden) 53
Bett, ſ. Butze
Bettlaken 92, 94, 120, 183
Bettler 176
Bettnäſſen 7
Bevenſen, Ortsname 43
Bibel 261
Bibelklewer, gummierte Bildchen 53, Anm. 2
Bienen 81, 224, Anm. 2
Bienenkorb bei der Pfingſtfeier 40, aufs Haus geſetzt 157. 212
Bienenrecht 57
Bienenzaun 216
Bier 174, 230 f.
Bila', Teil d. Lade 56
Bilderbogen 46, 205
Bindebaum 69
Binderjacke 74 f., 123 f.
Binſen (als Dochte) 196, 197
Biſpingen 58
Blankmützen 137, 138, 250
Bleckede, Ortsname 87, 100
Bleichſucht 7
Blocksberg 43
Blumen 21, 39, 40, 171, 182. Künſtliche Bl. 164, 168, 174, 175, 262. Bl. auf Schachteln 135, auf Tellern 198, rote Bl. auf Kindergräbern 263
Blumenpflege 207
Blut 240, 261
Bock, Spiel 35 f.
Bockhorſt, Ortsname 190
Bockrad 98
Bockſpringen 36
Boden u. Bodenräume 76, 199 f., 208, 212, 215, 220
Bokwetenjungens Junggeſellen, mit Buchweizen ausgelohnt 81
Börnen, Tränken 76, 193, 214
Börte 198 f., 204 f.
Boſtſchoet, Bruſtſchuß 7 f.
Bötersheim 160, 162
Brache 68
Braken, Brechen d. Hanfes 87 f., d. Flachſes 94
Brandbaum 207
Branntweinflaſche (Eingraben d. B.) 152, 187, 246
Braut (beim Braken) 88. 154 ff., 158 ff., 164, 171. „Ausgang" im Elternhaus 175 f. Auswerfen von Äpfeln u. Birnen 176. Trauung, weitere Hochzeitsfeier 177 ff.
Brautbutter 88, 180
Brauthemdgeld 160
Bräutigamsjungfern 174 f., 176, 179
Bräutigamsvater (älterer Verwandter d. B.) 176, 177, 178, 179
Brautjungfer 3, 172, 174, 176, 177, 178, 179, 181, 202
Brautkleid 129
Brautkranz, ſ. Krone
Brautkuh 162, 171
Brautlaken (Spinngewebe) 156
Brautſchatz 155, 160, 161
Brauttracht 139 f.
Brautvater (älterer Verwandter d. Braut) 175, 177, 178, 179
Breiter Stein (Bredenſten) 25
Bremen 85
Bremervörde 43
Brennwaſſer 248
Brietlingen 121
Brinkſitzer 59, 158, 184, 217 u. Anm. 2

Broche 126f., 163
Brokat u. Brokathaube 133, 135, 137, 172, 174, 183, 250
Brot im Volksglauben 139, 156, 232
Brotbacken 87, 215, 232f.
Brotwasser 222
Bruch, Heilung d. B. 8
Brückenspiel 26
Brümmel, Knabenspielzeug 22
Brunnen 212f.
Brusttuch, s. Kleidung
Bucco, Bischof, im Kinderliede 13f.
Buchbinder 46
Buchenlauge, s. Holzasche
Buchweizen 74, 81, 227
Buchweizengrütze 222, 226, 228
Buchweizenhonig 231
Buchweizenklöße 183, 223, 224
Buchweizenmehl 118
Buchweizenpfannkuchen 226, 227
buddeln, mit d. Flasche nähren 4
Bükholt 120, 199, 249
Buntweben 122, 123
Burenreih, Bauerntanz 15
Burmal, s. Gemeindeversammlung
Butter 234—6
Butterblumen 21, 29
Buttermilchwarmbier 227
Buttern 199
Butze, Schlafgelaß 1, 198, 200, 203f., 205, 206, 208, 209, 218, 219
Buxtehude, Schafmärkte 65

C

Celle 39, 43, 144, 257
Charakter = eigensinniges Wesen 155
Christus, s. Osterglaube 56
Cylinderhut 53, 143, 175

D

Dach u. Dachstroh 79, 193, 211, 212
Dênsten, Dienstboten 55
Dichtung: s. Dorfreime, Kinder, Rätsel, Spinnlieder. Ferner 168, 173, 187
Dickdrahtmuster 122
Diele 77f., 94, 152, 153, 176, 179, 181, 188, 192, 195, 196, 200, 201, 208f., 212, 214, 219, s. Lehmdiele
Diemen, Haufe gehauener Heide- oder Grasplaggen 66f.
Dingen, Name eines Herdes 193f.
Dohnen stellen 36
Dohren 96
Doknadel, s. Broche
Donnerkraut 207
Döntjen 192
Doppelnamen 4
Dorf 36ff., 88, 174, 185, 188, 252f.
Dorfreime 110
Dorfteich 249
Drechsler 99
Drehorgel 110
Dreifuß 193
Dreikamm (Wollstoff) 121, 144
Dreimaster 142
Drinkelputt, Topf zum Trinken 75
Drömt, dat = die Aufzugsenden 117, vgl. 116, 118 u. 229
Druhewald, Name e. Waldes 58
Dünger 59f., 60, 61, 64, 69, 73f., 214
Düwels, d. bösen Geister 38

E

Egge 68
Eheberedung 161
Ehebett 162, 169, 170, 177
Ehegatten, gegenseitige Anrede 184
Ehen, gemischte 155f.
Ehestiftung 161, 162, 177
Ehrenkleid 161, 162, 169, 175
Ehrentänze 180f. E. d. Zimmerleute 187
Eichen 74, 208
Eichsfeld 259
Eiersammeln 39, 41, 152
Eierspeisen 226
Elja, Wiege 12
Eilen, Ährenzacken 77
Eimer 213f., 216
Eimi (Rätselspiel) 52
einheiraten 163, 177, 184
Einschlag (b. Weben) 117f.
Eisbahn 36
Elbmarsch, s. Winsener E.

Emmen Ortsname 40, 260
Elbe 73
Engel 42
Erblaus 262
Erbfolge 163
Erbſen 74, 156, 227
Erbſilber 240
Erbtuch 9
Ernte 69, 74f., 226, 251
Erntefeſt 152—4
Eſcherlaken 121
Eſel, ſ. Kinder, uneheliche
Eſſen (Benennungen d. Mahlzeiten, die Küche der Heide) 221—30
Eteldok, Tuch mit Eſſen 75, 222
Eulenloch 201
Everſtorf 243
Ewe, Mutterſchaf 63

F

Fachwerk 185
Faller(ſch), Gevatter(in) 2
Fallſucht 239f.
Farben: bunte 123, dunkle u. hellere 129. F. d. Kronenbänder 139. Rot am Kiſtenwagen u. Hochzeitstag 168, 175, auf d. Leichenpfahl 263. F. d. Teller 198. Anſtrich d. Zimmers 202 u. 203, d. Wagenleitern 69, d. Ruhebank 204. F. d. Sterbekittels 262, ſiehe Schwarz, Weiß.
Färben u. Färbetopf 94, 123, 124
Faſch, Faſt, weiße Schwämmchen 9
Faſtnachtsabend 152
Febelur, Vive l'amour, Spiel 20
Feder im Volksglauben 248
Federvieh 77
Feld 250, 253
Feldhüter 250
Feldſcherer 236
Feldſteine 191, 209
Felgen 68
Fenſterln 157
Feſttage, erſte 127, zweite 137
Fett (Volksglaube) 243
Feuer, Beſprechen d. F. 240, d. laufende F. 241f.
Feueranmachen 192
Feuerboden 191
Feuerſtätte, ſ. Herd
Feuerſtülper 190, 192
Fibel 46
Finger, Bezeichnungen d. F. 17
Finkenſtein, Spiel 24
Fintel, Ortsname 90, 216, 217
Fiſchermeier 41f.
Flachs 74, 76, 86, 90, 93f., 120, 253
Flett, Teil d. Hauſes 99, 110, 112, 121, 145, 183, 188f., 191, 192, 193, 195, 196, 198f., 199, 200, 201, 202, 208, 209, 210, 212, 220, 228, 250
Flieder 74, 237
Flöten 22
Flunkerkapotten (Hüte) 124
Forhem, Überjacke, Sonntagsjacke 142f.
Formeln 2, 56, 245 („beindick oder armdünn"), 261
Frauen: regieren am letzten Jahrestag 44, am Sonnabendabend 80. — 74, 76, 90, 96, 97, 102, 111, 207, 213, 220—64
Frê, Heirat 157
Freiwerber 157f.
Freſ', Teil d. Abendmahlstracht 128
Freundſchaft = Verwandtſchaft 181, 182, 245, 250, 253f., 262
Friſur 99, 130, 133, 139, 202
Fruchtfolge 68
Frühzeit = Frühſtück 222
Fuchs aus d. Loch 23
Fuhrmann 55, 81
Fukerhahn, Kartenſpiel 20
Ful Ei, Spiel 23
Fürfack = Flett 196
Fußbank 195, 205

G

Gabel 183, 206
Gallenwek, St. Galluswoche 74
Gallustag 228
Gang (Webeausdruck) 112f., 115
Gänſeaugenmuſter 121
Gänſefedern 170, 171, 204, 245
Gänſehüten 20, 208
Gänſezucht 244f.
Garbe 77, 79

Garn, Färben d. Wollgarns 94 f., Kochen d. G. 111 f., s. Haspeln, Scheren, Weben
Garnwickel 18
Garnwinde 118
Garten 207
Gastfreundschaft 152, 225, 248, 252
Gattertür 188
Gaw', Geldgeschenk 6, 176
Gebäck, besseres 233
Gebälkkonstruktion 209 f.
Gebet = Deklamation 166, 186, vgl. Betkinder 53. Im kirchlich-religiösen Sinne 7, 186, 222, 223, 243, 250
Geburt 1 ff.
Geisterglaube 38, 172
Gelach, Spinnstube 102
Geld 83 f., 250
Geldgeschenk 173, 180, 187, s. Gaw'
Gemeinde, Entwicklung d. G. 57 f.
Gemeindeversammlung 57, 164, 250 f.
Gemeindewald, s. Markgenossenschaft
Gemüse 74, 228
Genossenschaften, s. Holzgenossenschaften
Genoveva 46, 56
Gensler, Jakob 257
Geräte, landwirtschaftliche 68 ff.
Gerichtsstand 217
Gerste 230
Gesangbuch 7, 53, 127, 139, 261
Geselligkeit 253 f.
Gesinde 55 ff., 195, 221, 251, s. Knecht, Magd
Gest = Bärme 226
Gesundheitspflege 247, s. Heilmittel
Getreide 69, 74, 208, 212, 215, 216, 220, s. Hafer, Roggen
Gevattern 2 f., 6
Gewitter 207
Gicht 241
Giebel 186, 192
Giffel, große Holzgabel 50
Glasscheiben, gemalte 186
Gliederreißen 8
Glinschen, Dahingleiten über d. Eis 36
Glückwünsche 180
Gô, Mark 57
Goethe (Anklang eines Sprüchwortes) 236, Anm. 1
Göhrde 40
Goldbecker Mühle 238 f.
Gottesgeld, Mietsgeld 56
Grapen 191, 199, 213
Grasessen 38
Grashof 208
Grauen, Ortsname 250
Grenzmarke 189
Grenzverrückung 57
Großmudder Schötteldok, Spiel 23
Grüner Donnerstag 38, 53, 127, 228
Gürtel 125 f.

H

Haar 241, rotes H. 154, s. Frisur
Haarschneiden 64
Haarwirbel 9, 237
Habsucht im Volksglauben 261
Hackels, Häckerling 66, 79
Hafer 81
Hafergrütze 222, 229
Hagen (Hecke) 44, 249
Halbhöfner 161, 172
Halbwolle 120, 142
Halvesbostel 40, 81, 164, 243
Hamburg 16, 73, 83, 85, 246, 257
Hamburger Bier 230 u. Anm. 1
Hammel, bei d. Pfingstfeier 39 f.
Handarbeitsunterricht 46
Handeln u. Händler 135, 247
Handtuch 121 f., 198
Handwerker 91, 163, 170, 186 f., 228, 233, 234, 247, 261
Handwerksbursche 110, 247
Hanf 76, 81, 86—93, 94, 120, 121, 253
Hanstedt 130
Harn, b. Färben benutzt 94, als Bindemittel f. d. Lehm 64
Haselnüsse 243
Haspeln 97, 101 f., 169
Hattspann, Herzbeklemmung 9, 237
Hauben 83, 86, 103, 172, 250, 262, siehe Kopftracht
Haubenbänder 83, 133, 136 ff., 138

Haus: D. H. u. ſ. Einrichtung 188—220, ſ. Häuslingshaus
Hausbau 159, 214, ſiehe Husbörn
Haus- u. Schutzbrief 205
Haushaltsgeld 246
Hauslauch 207
Häusling u. Häuslingsfrau 59, 66, 74, 90, 110, 111, 158, 172, 184, 217, 232
Häuslingshaus 216 bis 220, 255
Hausmittel, ſ. Heilmittel
Hausnamen 183f.
Hausrat 198f.
Hauswirtſchaft 82f.
Hebamme 2, 3, 4, 8
Hecheln 92
Heck, dat = die Einfahrtspforte 168
Hede 86, 88, 90, 91, 92, 102, 121
Hedwige = heiße Wecken 233
Heide, als Teil d. Mark 58f. Sand-, Moorheide 66f. — 61, 69f., 215, 217
Heide = ungetauftes Kind 6
Heidebeſen 63
Heidebürſte 63, 235
Heidehauen 66f., 73
Heidendreck, der Stuhlgang Ungetaufter 2
Heidhümpel, Heidehaufen 69
Heidlehn, ſ. Heidehauen 66
Heidmark (Teil d. Lüneb. Heide) 121
Heidſchnucken 61
Heilmittel 207, 208, 236 bis 242, ſiehe auch Volksglauben
Heimweh 182
Helgoländner (Hüte) 124
Helljäger 44
Hellſeherei 43, 242f.
Hemd 47, 80, 97, 120, 122. Von der Braut geſchenkt 172. Volksglaube 248
Herd 79, 94, 183, 200, 218—20, 246. Tanz um ihn bei d. Hochzeit 183. Geſchichte d. H. 189—95
Hermannsburg 81, 127, 129, 251, 257
Heu 69, 74, 76, 200, 201, 208, 212
Hexen 8, 37, 43, 239
Hexenkrut, Bärlapp 9, 240
Hille, d. Raum über d. Kuhſtall 79, 211, 212
Himmelsbrief 205
Hirtenleben 38f., 60, 63
Hittfeld, Ortsname 2, 88, 248
Hochdeutſche, das: Einflüſſe d. H. 184, 188, 208
Hochzeit 121, 134, 136, 159, 163—83, 233, 263
Hochzeitsbaum 171
Hochzeitsbitter 3, 164f., 172, 174, 180, 181, 182
Hochzeitsgeſchenke 173f., 175, Anm. 2, 198, 202, 249
Hocke (zehn Garben) 77
Hof: Übergabe d. H. 159, 199, 254. Einteilung d. Höfe 217
Hof, de lütte = Gemüſegarten 74
Höfner 216, 245
Höftſtänder 112, 121, 189, 198, 200, 209 bis 211
Holden: Verehrung d. H. 208
Holland u. Seeland, Spiel 23
Holle, Frau H. 43
Hollenbeck, Ortsname 208
Hollenſtedt 25, 81, 135, 140, 159, 168, 208, 215, 217, 251, 260
Hollinde, Ortsname 208
Hollunder 208
Holting, Gemeindeverſammlung 57
Holtorf 208
Holvede, Ortsname 81, 208
Holz: Holz geliefert 57f., 215
Holzaſche 111, 120, 204, 248
Holzgenoſſenſchaften 57ff., 171, 215u. Anm. 1, 259f.
Holzintereſſenten 59
Holzordnungen 57
Honigbier 231
Hopfen 230
Horn, Kuhhorn 59, 250
Hufeiſen, Annageln d. H. 38
Hühner 224, 244
Hühnerglaube 244
Hûk, de = das Zäpfchen 237

Hund, im Volksglauben 8. Dull Hund, Kinderspiel 23
Hundenamen 45
Hûr, Miete 66
Hürden 62
Husbörn, Richtfest e. Hauses 185 f.
Hut 248, Anm. 1, 251, 257, s. Kopftracht

I

Imker 55, 81
Industrie u. Tracht 82 f.
Infoërn, dat = Stallfütterung 62
Irrlicht, vom Erdlicht verschieden 243
Jagd 57
Jakobsdag, Jakobi 74
Jarfskauken, von der Braut u. d. Kranzjungfern gespendet 176
Jesteburg 135
Johannistag 8, 9, 74, 237, 238, 240, 241
Jürden (dull J.), Spielzeug 22
Jus primae noctis 160

K

Kaffee 225
Kalender 46
Kaltes Fieber 8
Kamin 195
Kamm (b. Weben) 114, 117
Kammerdok, Batist 151
Kammern 200, 206, 209, 219
Kammfutteral 202
Kanjês, Kind Jesus 42
Kanjêskoken Weihnachtskuchen 42
Kantiljen 137
Kanzel, von d. K. poltern 164
Karfreitag 38
Karlstein (nach Karl d. Gr. genannt) 246
Kartenorakel 25
Kartenspiel 20
Kartoffeln 76, 81, 88, 195, 203, 221, 222 f., 225, 226
Käse 235
Kasper 48
Kasseltüg, Taufkleid 3
Kattenkês, Dolden d. Malve 21
Katzenfüttern 156, 224
Kaufmann 46, 65, 129, 135, 202, 231, 247
Keller 199, 234, 235
Kessel 111, 175, 190, 191 f., 195, 200, 225
Kesselhaken 79, 189, 190, 191, 193
Ketten (sülwerne Kern) als Schmuck 126 f., 139
Kettenreim 15
Kiek, z. Wärmen d. Füße 4, 73, 195 f.
Kienspan 191, 192, 196
Kiepe 71
Kiepenbauer 246
Kinder: 1 ff. Lieder u. Reime 11 ff. Kleidung 17 f. Spiele 16—36, mit Gesang und Tanz 25 ff. Feste 36 f. Schule 45 f. Rätsel 48 f. K. im Sprüchwort 9, 18. Uneheliche K. 160
Kinderlied, melodische Einförmigkeit d. K. 33 f.
Kindtaufe, s. Taufe
Kindtaufsleute, s. Gevattern
Kirche u. Volksleben: S. Geburt, Taufe, Kirchgang, Konfirmation, Hochzeit, Begräbnis. Ferner Abendmahl, Andacht, Betglocke, Bibel, Gebet, Gesangbuch, Küster, Pastor, Pfarrhaus, Pflicht, Postille, Siebenstern, Sonntag, Volkssitte
Kirchenbesuch 249
Kirchensteuer 217
Kirchgang d. Mutter 7, 8
Kirchhof 38
Kirchspiel u. Tracht 85 f.
Kirchtracht 127 f., 134, 136 f., 138, 143 f.
Kirchwagen 69
Kissen 171, 172. D. „große K.“ (Stück d. Aussteuer) 3 f., 10, 170
Kiste = Brautkiste 162, 169
Kistenpfand 161, 162, 169
Kistenwagentag 168
Kiwitt, Knabenspielzeug 22
Kleiderordnungen 84
Kleiderschrank 170, 172
Kleidung 1, 17 f., 53 f., 75, 80, 122—44. Kl. u. wirtschaftliche Verhältnisse 83 f., 129 f., 135, 138, s. Begräbnis

Klingbüdelsmütz, Zipfelmütze 17, 143, 262
Klöben, Gebäck 233
Klöße: 223, 225. Grote Klüten 179 f. Klütenklock (Betglocke) 222
Knaben: s. Kinder
Knabennamen 4
Knecht 55 ff., 66, 71, 73, 74, 77, 79, 80 f., 88, 97, 103 f., 120, 145, 172, 188, 192, 232, 249. Großknecht 65 f., 72 f., 247. Kleinknecht 61, 65
Knittel, beim Wählen 24, Berufungszeichen 250
Knopfspiele 34 f.
Knüppelsmütz 136, 137, 250
Kochen, s. Essen
Köchin, Schwarze K. (Reigen) 30. Bei d. Hochzeit 167, 172, 176, 179, 180
Kock, Spiel 35 f.
Koffer 56, 120
Kohl 228
Kohtitt, Gummilutscher 4
Kokenplaten, Kuchenplatten 153
Kolik 238
Kolschal, Kaltschale 43
Konfirmation 53 f., vgl. 251
Konfirmationshaube 53, 128 f., 137
Kopfnadeln 127
Kopftracht 124, 129 bis 139. K. d. Männer 130, 143
Kornbehälter 79, 201
Kornboden 79, 90, 201, 230
Köst = Hochzeit 164
Kötner 158, 216, 217 u. Anm. 2, vgl. 252
Kragen 120, s. Kleidung
Krähenfuß (Bärlapp) 9
Krämpfe 9
Krankheit, geht in Baum oder Strauch über 8, vgl. 240 f.
Kranz 21, 40, 41, 58, 164, 174. Kr. d. Braut 139, 156
Kranzmädchen 186 f., vgl. 179
Kreisel 22
Kreuzweg 43
Kringelkranzreigen 29
Krone d. Braut 139 bis 142
Kronsbeeren 226
Kros (Bierkrug) 145, 198, 231
Kruck, Brett mit Stiel zum Schneescharren 62, vgl. 232, an d. Haspel 101
Krüsel 191, 192, 196 f., 205
Küche 195, 198
Kuchen 42, 233
Küchenlieder 172 f.
Kuckuck 21, 230
Kuckucksstuhl 21
Kufferdag, weißer Sonntag 56
Kugelfangspiel 18 f.
Kuh, eiserne 255
Kuhstall 200, 209
Kuhhirte 45, 57—61, 65, 80, 97
Kuhnamen 45, 52
kunkeln = heimlich handeln 247
Küster 177, 178, 251 f.
Küsterschule 53
kütbüten = heimlich handeln 247

L

Lade 56, 90, 170, 198, 201, 206
Laken (Tuchstoff, aus Wolle gewebt) 84, 121, 138, 144, s. Bett-, Notlaken
Lampen, brennende 156
Landflachs 80, 86
Landschaftsbild 208
Landstraße 144
Landwirtschaft 65
Lange, Heinrich, Pastor, Verf. d. Hollenstedter Weistums (um 1533) 215
Langeloh, Ortsname 96
Latein: Einflüsse d. L. 6, 24
Lauch 221, 226
Lebenslichter 180, 181
Lebensorakel 21
Legde, unbenutzt liegendes Land 68
Lehmdiele 64, 117, 188, 215
Lehnstühle 170 f., 172, 173, 180, 181, 204, 205
Lehrer 46, 53, 174, 180, 192
Leichenpfahl 263
Leierkastenmann 110
Leinen 79, 80, 86 ff., 120 f., 169, 170, siehe Kleidung
Leinenhütte 120

Leinenſchatz 170, 179, vgl. 202
Leſebuch 46
Lichtmeß 111
Liebe 154 f., 156
Liebensorakel 25, 156
Lieder, ſ. Spinn-, Tanz-, Wiegenlieder
Lifband, Gürtel 125
Lifhaken, Filigranſchloß 125
Liklaken, ſ. Sarglaken
Liſt (Webeausdruck) 114
Löffel, hölzerne 171, 183, 199, 206
Loeft, dat = Verlobung 158, 159 f.
Lohnverhältniſſe 80 f.
Löper, Spielkugel 18, 35
Luffen, Gebäck 233
Luhe, Flußname 58
Luke 218, 220. Im Volksglauben 9, 212
Lulei, Faullenzer 63
Lüne (Kloſter) 129
Lüneburg (Regierungsbezirk), ſik lünborgſch dregen 86
Lüneburg (Stadt) 84, 85, 86, 132, 134 f., 141 f., 172, 230
Lürade 135
Lure 1

M

Mädchen, ſ. Kinder
Mädchennamen 4 f.
Magd 55 ff., 73 ff., 80, 81, 97, 98 ff., 120, 145, 172, 188, 192, 213, 222, 228, 232, 249, 250. Großmagd 71 f., 76 ff., 87, 111 ff., 247. Kleinmagd 76 f., 79, 111, 222
Magen 237 f.
Mähgeräte 70
Mahljahre 162
Mahltit, de grote 179, 187
Mahlzeiten, ſ. Eſſen
Mahr 242
Maibraut 41 f.
Maibuſch, Birkenreiſer 40
Maifeier 40
Malve 21
Männertracht 142 f.
Mantel 4, ſ. Schenilje
Mardel, Spielkugel 18
Maria, Mutter Maria, Mädchenſpiel 26 f., 135
Marienkäfer 21
Markgenoſſenſchaft 57 f.
Markgrenzen 57
Markt 151 f., ſ. Schafmarkt
Marſchacht (Ober-, Nieder-M.) 214
Marſchbauern, ſtadiſche 70
Martini 20, 79
Martinsabend 39
Maſt 57
Maſtdarmaustritt 8, 238
Maſtzeit 76
Maulſchelle, Gebäck 233
Maulwurf 260
Meddel, e. Gras 74
Melken 76, Anm. 2, 121, 242
Melodien im Kinderlied 33 f., vgl. 63
Meſſer 183, 206
Meſſerſpiele 60
Met 231
Mietsgeld 56
Milchfieber 8
Milchſchrank 204
Milchwirtſchaft 199, 204 f., 225, 227, 234 bis 236
Mitgift 83 f., 155, 158, 159, 161 f., 172, 221
Mitternachtsſtunde 38, 43
Modiſche Einflüſſe 82 f., 125, 129 f., 132, 138 f., 139
Modetracht 82 f.
Möhm (Muhme) = Mutter 184. Vgl. Sög-m., Naſlans-möhm
Moisburg, Ortsname 9, 43, 46, 161, 240, 241, 259, 261, 262
Mond 241
Moor 71 f., 212, 243
Moppe, Kopfbedeckung 1, 3, 17, 130 f., 138
Morgengabe 172
Morgenſtern (Giebelverzierung) 186
Morgenzeit, erſtes Frühſtück 77, 221, 226, 227, 255
Mudder Gripſch, Hebamme 2
Müden, Ortsname 257
Munſter, Ortsname 257
Muſik und Muſikanten 110, 186, ſiehe Hochzeit und Tanzmuſik
Muſikantentiſch 145, 147
Muſikinſtrumente 145

Mützen 99, 130, 250, ſ. Kopftracht und Männertracht
Mützennäherin 1, 133
Myrte 139
Myrtenkränzchen am Cylinder 175

N

Nabelſtrang 8
Nachbarſchaft 178, 181, 188, 228, 252 f., 255, 261, 262
Nachgeburt 8
Nägelſchneiden 8
Nähen 38, 46 f., 251
Namengebung 3, 4 f., 183 f.
Napf (Treier) 224
Naflans-mudder oder Naflans-möhm, Nachbarsfrau, Begleiterin der Braut bei der Trauung 178, 249
Naturallieferungen 81, 255
Nebelkappe 147
Neckereien 38, 110, ſiehe Spottverſe
Regenlock, Spiel 35
Neubauern 217
Neuhäuſer Elbmarſch 138
Neujahrstag 44
Niederdeutſche Mundart 11
Ninive, d. Herr v. N., Reigen 28
Notenber, Genoſſenbier 79, 152
Notholz 261
Notlaken 256—61
Notweg 256, Anm. 1

O

Obſt u. Obſtbäume 208, 225
Ochſengeſpann 65, 66
Ochſenhirten 60
Ofen 192, 193, 200, 204, 218, 219
Ofenbank 97
Ohrringe 127
Oljohrsawend, Silveſterabend 43
Opfer 40. = Spende 176, 178
Orakel 42 f., ſ. Vörlat u. Liebesorakel
Orgel 177, 178
Oſtereier 37
Oſterfeier 36 f.
Oſterglaube 37 f.
Otter, Ortsname 96

P

Pachtpreiſe 66
Palmarum 53
Pantoffeln 45, 80, 103
Panzen, de lütten, kleine Mädchen 15
Papiermühlen 46
Pappmütze 17, 53, ſiehe Kopftracht
Paſcheier, Oſtereier 37
Paſtor 174, 176, 177, 178, 240, 251 f.
Paß (beim Einholen d. Ausſteuer) 168
Paten, ſ. Gevattern
Peduck, Kugelfangſpiel 18 f.
Peijaz (Bajazzo) 48
Pentagramm 72
Perlen 135, 140
Pfandrecht 57
Pfanne 206, 221, 222
Pfannkuchen 88
Pfarrhaus 3, 7, 53, 140
Pferde 65 f., 70, 217, 233
Pferdegeſchirr 70
Pferdekopf, Mädchenhut 75, 124, 152, am Schwingblock 91, am Webetau 117, am Giebel, beim Richtfeſt geſchenkt 186, am Rehmen 189
Pfingſtfeier 36, 38 f.
Pfingſtglaube 38
Pfingſtknabe 38 f., 42
Pfingſtochſe 40
Pflicht, Abgaben an Pfarrer u. Küſter 251 f.
Pflug 68
Phaethon 182
Pickern, Spiel 35
Pickfarw', ſwatte P. 97
Pimpahl, Spiel 35
Pingsbötel, Pfingſtknabe 39
Plaggen 58 f., 60, 61, 66 f., 212
Platen, Schürze 124
Polterabend 172
Por Ärmels, Kattunjäckchen 1
Poſe, Knabenſpielzeug 22, zur Aufnahme von Ungeziefer 262
Poſtille 46, 80
Prager, d. herumziehenden Muſikanten 110
Prinzmetall 125
Proewen = Präbende 251, 254

Puffer = Buchweizenpfannkuchen 226, = Topfkuchen 233
Puppe 18, 171
Puppenſpiel 48
Puſtblom, Löwenzahn 21
Puttlock, Spiel 34 f.

R

Rätſel 48 f., 110
Rätſelſpiel 52
Raubkammer, Teil d. Lüneb. Heide 55, 63, 68, 81, 189, 225, 226, 241
Rauch, d. R. d. Herdes 183, 192 f., 212, 220, 230
Rauchfleiſch 222, 223 f., 230, 247
Rauchhaus 192
Rauchhuhn 246
Rauſchgold 175, 202
Realgemeinde 59
Rechenunterricht 46
Regesboſtel 240
Rehmen, de, d. Balkenwerk über d. alten Feuerſtätte 189—192, 195
Reif, ſchadet d. Schafen 62
Reigen 26 f., 33, 145, 146, 151
Reiheſchule, Reihetiſch 46
Reiten 70
Richtfeier, ſ. Husbörn
Rick (Reck, Querſtange) 44, 120, 249
Ringen 36
Rocken 92 f., 110, 111, ſ. Spinnrad
Roggen 74, 77, 79, 182
Roggenfeinmehl 118
Roggenkorn (Volksglaube) 156
Rölkentee 238
Roſe, Beſprechen d. R. 240
Roſen = Gartenblumen 207
Roſengarten, Forſthaus (bei Harburg) 246
Roſt (Anhitzen auf d. R.) 229
Rüben 228, Anm. 1
Ruhebank 204
Rump, Kleidungsſtück 122, 123, 125
Rundſtück 233

S

Saatzeit 65, 66, 77, 79
Sachſenroß 48, 198
Salat 227
Salbei 208
Salz 8, 139, 182, 240, 242
Sämereien 207
Sarg 243, 255—63
Sarglaken 255—7, 259, 260, 262
Sattelhof 217
Sauerampfer 20
Säugen 11, 183
Saugflaſche 4
Schachtel, für Hauben 134 f.
Schafe, Einhecken d. Sch. 62, 64
Schäfer 55, 61—65, 77, 80, 81, 97
Schäferkarre 62
Schafmarkt 65
Schafmiſt, heilkräftig 238
Schafſchaufel 61
Schafſchere 64
Schafſchur 64
Schafſtall 61, 65, 94
Schafzucht, ſ. Schäfer
Schap, Tannapfel 21
Schatolle (Schetull) 169, 172, 201 f., 205
Scheeſſel 146, 157
Schenilje (Mantel) 170, 249
Scheren d. Garns 112 f.
Scheune 76, 152, 215, 216
Schießbüchſen 22
Schilleratſen, Wandſchmuck 205
Schimmelreiter 42 f.
Schinken 230
Schinkenteller 75, 199
Schippern, Werfſpiel 36
Schlachten 193, 199, 227, 228—30
Schlafgelaß, ſ. Butze
Schlitten 36
Schmuckſachen 56, 125 f.
Schneeballen 36
Schneverdingen 97
Schnitzwerk 205
Schnüren (b. Mähen) 75
Schornſtein 192
Schreibunterricht 46
Schreien, Mittel gegen d. Schr. 8, 9
Schriftſaſſengüter 217
Schuhe und Schuhwerk 45, 62, 76, Anm. 2, 80, 81, 125, 143, 191, 247

Schulbücher 46
Schule 45 f., 60, ſ. Lehrer, Küſter, Konfirmation
Schürken, Zahnkrämpfe 9
Schürze 76, 79, 151, 157, ſ. Kleidung
Schüſſel, Brotſchaufel 50, 232
Schut', Schürze 76, 121
Schwangerſchaft 7
Schwarz als Trauerfarbe 258—60, 263
Schwarzſauer 183, 229 f.
Schwefelſticken 192
Schweinehirt 58
Schweinemaſt 58, 81
Schwibbogen, Teil eines Herdes 79, 193 f.
Schwingen d. Hanfes (Flachſes) 90 f.
Sehnenverrenkung 7
Senſe 70, 74 f.
Seſſelſtrick, z. Schärfen der Senſe 70, 74
Sichel 66, 74
Siebenſtern 43
Siebmacherin 247
Silveſterabend 42, 43 f.
Sippe, ſ. Ehrentänze u. Freundſchaft
Slaviſche Trauertracht 258 f.
Sleſ, Kochlöffel 199, vgl. 235
Slick, Nachgeburt 8
Sludderbüx, Schlotterhoſe 64, 88, 92, 121, 142
Smitten (Webeausdruck) 114
Snippmütz, ſ. Kopftracht
Snurrkaſel, Knabenſpielzeug 22
Sögmöhm, Säugemuhme (bei d. Taufe) 4
Soldat 110
Soltau 97, 230, 231, 257
Sommerküher 61
Sonnabend: beſondere Arbeit 79 f., 102, 110, 205
Sonne 8, 37, ut de Sünn braken 88
Sonntag 80, 111, 249 bis 51, 253
Sonntagstracht 125, 134, 136, 137, 143 f.
Spangen 125, 143
Sparren 210 f.
ſpazieren 250
Speicher 152, 216
Speimi (Rätſelſpiel) 52
Spiegel 202
Spiele, ſ. Kinder
Spielzeug 18 f., 22
Spieß (der Hochzeitsbitter) 174, vgl. 165
Spindelbaum 229
Spinnelwark = Hanf u. Flachs 99
Spinnen 44, 46 f., 48, 76, 79, 94, 99, 192
Spinngewebe (grot Brutlaken) 156
Spinnlieder 11, 103 ff., 144
Spinnrad 98—101, 171
Spinnſtube 97, 102—110
Spökkieker, ſ. Hellſeherei
Spottverſe 6, 39, 63, ſ. Dorfreime
Springen, als Ausdruck der Freude 27
Sprunk (Webeausdruck) 114, 117, 118
Spulen z. Spinnen 97, 100, 102, 111, zum Scheren 112, 119, zum Einſchlag 117, 118, 119
Spulenblock 97
Spulrad 96 f., 117
Staatswagen, der 175
Stab als Zeichen der Herrſchaft 177
Stade (Regierungsbezirk) 67, 69, 86, 123, 124, 129, 156, 157, 238
Ställe 79, 200, 209, 215 f., 218, 219
Stallzeug 121
Standesamt 177, 178
Starsbeck, Papiermühle 46, 239
Staubmühle 94
Stecknadeln 53, 125 f., 128, 150
Steinbeck, Ortsname 58
Steinmauer 212
Stern: der Orgel 178, Anm. 1. Zierde des Giebels 186, d. Rehmens 189
Stiefelgeld 160
Stiller Freitag 38, 127
Stirnband 130—3
Storch 160
Strebkatzenſpiel 25
Streitfedern 245
Strich (an der Haube) 134, 136 ff., 249
Stricke, z. Einfahren 69
Stricken 38, 48, 61, 63, 96, 97
Strohhalm 244, 248

Strohkranz 40. Als Unterſatz 190, 191, 225
Strohwiepen, nach der Beerdigung verbrannt 262
Strümpfe 18, ſ. Stricken
Stuben 199, 200, 201 bis 207, 218, 219
Stuten, Semmel 42, 233
Stuvenwald 246
Suderburg 138
Sülze, Ortsname 257
Suppe 222, 227, 228, 231
Suppenkraut 74, 222
Sympathiemittel 7 f., 38, 239—42

T

Tacitus (Anklänge an die „Germania") 171, 208
Tagelöhner 66, 75, 90
Tageszeit, hohe T. im Volksglauben 74
Taille, ſpitze 125
Tanz 110, 120, 125, 143, 145 f., 158, 174, 175, 176, 179, 182, 183, 186 f., ſ. Ehrentänze
Tanzlieder 14 f., 25, 144, 147—51
Tanzmuſik 56, 134, 144 f.
Taſchentuch 53, 127, 168, 175, 187, 249
Tau, der 75
Tau, dat = Gerät 111
Taufbecken 178, vgl. 205
Taufe 2 f., 73, 121, 253
Taufmoppe 3
Taufzeug 3 f.
Taufendgüldenkraut 238
Teller 198, 199
Teufel, vgl. Düwels 43
Thomastag 43
Tiſch 205 f.
Tiſchtuch 97, 122, 201, 206, 222
Tod, auf d. T., Gegend d. Lüneb. Heide 96
Tod, Vorzeichen u. Volksglaube 260 ff.
Tollhundsbutter 238
Torf 58 f., 69, 71 f., 192, 215
Torfſtecher 72
Toſtedt 96, 216
Totenfrau 261
Totenhand 241
Totenhemd 259, 261
Totenkittel 261 f., 263
Totenlicht 8
Totenverehrung 38
Tracht, ſ. Kleidung
Trägheit, entehrend 154
Tranfunzel 197
Trauer, Tücher f. Tr. u. Nichttrauer 83
Trauerjahr 260
Trauermützen 138
Trauung 163, 177 ff., 249
Trinkgeld 76, 169, 180, 247 u. Anm. 1
Trinkſitten 248
trohattig = treu 155
Tücher 103, 187, ſiehe Kleidung
Tunke 223 f., 226
Türen d. Hauſes 188 f., 200, 218, 219. Große T. 168, 176, 179, 183, 212, 214, 263. Kleine T. 192, 207, 212
Tuſchfrê, Tauſchheirat 158
Twick, e. Gerät 67

U

Ullersmann, ſ. Ältermann
Ülzen 31
Ungeziefer, d. Leiche mitgegeben 262
Unterröcke 124 f.
Upundalſprunk, höchſte Freude 27

V

Vater, niederdeutſche Formen d. Wortes 184
Verden 14
Vergodendeel, Erntefeſt 152 f.
Verkoppelung 59 f., 65, 129, 217
Verlobung 157, 158 ff., 163, 164
Verlobungsringe 159
Verſchreibung, ſ. Eheberedung
Veſperzeit 224
Vieh 179, 208 f.
Viehhandel 247
Viehhüten 45
Vierlande 82, 83, 194
Vögel (ausgeputzte Eier) 153, 205
Vogelfang 36
Voigt im Kirchdorf 250
Volk = Geſinde 224
Volksglaube: 7 f., 36 ff., 74, 139, 156, 178, 180, 181, 182, 185, 186, 189, 207, 208, 232, 244, 248, 259—63, ſ. Heilmittel u. Vörlat
Volkslied, ſ. Lieder
Volksmedizin, ſ. Heilmittel

Volksſitte, kirchliche 250. Kirche u. V. 258
Volkstracht, echte und unechte 81 f., 129
Vollhöfner 172
Vollmeier 217
Vollſpänner 217
Vörlat (Vorbedeutung, Vorgeſicht) 7, 9, 43, 44, 156, 178, 186, 241, 243, 248
Vullbuksawend, Weihnachtsabend 42

W

Wachs 231 f.
Wagen 68 f., 76, 171, 175, 182, 212, 214
Wahrenholz, Vogtei 257
Wald, ſ. Markgenoſſenſchaft
Waldhörner 22
Wandſchmuck 54, 205
Warmbier 183, 231
Warzen 207, 241
Waſch, auf d. Kopf getragen 85
Wäſche 193, 199, 248 f.
Waſſer 248. Heilkräftig 37 f. Kochendes Aufwaſchw. 156. Schneidendes W. 238. Brühwaſſer heilkräftig 238. Ausgießen von W. hinter d. Sarg 263
Water-warmber, Suppe 2
Weben u. Webſtuhl 76, 77, 111—22, beſ. 115 f., 162
Weberſchiffchen 118, 119, 120
Weichſelzopf 242
Weide, Anrecht an die W. 57, 58 f., 60, 68, 217
Weiden, gemeinſames 58 f., 60
Weiden (zu Knabenſpielzeugen gebraucht) 22, zum Binden 68, 199, 211
Weidenbaſt 41
Weidenbügel, an der Wiege 11
Weidenſtecken 20
Weiderecht 58, 59, 66, 81
Weihnachtsfeier 36, 42
Weihnachtsglaube 38, 42
Weistümer 57 f., 215
Weiß als Farbe der Abendmahlstracht 129, als volkstümliche Trauerfarbe 258—60
Weißer Sonntag, falſche Erklärung 53, 56
Weißes Laken (b. Wahrſagen) 42
Weißſauer 230
Welle, Ortsname 96
Wellern, das (des Bodens) 188, 191
Wendland (= Wendenland), hannoverſches 132, 136, 143, 258
Werg, Rohrhalm mit W. zum Saugen 4
Wermut 238
Weſterbeck, Ortsname 41
Weſterbecker Moor 43, 138, 143, 144
Weſtergellerſen 140
Wettaufſtehen 38 f., 40
Wettaustrieb 40
Wettebraken 88
Wetterglaube 38, 193
Wettheimtrieb 40
Wettringen 60
Wettſpinnen 102
Wickelbänder 1
Wiege 3, 9, 10 f.
Wiegenlieder 11 f.
Wiemen = Stangengerüſt d. Hühner 182, 212, zum Räuchern 192
Wieſen 73 f., 217. Als Mitgift 84
Wietzendorf 257
Wilde Jagd 44
Wildnis, Teil d. Mark 58 f.
Windbrüche 57, 215
Windbüx, ſ. Sludderb.
Winſen, a. d. Aller 58
Winſener Elbmarſch 85, 138, 143, 214, 256
Wirbel (d. Kopfes), ſ. Haarwirbel
Wirtſchaftliche Verhältniſſe 182, ſ. Kleidung
Wiſtedt 96
Wochenbeſuche 2, 121
Wochentage: bevorzugt oder gemieden 74, 167, 186, 241
Wöchnerin 1 f., 204
Wocken, ſ. Rocken, in d. W. ſammeln 253
Wockenblätter 93
Wodan 44
Wohlesboſtel 260
Wohnſchein 164
Wolf u. Gans, Spiel 18
Wolle 63 f., 80, 94 f., 96 f., 97, 102, 120 f., 231, ſ. Kleidung

Wollhandel 64 f.
Worfeln 79
Wurfſpiele 60
Wurſt 228 f.
Wurzeln 74, 228

3

Zähne 7, 8 f., 241
Zahnweh 38
Zaun 212
Zäunen e. Hauſes 188
Zehnte 245
Zeitungen 202, 251
Zinngerät 198
Zuckertitt, Zuckerlutſcher 4
Zunderlade 192
Zunge, Löſen d. Z. 8
Zutrinken 181, 182
Zwerge 241
Zwillinge (Tweſſelte), Heilkraft e. Mutter von Zw. 7, vgl. den gabelförmigen (twelten) Baum 8
Zwirn 80
Zwölften, die 44

Arldt und Flamm, Die Funkentelegraphie. Mit 75 Abbildungen. Brosch. Mk. 1.80.

Dühring, Dr. Eugen, Logik und Wissenschaftstheorie. Denkerisches Gesamtsystem verstandessouveräner Geisteshaltung. 2. durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Brosch. Mk. 10.—, gebd. Mk. 12.—.

Haacke, Dr. W., Vom Strome des Seins. Blicke auf unser künftiges Weltbild. Brosch. Mk. 1.50.

Höffding, Professor Dr. H., Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Brosch. Mk. 4.—.

Lange, Dr. C., Über Gemütsbewegungen. Eine psycho-physiologische Studie. Brosch. Mk. 1.80.

Lütgenau, Dr. F., Darwin und der Staat. Preisgekrönte Arbeit. Brosch. Mk. 3,20, gebd. Mk. 4.—.

Rheinhard, Dr. W., Schönheit und Liebe. Ein Beitrag zur Erkenntnis des menschlichen Seelenlebens. Brosch. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.

Kropotkin, Fürst Peter, Gegenseitige Hilfe in der Entwickelung. Brosch. Mk. 8.—, gebd. Mk. 10.—.

Rau, Heribert, Das Evangelium der Natur. Ein Buch für jedes Haus. 8. Auflage. Mit 90 Abbildungen. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50.

— —, Beethoven, Ein Künstlerleben. Kulturhistorisch-biographischer Roman in zwei Bänden. 4. Auflage. Brosch. Mk. 7.50, gebd. Mk. 9.—.

— —, C. M. von Weber, Ein Künstlerleben. Kulturhistorisch-biographischer Roman in zwei Bänden. 2. Auflage. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50.

Roßmäßler, Der Mensch im Spiegel der Natur. Mit über 100 Abbildungen. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50.

Schneider, Dr. J., Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 31 Tafeln. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50.

— —, Des Volkes Kraft und Schönheit. Mit 111 Abbildungen. Brosch. Mk. 10.—, gebd. Mk. 11.50.

$2.25
15 apr 1921

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 108 297 3